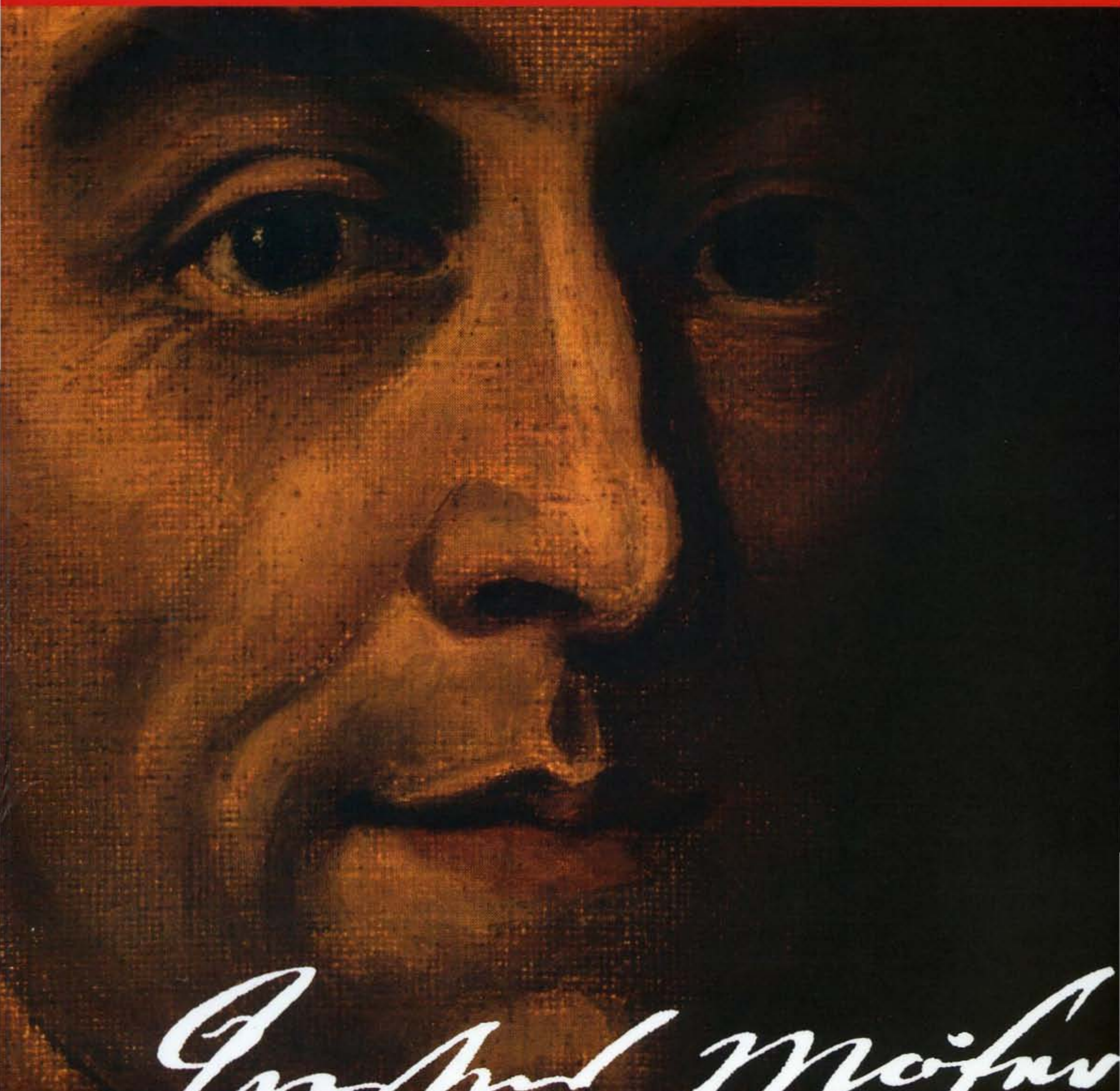


»Patriotische Phantasien«



*Justus Möser*

*Justus Möser 1720–1794*

Aufklärer in der Ständegesellschaft



Vor 200 Jahren, im Januar 1794, begruben die Osnabrücker den Juristen und Politiker, den Autor und Historiker Justus Möser in der Kirche St. Marien am Markt, wenige Schritte von seinem Geburtshaus entfernt.

Im ›Jahrhundert der Aufklärung‹ war Möser mit seinem europäischen Horizont einer der geistigen Anziehungspunkte in Norddeutschland. Von Jugend an in Berührung mit historischer und philosophischer, aber auch ›schöner‹ Literatur aus Frankreich, Holland, England und Italien, macht er ein ›Wochenblatt‹ für Niedersachsen, antwortet Autoren wie Voltaire und Rousseau mit gedruckten ›Sendschreiben‹.

Als Anwalt im Auftrag des Osnabrücker Adels wird Möser ein gefragter Jurist. Bald ist er als ›Advocatus Patriæ‹ Prozeßvertreter des katholischen Fürstbischofs Clemens August und zugleich Vertrauensperson des hannoversch-britischen Königshauses. Er hilft mit, die Regentschaft des erst zweijährigen evangelischen Prinzen Friedrich von York als Fürstbischof des Hochstifts Osnabrück durchzusetzen. Nach seiner Londonreise 1763 zieht Möser als ›Regierungsconsulent‹ und ›Geheimer Justizrath‹ in Osnabrück politisch die Fäden.

Sein ›Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen‹ ist ein Plädoyer für ein lebendiges, ›volkstümliches‹ Theater. Möser an Friedrich den Großen gerichtete Schrift ›Über die deutsche Sprache und Literatur‹ fordert das Existenzrecht für eine neue deutsche Literatur. Streitfall dabei ist das Sturm-und-Drang-Schauspiel ›Götz von Berlichingen‹ des jungen Goethe.

Auf der Osnabrücker Bühne agiert Möser selbstbewußt als praktischer Verfechter des ›Gemeinen Wesens‹, will beschränkte Perspektiven der Stände überwinden zugunsten eines allgemeinen Besten – ein Standpunkt, mit dem das Bürgertum des 18. Jahrhunderts ›politikfähig‹ wird. Mit seiner ›Osnabrückischen Geschichte‹ unternimmt Möser den Versuch, die Zeitgenossen zugleich auch historisch zu beheimaten. In Möser's ›Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen‹ schließlich kann das Publikum regelmäßig seine Essays und Abhandlungen lesen: Von der Ökonomie des landwirtschaftlich geprägten Landes, vom Handwerk im Zeichen verfallender Preise und Zunftbeschränkung, von rationaler Haushaltung, Kleiderfragen, Gartenbau und Gesundheit, Sittenkritik und Gefühlskultur.

Unter dem Regiment patriarchalischer Vernunft fordert Möser ganz modern auf zu Mitwirkung und Eigeninitiative der Stände, Gruppen und Individuen, ohne allerdings das obrigkeitliche Entscheidungsmonopol preiszugeben. Als ›Patriotische Phantasien‹ in den Jahren 1774 bis 1786 gesammelt erschienen, haben Möser's Texte ein weites Echo; Goethe rühmt ›dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts‹, weil sie ›sowohl der Materie als der Form nach überall zum Nutzen und Frommen dienen würden‹.



»Patriotische Phantasien«  
Justus Möser 1720–1794  
Aufklärer in der  
Ständegesellschaft



Schriftenreihe Kulturregion Osnabrück  
des Landschaftsverbandes Osnabrück e.V.  
Band 6

Schriften der Universitätsbibliothek  
Osnabrück, Sonderband 1



# »Patriotische Phantasien«

*Justus Möser*  
1720–1794  
Aufklärer in der Ständegesellschaft

Ausstellung anlässlich  
des 200. Todesjahres Justus Möser



»Patriotische Phantasien«  
Justus Möser 1720–1794  
Aufklärer in der Ständegesellschaft

Ausstellung anlässlich des 200. Todesjahres  
Justus Möser

Museum des Landkreises Osnabrück in  
Bersenbrück: 22. April – 11. Mai 1994  
Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück:  
15. Mai – 3. Juli 1994

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Möser-  
jahr 1994« des Landschaftsverbandes Osnab-  
rück in Verbindung mit Stadt und Landkreis  
Osnabrück

Veranstaltet von der Justus-Möser-Dokumen-  
tationsstelle des Fachbereichs Sprach- und  
Literaturwissenschaft an der Universität Osnab-  
rück in Zusammenarbeit mit dem Kulturge-  
schichtlichen Museum Osnabrück, dem Land-  
kreis Osnabrück, dem Niedersächsischen Staats-  
archiv Osnabrück, der Universitätsbibliothek  
Osnabrück und der Justus-Möser-Gesellschaft.

Gefördert von der Stiftung Niedersachsen.

Ausstellungskonzeption: Dr. Henning Buck

Ausstellungskatalog: Dr. Henning Buck

Mit Beiträgen zum Exponatverzeichnis von  
Dr. Georg Beck, Dr. Stefan Brüdermann,  
Joachim Lück, Dr. Manfred Meinz, Priv. Doz.  
Dr. Bodo Plachta, Dr. Birgit Panke-Kochinke,  
Michael Pittwald, Martin Siemsen, Dr. Gerd  
Steinwascher

Redaktionelle Mitarbeit: Michael Pittwald,  
Martin Siemsen

Technische und gestalterische Mitwirkung an  
der Ausstellung:

Hubert Hörnschemeyer, Kulturgeschicht-  
liches Museum

Heinrich Kampmeyer, Nds. Staatsarchiv  
Barbara Mönkediek, Universitätsbibliothek  
Gabriele Staarmann

Die »Landschaft des ehemaligen Fürstentums  
Osnabrück« und die »Toto-Lotto Niedersach-  
sen GmbH« haben die Drucklegung des Aus-  
stellungskataloges großzügig unterstützt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Patriotische Phantasien** : Justus Möser, 1720–1794,  
Aufklärer in der Ständegesellschaft ; [Museum des Land-  
kreises Osnabrück in Bersenbrück: 22. April – 11. Mai 1994 ;  
Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 15. Mai –  
3. Juli 1994 ; im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Möser-  
jahr 1994« des Landschaftsverbandes Osnabrück . . . ] /  
Ausstellung anlässlich des 200. Todesjahres Justus Möser.  
[Veranst. von der Justus-Möser-Dokumentationsstelle des  
Fachbereichs Sprach- und Literaturwissenschaft an der  
Universität Osnabrück in Zusammenarbeit mit dem  
Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück . . .  
Ausstellungskatalog: Henning Buck. Mit Beitr. zum  
Exponatverz. von Georg Beck . . .]. – Bramsche : Rasch,  
1994

(Schriftenreihe Kulturregion Osnabrück des  
Landschaftsverbandes Osnabrück e.V. ; Bd. 6)  
ISBN 3-930595-00-1 brosch.  
ISBN 3-930595-01-X Efal.

NE: Buck, Henning; Ausstellung anlässlich des  
200. Todesjahres Justus Möser <1994,  
Osnabrück>; Justus-Möser-Dokumentationsstelle  
<Osnabrück>; Kreismuseum <Bersenbrück>;  
Landschaftsverband Osnabrück: Schriftenreihe  
Kulturregion Osnabrück . . .

© 1994 bei den Autoren und Rasch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Gesamtherstellung: Rasch, Bramsche  
Herstellung: Jürgen Sütterlin  
Umschlaggestaltung: Burkhard Kieselbach  
Printed in Germany  
ISBN 3-9800689-7-8 (Universität)



# Grußwort

Der 200. Todestag des Osnabrückers Justus Möser ist Anlaß für die Ausstellung im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Möserjahr 1994«, die uns eine Möglichkeit bietet, die Gestalt Möser mit ihren unterschiedlichen Facetten wieder neu in Augenschein zu nehmen und auf die Frage, was die Gegenwart an Justus Möser, dem Mann des »Zeitalters der Aufklärung«, habe, eine zeitgemäße Antwort zu suchen.

Als Justus Möser in Osnabrück seinen Dienst als Sekretär der adeligen Ritterschaft begann, hatte er sich nach dem Vorbild des Vaters für die Laufbahn eines Juristen entschieden. Die Zeitumstände kamen Möser gut zustatten; bald machte man ihn zum »Consulenten« und »Referendar«, also quasi zum Regierungsmitglied. Vor Augen hatte Möser eine durch Standesvorrechte und Standes-schranken gekennzeichnete Gesellschaft unter feudaler fürstbischöflicher Landesherrschaft.

Möser beeinflusste in der täglichen Praxis die politischen Geschicke des Hochstifts Osnabrück entscheidend. Daß er aber auch als öffentlicher Sprecher für die allgemeinen Belange, so wie er sie sah, auftrat, ist heute sicher ebenso interessant. Mit seinem Zeitungsprojekt, den »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen«, entsteht so etwas wie eine öffentliche Diskussion, eine publizistische Öffentlichkeit in Osnabrück.

Wenn wir Möser auch als Politiker wahrnehmen, so könnte der Blick zurück in die Historie auch zu einem Blick in den Spiegel werden; so könnten auch neue Einsichten über unsere eigene politische Gegenwart zu gewinnen sein. Denn Justus Möser gehört mit seinem Denken und Wirken in die Zivilisationsgeschichte der modernen Gesellschaft, die von Renaissance und Reformation ihre bis dahin stärksten Impulse erhalten hatte. Und Möser ist in mancher Hinsicht ein Vorläufer unserer Gegenwart. Er hat noch nicht den Begriff von der Freiheit und der Würde des Individuums, wie ihn soziale und liberale Bewegungen des 19. Jahrhunderts verfechten. Umgekehrt aber ist seine Kritik an der Hegemonie der französisch orientierten Kultur der adeligen Hofgesellschaft und sein Eintreten für eine eigenständige deutsche Kul-

tur der Bürger von jener nationalen Überhebung, vom Chauvinismus, wie ihn das 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland bringen, weit entfernt. Möser's Perspektiven auf die europäischen Nachbarn sind gekennzeichnet von Lernbereitschaft und Aufgeschlossenheit: Italien steht für das kulturelle Erbe der antiken Überlieferung, Paris und besonders London erscheinen als Schauplätze gesellschaftlicher Mobilität und Modernität, die Niederlande und die norddeutschen Seestädte sind freigeistige Drehscheiben des entstehenden Handels nach Übersee, Amerika ein Laboratorium gesellschaftlicher Neugründung.

»Patriotische Phantasien« nennt Möser die Sammlung seiner Abhandlungen und Essays. Patriotismus war der Name für einen politischen Gemeinsinn, wie ihn das Bürgertum angesichts der Standesvorrechte von Adel und Klerus und feudaler Fürsteherrschaft anmahnte. Aktuelle Diskussionen zeigen – wenn auch in anderer Begrifflichkeit – daß Möser's Fragestellungen nicht allein in der Historie aufgehoben sind.

Hans Jürgen Fip

Oberbürgermeister  
der Stadt Osnabrück

Dierk Meyer-Pries

Oberstadtdirektor  
der Stadt Osnabrück

Manfred Hugo

Landrat des  
Landkreises Osnabrück

Heinz-Eberhard Holl

Oberkreisdirektor  
des Landkreises Osnabrück

Carl Möller

Geschäftsführer des  
Landschaftsverbandes Osnabrück



## Zum Möserjahr 1994

Mit Justus Möser, dem die Ausstellung aus Anlaß seines 200. Todesjahres gewidmet ist, begegnen wir einer Person der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Erst in den letzten Jahren wird deutlicher, wie sich in diesem Mann und seinem Werk Charakteristisches und Herausragendes für die Entwicklung der deutschsprachigen literarischen und politischen Kultur in der Zeit des geistigen Umbruchs vor der epochemachenden Französischen Revolution treffen.

In dieser Zeit reicher Anregungen lebend, nahm Möser selbst anregend und schöpferisch Einfluß auf die geistigen Prozesse der Nationwerdung im Aufklärungszeitalter. An der Überwindung der rationalistischen Moral- und Sittenbildungsliteratur, wie sie im Gefolge der Frühaufklärung Leibniz' und Wolffs von Gottsched vertreten und verbreitet wurde, hatte Möser von Osnabrück aus großen Anteil. Mit seinem Anliegen der Befreiung des Theaters von schulmeisterlicher Besserwisserei z. B., wurde er weithin rezipiert und mit Anerkennung bedacht. Möser war innovativer Anreger für eine progressive Literaturlauffassung; insbesondere für die Ablösung von der Barocktradition und den von Frankreich kommenden starren Poetiknormen zugunsten einer Literatur, die die »vaterländische« Tradition kennt und die auf individueller dichterischer Erfahrung aufbaut. Von der »schönen« Literatur der epigonalen Dichter seiner Zeit hielt Möser wenig; für ihn zählten Originalität und Volksnähe; so verteidigte er nicht nur Goethes »Götz«, sondern auch Harlekins Recht auf das »Grotesk-Komische«.

Als aufgeklärter Vorgänger der jungen deutschen Literatur des Sturm-und-Drang und insbesondere Goethes gewann er mit seiner Gegenschrift gegen Friedrich den Großen viele Freunde und Bewunderer. Mit Goethes Wertschätzung wird Möser's Einfluß auf die Herausbildung einer Nationalliteratur bis in die deutsche Klassik hinein sichtbar.

Es war Möser's Konzeption einer bürgerlich-nationalen, anstelle einer dynastisch orientierten Fürstengeschichte, die als neues Geschichts-

bewußtsein über Herder und Goethe die Sturm-und-Drang-Epoche beeinflusste. Wichtig war dabei seine Individualitätskonzeption, daß »Verfassung als Ausdruck einer nationalen, ja lokalen Selbständigkeit« (Renate Stauf) wirkt, deren Handlungsmaßstäbe aus der Geschichte, nicht aus einer abstrakten Norm gewonnen werden. Aus seinen Studien der »Osnabrückischen Geschichte« leitete er die in der damaligen Zeit zukunftsweisende Erkenntnis ab, daß die Geschichte und das Geschick der Menschen eines Territoriums wichtiger sind als die Geschichte seines Herrscherhauses.

Mit seinen Beiträgen für das Osnabrückische Intelligenzblatt zeigte sich Möser nicht nur als ein Mann der »belles lettres«; gerade auch als Journalist und Essayist wies er sich aus. Als Politiker und Publizist, der auf die Macht des geschriebenen Wortes vertraute, versuchte er die Bürger darüber aufzuklären, was sie beizutragen hätten, damit ihr Gemeinwesen funktioniert. Die Sammlung seiner über 250 kleinen Abhandlungen und Betrachtungen, die als »Patriotische Phantasien« dem Publikum geboten und deren Fortsetzungen begierig aufgenommen wurden, geben in der Breite ihrer Themenstellungen und ihrer staatsdenkerischen Perspektive einen Eindruck von Möser's weitgespanntem Horizont und seinem Ort im Aufklärungsdiskurs.

Es ist hier nicht der Raum, Möser's praktische politische Bedeutung für Osnabrück zu würdigen. Erwähnt sei nur, daß er in der Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg, in der er die Politik des Fürstbistums Osnabrück aktiv mitgestalten konnte, dessen »materiellen und geistigen Wiederaufbau« (Sheldon) erfolgreich vorangetrieben hat; Spuren sind bis heute sichtbar.

Nach Abschluß des großen Editionsunternehmens der Historisch-kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke Möser's bei der Göttinger Akademie der Wissenschaften und der erst kürzlich vorgelegten neuen Briefausgabe sowie der in diesem Jahr erscheinenden Möser-Bibliographie sind neue Grundlagen für die eingehendere Beschäftigung mit diesem bisweilen schillernden Charakter zwischen Auf-



klärung und Klassik gelegt. Bereits im Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt kann von einem gesteigerten Interesse in der Forschung an Justus Möser gesprochen werden, das sich in vielen Fachpublikationen zeigt und unter anderem zur Einrichtung der von Stadt und Universität Osnabrück getragenen Möser-Dokumentationsstelle geführt hat.

Wenn aus Anlaß des Möserjahres jetzt über die akademische Forschung und dokumentarische Tätigkeit hinaus Wege beschritten werden, um einem größeren Publikum diese Gestalt und ihr Wirken vor Augen zu stellen und nahezubringen, so geschieht das in einer Zeit, in der die öffentliche Kultur sich immer mehr unter die Kuratel der Finanzerwägungen gestellt sieht. Unter diesen Verhältnissen haben sich alle kulturfördernden Bemühungen zu bewähren. Umso mehr ist es den kooperierenden Veranstaltern und fördernden Institutionen zu danken, daß sie dennoch diese Ausstellung ermöglicht haben. Im Falle des Osnabrücker ›Aufklärers in der Ständegesellschaft‹, Justus Möser, gelten die Bemühungen einem wichtigen und lohnenswerten Gegenstand. Diese Bemühungen sollten ein Anstoß dafür sein, der Begegnung und Auseinandersetzung mit dem großen Osnabrücker auch über das Jubiläumsjahr hinaus mit einer Dauerausstellung, für die sich sein Geburtshaus anbietet, ihren Platz zu geben.

Winfried Woesler

Leiter der Justus-Möser-Dokumentationsstelle  
Vorsitzender der Justus-Möser-Gesellschaft



Mit Leihgaben und Bildvorlagen unterstützen die Ausstellung:

Stadtarchiv Bielefeld

Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig

Goethe-Museum Düsseldorf

Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Gleimhaus Halberstadt

Museum für Hamburgische Geschichte Hamburg

Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover

Kurpfälzisches Museum Heidelberg

Gesamthochschulbibliothek Kassel

Universitätsbibliothek Münster

Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster

Landesbibliothek Oldenburg

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück

Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück

Ratsgymnasium Osnabrück

Stadtbibliothek Osnabrück – Bibliothek von Bar

Universitätsbibliothek Osnabrück

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel



# Inhalt

Zur Ausstellung	10
I. Bürgerkind der Aufklärung	12
II. Dienst für viele Herren	46
III. Politik der Kultur – Schaubühne. Historie. Literatur	78
IV. Sprecher des »Gemeinen Besten«	119
Anhang: Zeittafel, Literaturverzeichnis	169



## Zur Ausstellung

Das ›Zeitalter der Aufklärung‹ hat keine großen steinernen Gebäude oder Denkmäler hinterlassen. Was gebaut wurde und was andere Künste hervorbrachten, wird der barocken höfischen Kunst und Architektur, dem Rokoko oder dem Klassizismus zugerechnet.

»Aufklärung« ist demgegenüber eine Epochenkennzeichnung aus philosophischer Begrifflichkeit, die die Zeitgenossen als Parole einer geistigen und sittlich-moralischen Bewegung verstanden. Der frühen Aufklärung gilt die Welt als Herausforderung an die erkennende Ratio: Man ist sich in christlicher Glaubensgewißheit sicher, ›in der besten aller möglichen Welten‹ zu leben, lebt in dem Bewußtsein, daß Widersprüche sich als auflösbar erweisen. Die Wahrheit und das Gute müssen vereinbar sein; als Maßstab der Vernunft gilt deren praktisch sich erweisende Nützlichkeit.

So erscheint der vor fast 275 Jahren geborene Justus Möser am Anfang seiner Laufbahn in der Ständegesellschaft als ein »Bürgerkind der Aufklärung«, ausgestattet mit dem Weltbild rationalistischer Vernunft, das unter den Vorzeichen praktischer Bewährung nicht unverändert bleibt.

»Im Dienst vieler Herren« sieht sich Möser mit den Nutzenerwartungen an die Vernunft konfrontiert, wird zum Makler gegensätzlicher Interessen der Stände, sucht und findet die Vernunft auf dem Instanzenweg, den das Recht und die Mächte weisen. Und Möser macht sich selbst nützlich, sucht seinen Lohn darin, den landesherrlichen politischen Interessen, so wie er sie zu einem guten Teil selber definieren kann, zu dienen.

Sind Schaubühne, Literatur und Historie in der höfischen Gesellschaft die Formen einer auf spielerischen Genuß zielenden Unterhaltungskultur, so entwickelt Möser aus seinen ersten Ansätzen ›schönschreibender‹ Moralschriftstellerei seine eigene »Politik der Kultur«, die das emanzipatorische Bedürfnis des Bürgertums nach der Ablösung des französisch orientierten, höfischen Kulturparadigmas spiegelt. Dafür soll auch ein Theater wirken, auf dem das von Möser verteidigte ›Groteske-Komische‹ der Commedia dell'arte für eine Selbstverständigung fruchtbar wird. Und eine

›deutsche‹ Literatur soll helfen, das ›Provinzialdenken‹ zu überwinden und die kulturelle Hegemonie der Aristokratie zu brechen.

Den Bürgern erscheint die ›Nation‹ als ideales anti-feudales Identifikationsobjekt; Bewußtsein für die Geschichte der Nationwerdung soll entwickelt werden. Schon in den Koalitionskriegen gegen das republikanische, mehr noch aber in den »Freiheitskriegen« gegen das napoleonische Frankreich nach der Jahrhundertwende erweist sich dieses nationale Programm allerdings auch als kriegsträchtig.

Zu »Sprechern des Gemeinen Besten« machen sich die ›Patrioten‹ des 18. Jahrhunderts, erproben ihre Einflußmöglichkeiten bei der Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, in der Volksbildung, in der Sozial- und Gewerbepolitik, in Rechtspolitik und Gesetzgebung und gehen an die Verwirklichung einer kamearalistisch und wirtschaftlich prosperierenden Staatlichkeit.

So bewirkt die Aufklärung im 18. Jahrhundert unter den Händen der Bürger einen deutlichen Modernitätsschub für die Ständegesellschaft, der die Revolutionen in Nordamerika und Frankreich schon ihr Ende signalisieren.

Der Blick auf das Aufklärungszeitalter trifft immer wieder auf das Medium dieser Aufklärung: das geschriebene und gedruckte Wort, die Zeitschrift, das Buch, die Radierung und den Kupferstich, die als analytische Schaubilder ebenso dienen können, wie sie als illustrativer Buchschmuck Verbreitung in bis dahin ungekannt großen Stückzahlen finden. Epochenmachende philosophische, historische und literarische Werke präsentieren sich in einer Typographie von barocker Gestik über die selbstgewisse Ästhetik klassizistischer Antiqua-Lettern, bis zu der seit dem 16. Jahrhundert in ganz Europa gebrauchten Frakturschrift. Titelpuffer tragen oft Bildvignetten, die mit ihren allegorischen Figuren und Gestalten aus antiker Mythologie und Götterwelt ein Repertoire von ikonologischen Bildungsgütern variieren und zu witzigen und erfindungsreichen Signalen verwenden.

So wie die höfische Kultur der feudalen Aristokratie und der Regenten ihre Würdenträger



und genealogischen Traditionen abbilden, zeigen und anschauen will, macht sich das Aufklärungszeitalter Bildnisse seiner ›großen Geister‹. Ikonographische Bildmerkmale und der Ausdruck der Dargestellten zeigen die Bildtraditionen des Repräsentativen; vom Porträt des Thron- oder auch nur Amtsinhabers über das Gelehrtenporträt hin zu unbedingter Individualität des genialischen Dichters, wie sie etwa mit und seit der Lavater'schen Physiognomik gesucht wird, reicht das Spektrum.

Können Schlösser und ihre Interieurs ein Bild vom Lebensstil der Aristokratie geben, so sind Zeugnisse des bürgerlichen Lebens im 18. Jahrhundert oft spärlich wie die Hinterlassenschaften aus dem Haus Möser. In pietistischer Strenge gestattet man sich nur verhalten die Teilhabe an den ästhetischen Genüssen der Aristokratie, betreibt die gesellschaftliche Selbstbehauptung gegenüber den höheren Ständen auch mit demonstrativen Verzichtleistungen und pflegt die (Selbst-)Kritik an den ›Modetorheiten‹. Diese Kritik wiederum bringt neue Zeitbilder vor allem in der Druckgraphik hervor: die Radierungen Hogarths und Chodowieckis zeigen satirische Selbstbezüge der Aufklärungsgesellschaft; erzählende Darstellungen aktueller Ereignisse in Amerika oder Frankreich setzen die Zeitgenossen ins Bild und bieten Deutungen. Kunstgewerbliche und handwerkliche Objekte stehen für ihre je eigene Sphäre, bringen aber ebenso die Spanne zwischen höfischem und Alltagsleben, zwischen artifiziellem Luxusartikel und wirtschaftlichem Gebrauchsgut zur Anschauung.

Auch wenn oder gerade weil Möser in Osnabrück immer wieder museale Aufmerksamkeit und Betreuung zuteil geworden ist, versucht die Ausstellung, die Gedanken- und Bildwelt Mösers und seiner Zeit zugänglich werden zu lassen, die historische Entfernung überwindbar zu machen und neue Anstöße zur Vergewisserung über Justus Möser zu geben. Obwohl historisch und damit scheinbar passé, haben Thema und Person auch gegenwärtig Schauwert und beanspruchen Interesse, nicht zuletzt weil die Gesellschaftsgeschichte der modernen bürgerlichen Welt andauert.



# I.

## Bürgerkind der Aufklärung

### *Familie. Osnabrück*

»Der schon allen bekannte Hr. Secretarius Möser ist von vieler Munterkeit und vielen Wissenschaften. Ich sahe bey ihm eine Menge alter Münzen von den osnabrüggischen Bischöfen«, heißt es in einem Reisebericht der »Hannoverschen Gelehrten Anzeigen« vom Jahr 1752. Zu diesem Zeitpunkt ist Justus Möser auf dem besten Wege zu einer bürgerlichen Ausnahmekarriere.

Die Lebenswege des Großvaters als evangelischen Pastors an der Marienkirche und des Vaters als Juristen in fürstbischöflichen Diensten – von Ernst August II. zum »Gograf«, einem Richteramt, in Iburg bestellt, später von dessen katholischem Nachfolger Clemens August zum Rat und Direktor bei der Land- und Justizkanzlei und beim Konsistorium berufen – stehen für außergewöhnliche, aber mögliche Erfolgswege des bürgerlichen Kirchenmannes bzw. Beamten in der Ständegesellschaft des 18. Jahrhunderts. Die Heirat des Vaters Johann Zacharias mit der Bürgermeisterstochter Regina Gertrud Elverfeld und weitere verwandtschaftliche Verbindungen zu einflußreichen und vermögenden Familien sorgen mit für die Etablierung in der Osnabrücker Oberschicht und für eine hinreichende Protektion des jungen Justus Möser.

Notwendige weitere Voraussetzungen sind Bildung und Ausbildung. Als Schüler des Ratsgymnasiums kommt Justus Möser mit gelehrter Bildung in Berührung. Lehrer und Direktoren widmen sich den Wissenschaften, darunter Forschungen über sächsische Altertümer der Region und über römische Münzfunde. Ein pietistisch-frühaufklärerischer Wind scheint vor allem mit dem Rektor und späteren Jenaer Professor Köcher durch die Schule zu wehen. Unter der alles überstrahlenden Maxime demütiger Vernunft wird gelernt, studiert, didaktisches Schultheater gespielt.

Eigendünkel und intellektuelle Überhebung unter den Schülern werden unnach-sichtig verfolgt: die kleine, geheime gelehrte Gesellschaft mit eigener Sprache, die Möser und die Schulfreunde Lodtmann und Bertling vielleicht nach freimaurerischem Vorbild gründen, wird von Seiten der Lehrer »ausgehoben«.

Ebenso Episode bleibt ein Fluchtversuch in die Welt hinaus, nachdem Justus den Eltern ein paar Geldstücke entwendet und erwischt wird. So moralisch der Grund für die Flucht ist, die ihn bis nach Münster führt – die Scham über das begangene Unrecht –, so ehrenwert auch das Motiv für die Rückkehr: in Münster auf Bettelei angewiesen, um seinen Hunger zu stillen, ist er erneut tief beschämt und kehrt reuig nach Osnabrück zurück.

### *Studien in Jena und Göttingen*

In Jena studiert Justus Möser die Jurisprudenz, das Handwerkszeug des späteren Beamten. Dazu zählen auch Rechtsgeschichte und europäische Staatengeschichte; Pufendorf und Grotius als Gelehrte des Staats- und Völkerrechts des 17. Jahrhunderts sind hier Gemeingut.

Zusammen mit dem Freund Bertling, der ab 1741 Mathematik und die Philosophie vor allem Christian Wolffs studiert, findet Möser Zugang zur modernen Aufklärungsphilosophie, die nichts Geringeres beansprucht als die Erklärung der Welt nach vernünftigen Gründen: Mit dem Mittel der Vernunft und zu ihrem höheren Ruhm erweist Wolff (mit Leibniz) die notwendige und tatsächliche Übereinstimmung des höchsten Willens Gottes mit der wirklichen Welt, der »besten aller Welten«.

Was da abstrakt und methodisch über die Geltung der Vernunft entwickelt wird, hat seinen realen Bezugspunkt in den absolutistisch regierten Königreichen, Herzogtümern und Territorien des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation, deren Herren diesem universalen Vernunftanspruch durchaus skeptisch begegnen.

In Göttingen kommt Möser an die eben gegründete, jüngste hannoversche Landesuniversität, wo schon eine Reihe namhafter Gelehrter wirkt. Neben seinen Studien hier ist Möser in der »Deutschen Gesellschaft« aktiv: Die von Leipzig aus an vielen Orten gegründete Vereinigung will in der Tradition der »Fruchtbringenden Gesellschaft« und im Geiste Gottscheds





sprachreinigend und -pflegend tätig werden. Möser verfaßt hier mehrere Gelegenheitsgedichte, so auf Gesner, den neuen Rektor der Hochschule, und Georg II., den hannoverschen Kurfürsten und König von Großbritannien.

### *Aufklärung und Absolutismus*

Nach seiner Thronbesteigung 1740 nimmt der preußische König Friedrich II. das Aufklärungsprogramm auf. Aus der Zwecksetzung, die Theoretiker wie Macchiavelli, Bodin und Hobbes für das in keiner Theorie des modernen Staates fehlende Oberhaupt vorsehen, bezieht auch Friedrichs absolutistisches Regime in Preußen eine ganz neue legitimistische Staatsräson: Das Wechselverhältnis gegenseitigen Nutzens, das die Theorien der Aufklärung zwischen Herrscher und Beherrschten behaupten, macht den König zum ersten Diener seines Staates und den Staat zum Garanten des Gemeinwohls und identifiziert dieses mit dem Wohl aller, die in ihm leben. Auch und vor allem nach außen vertritt Friedrich II. seinen starken Staat; die Kriege um Schlesien, in die er rücksichtslos seine zwangsrekrutierten Heere wirft, verschaffen ihm seinen Ruhm als mili-

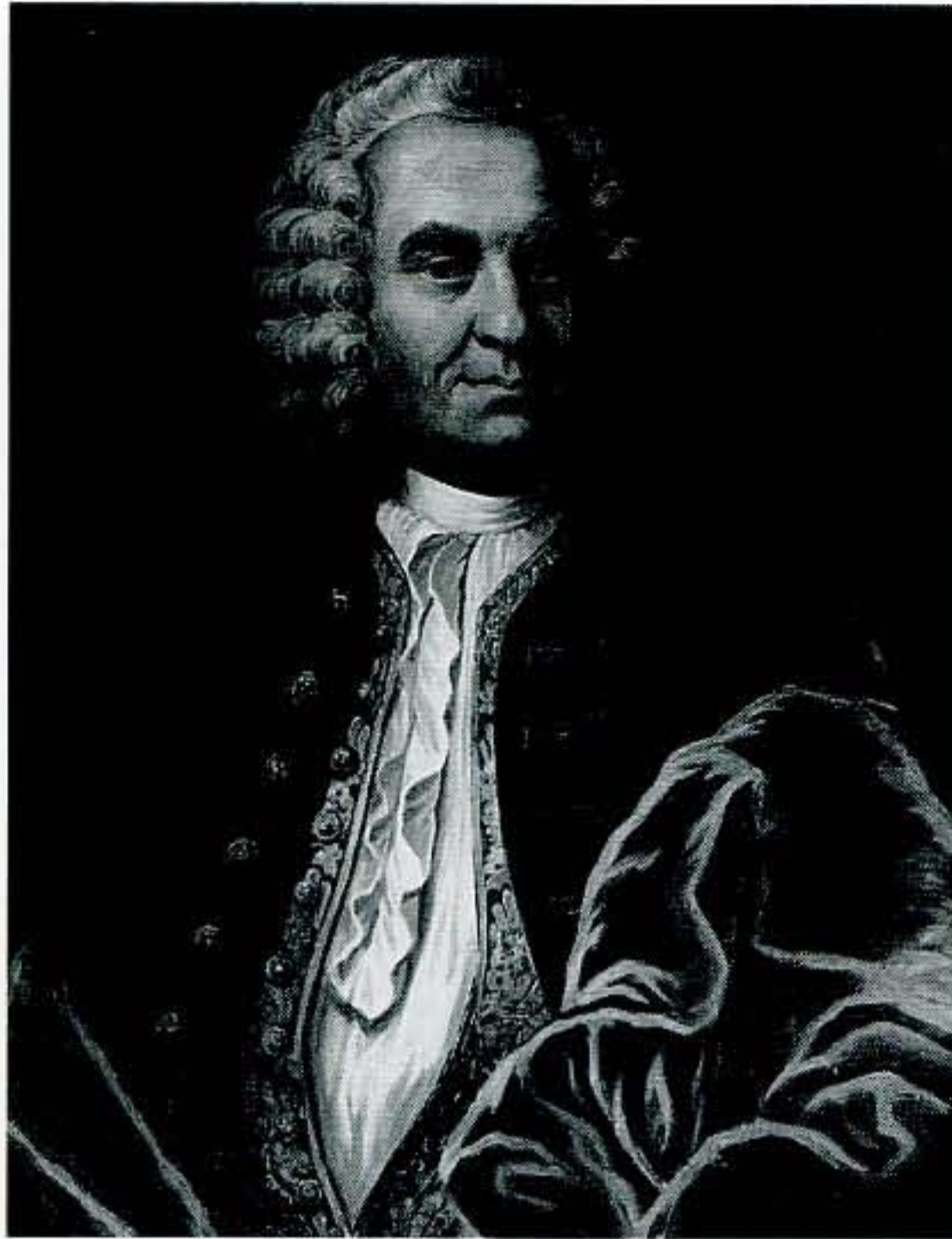
tärisch-rigoroser Staatsmann. Möser besingt ihn überschwenglich in einer Ode für die Göttinger »Deutsche Gesellschaft«: »Herr! der Du jetzt die deutsche Welt / in ihrem Gleichgewichte lenkest, / auf dessen Ruh und Wohlfahrt denkest«.

Die Leistung des aufklärerischen Denkens des 17. Jahrhunderts, das für das staatliche Handeln gute und schlechte Gründe aufstellt und diese als Rechtsnormen des Natur-, Staats- und Völkerrechts formuliert, mündet im 18. Jahrhundert in einen aufgeklärten Absolutismus, wie er in Preußen – mit einem »Philosphenkönig« auf dem Thron – bei den Zeitgenossen sowohl jubelnde Bewunderung als auch harsche Ablehnung hervorruft. Die Aufklärungsphilosophie, die über das Recht und die Gesetze der Staaten wie über die Sittlichkeit der Menschen nachdenkt, setzt den Vernunftmaßstab auch ihrer Obrigkeit und formuliert staatsbürgerliche Ansprüche, wie es etwa Christian Wolff 1721 tut: »[...] ob gleich kein Mensch sie zur Rede setzen kan, was sie thun, so dörffen sie doch nicht schlechter Dinges thun, was sie gelüsted, sondern sie haben so wohl als diejenigen, welche eine eingeschränkte Gewalt besitzen, allzeit auf die gemeine Wohlfahrt und Sicherheit zu sehen, wo sie nicht Tyrannen werden wollen.«

1.2  
Geburtshaus Justus  
Mösers am Markt  
26/27 in Osnabrück.  
Photographie von  
Rudolf Lichtenberg,  
um 1900



1.3  
Johann Zacharias  
Möser (1690–1768).  
Kopie nach zeitgenös-  
sischem Portrait



1.4  
Regina Gertrud Möser,  
geb. Elverfeld  
(1695–1758). Kopie  
nach zeitgenössischem  
Portrait

### *Themen, Wege und »Lichtgestalten« der Aufklärung*

»Nachher studierte ich noch Voltairen und gab in seiner Manier ein Schreiben über den Charakter Martin Luthers und seiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß seine Manier ihm allein wohl stand und daß man seinen ganzen Geist haben müsse, um sich nach ihm zu bilden«, so Möser an den Freund Friedrich Nicolai im Dezember 1785.

Von normativen Staats- und Rechtstheorien schlägt die europäische Aufklärung den Bogen zur urteilenden Betrachtung des Laufs der Welt zurück, nimmt Könige, heimische Sitten und andere Länder, Geschichte und Literatur in den kritischen Blick, um mit der Schärfung von Verstand und ›Witz‹ die allgemeine Sittlichkeit zu befördern.

Den Autor Voltaire liest Möser in jenen Jahrzehnten gemeinsam mit halb Europa. Daß er selbst darauf in der Form des gedruckten Briefs, des ›Sendschreibens‹, antwortet, läßt Möser Ambitionen zum Zeitkritiker und Aufklärungsschriftsteller erkennen. Schon 1746/47 macht Möser mit einem auf ganz Nordeutschland zielenden Zeitungsprojekt auf sich aufmerksam: Seine ›Moralischen Wochenschriften‹ – betitelt: »Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit« und »Die Deutsche Zuschauerin« – erscheinen in Hannover und Lüneburg, verkauft werden sie außerdem »Zu

Göttingen in der Schmidischen Buchhandlung und bey dem dasigen Königl. Post-Amte. Celle bey Herr Gesellius. Hamburg bey Herr König. Osnabrück bey Herr Levin Vogt, Buchbinder, und andern Orten mehr«.

Neben dem europäischen Horizont des Zeitalters werden damit andere sichtbar: das hannoversche Kurfürstentum und der größere norddeutsche Raum, in dem zu dieser Zeit Möser Publikationsmöglichkeiten liegen.

Gegenüber einer scholastischen Moralkritik vom Standpunkt des abstrakten rationalistischen Sittenkodex geht Möser – mit seiner Zeit – zunehmend auf Distanz. An Friedrich Nicolai schreibt er im Dezember 1785 rückblickend: »[...] ich hatte meine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht, meinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen und nach französischen Mustern gearbeitet; das machte mich in der Moral zu fein und fast spitzfindig«.

Zum neuen Stichwort des Aufklärungsdiskurses ab dem Ende der 50er Jahre wird der Ruf nach der »Natur«. Und so erklärt auch Möser dem Freund Nicolai: »[...] zuletzt zog mich Rousseau ganz an sich«.

Rousseaus Konzept einer naturwüchsig entstehenden und auf einvernehmlichen Vertrag gegründeten Gesellschaftlichkeit, die einen ›allgemeinen Willen‹ repräsentiert, ist Möser als anti-despotisches Programm sympathisch, denn es signalisiert für ihn die Überlebensfähigkeit der historisch überkommenen, ›aus-



tarierten« Ständegesellschaft gegen die rationalistische, autokratische Staatsordnung preußischer Prägung. Den Vertragsgedanken behält Möser in seinen rechtsgeschichtlichen Abhandlungen zeitlebens bei, nicht ohne ihn allerdings auf den Status Quo der Ständegesellschaft zur Legitimation der ungleichen Besitzverhältnisse zuzuschneiden.

Auch an Rousseau richtet Möser ein Sendschreiben, wie bei dem an Voltaire vor allem die Frage nach der Religion in Gesellschaft und Staat betreffend. Sieht Möser von Voltaire die Rolle der Reformation Luthers nicht hinreichend gewürdigt, so ist es bei Rousseau das Konzept einer »natürlichen«, nicht kirchlich-

institutionellen Religion, die in ihrer Funktion als politische Klammer der Gesellschaft für Möser höchst unzureichend verankert ist. Auf den kirchlich verkündeten Glauben als ein Mittel der sittlichen Reglementierung und der Staatserhaltung will Möser nicht verzichten: »In meinem Schreiben an Rousseau habe ich hauptsächlich bewiesen, daß seine sanfte natürliche Religion gut für Wallachen, aber nicht für Hengste wäre«, erklärt er im Juli 1764 dem jungen Freund Thomas Abbt und fährt fort: »Mit den milchbärtigen Emils hätte der Stifter einer Religion nicht allein zu thun; er müßte auch Ketten und Klötze vor die menschlichen Löwen wissen [...]«.

1.9  
Ernst August Bertling  
(1721–1769), Kupfer-  
stich um 1760

### Justus Möser: Aus einem Autobiographischen Fragment II.

[...] Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der helmstedtische Professor Lodtmann und ich, wir hatten im zwölften Jahre unsers Alters eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin wöchentlich allerhand Abhandlungen, deren eigentlicher Wert darin bestanden haben würde, daß sie in einer selbstgemachten Sprache geschrieben waren, verlesen werden sollten. Wir waren aber damit nicht viel weiter gekommen, als daß wir eine Grammatik und ein Wörterbuch dazu verfertigt hatten und, wie sich das versteht, eine gelehrte Zeitung darin schrieben. Hiermit schieden wir aus der Schule des Kantors, der uns in diesem Spielwerke nicht gestört hatte; aber unser folgender Lehrer, dem mein Lebenslauf, welchen ich in jener Sprache geschrieben hatte, in die Hände fiel, nötigte uns mit Schlägen zu unserer Muttersprache [...].





## *Familie. Osnabrück*

1.1 Justus Möser 1720–1794. Portraitmalerei, Öl auf Leinwand, von Theodor Doebner, 1931. Kopie nach unbekanntem Maler, ca. 1755 – 715 x 605 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 6890d

Bereits mit dem Großvater Johann Möser, der aus Hamburg als Prediger an St. Marien nach Osnabrück berufen wird, findet die Familie Zugang zur bürgerlichen Oberschicht der Stadt. Der Vater des am 14. Dezember 1720 geborenen Justus Möser, verheiratet mit einer Bürgermeisterstochter, steht als Jurist in Diensten der Fürstbischöfe Ernst August II. und Clemens August.

Nach dem Besuch des Ratsgymnasiums in Osnabrück immatrikuliert sich Justus Möser im Oktober 1740 in Jena, wechselt aber im Oktober 1742 an die neue Göttinger Universität. In die hier bestehende »Deutsche Gesellschaft« bringt er seine poetischen Talente ein und verfaßt Lob- und Preisgedichte auf den Präsidenten, den hannoverschen König und den preußischen Thronfolger Friedrich II. Noch während der Jenaer Zeit wird ihm am 26. August 1741 das Amt eines Sekretärs bei der landtagsfähigen Adelskorporation, der Ritterschaft, bei einem jährlichen Salär von 25 Talern angeboten. Ohne das Studium abzuschließen, tritt er 1744 das Amt an, beantragt seine Zulassung als Advokat und beginnt, begünstigt durch die Stellung des Vaters, eine erfolgreiche Juristenkarriere. Als eine der drei fürstbischöflichen Rechtsvertreterstellen frei wird, wird Möser dafür benannt und bei einem Jahresgehalt von 100 Talern am 6. Mai 1747 als »ADVOCATUS PATRIAE« vereidigt. Dienstliche Reisen führen nach Bonn und Clemenswerth. Das im Jahr 1753 aus Hannover kommende Angebot, für immerhin 800 Taler jährlich in Celle »Kammer-Konsulent und Amts-Advokat« zu werden, nimmt Möser nicht an.

Als der Syndikus der Ritterschaft stirbt, wird Möser, der dessen Geschäfte bereits längere Zeit führt, am 10. 1. 1756 zum Nachfolger ernannt. Während des Siebenjährigen Krieges von Mai 1758 bis 1763 kommt außerdem die Funktion auf Möser zu, als Deputierter der Landstände Verhandlungen mit den Kriegsparteien über Steuern und andere Lasten zu führen.

Das Portrait, dessen Originalvorlage – von Haarmann auf etwa 1755 datiert – seit 1945 als

verschollen gilt, zeigt einen selbstbewußten Möser der im Unterschied zu den späteren Portraits ohne weitere charakterisierende Bildelemente dargestellt ist, sieht man von der ihn umgebenden Draperie und den goldbestickten Revers als Anklängen an barocken Portraitschmuck ab. Die Kopie gehört zu einer Reihe von Gemälden von Theodor Doebner aus den Jahren 1931/32 für das im renovierten Osnabrücker Schloß untergebrachte »Möserzimmer«.

>ADB; NDB; Biogr. Handbuch 1990; Jänicke 1980 (1913) (Abb.); Krusch 1909; Haarmann 1939 (Abb.); Spechter 1975; Siebers 1994

1.2 Geburtshaus Justus Möasers am Markt 26/27 in Osnabrück. Photographie von Rudolf Lichtenberg, um 1900

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Sammlung Lichtenberg

Das direkt hinter der Marienkirche, dem Chor gegenüber gelegene Haus kommt aus dem Besitz der Familie Mönlich [Münlich], in die der mit 25 Jahren aus Hamburg als Pastor nach Osnabrück berufene Großvater Johann Möser einheiratet, an die Familie. Aus den Registern der Hegerlaischaft ergibt sich, daß Möasers Vater Johann Zacharias das Haus bald nach dem Tod seiner Mutter (1710) übernimmt. Die Eltern Justus Möasers wohnen hier und Möser wächst hier auf, bis er – vom Studium in Jena und Göttingen nach Osnabrück zurückgekehrt – nach seiner Heirat 1746 ein Haus an der Ostseite der Hasestraße »Nr. 1« bezieht. Hier wohnt er bis zum Frühjahr 1754, bevor er in die Hakenstraße Nr. 5, den sogenannten 2. Hof von dem Bussche-Hünnefeld, umzieht.

>Philippi 1893; Krusch 1909:327,336; Hoffmeyer 1913, v. Bruch 1982 [1930]:442

1.3 Johann Zacharias Möser 1690–1768. Portraitmalerei von Theodor Doebner, Öl auf Leinwand, um 1931, Kopie nach unbekanntem Maler – 790 x 640 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück 6890b

Johann Zacharias Möser, geboren am 21. April 1690 in Osnabrück, studiert seit 1708 in Leyden und anschließend in Halle an der Saale. 1716, im gleichen Jahr, in dem er im niederlän-



dischen Harderwijk zum Dr. jur. promoviert wird, ehelicht er Regina Gertrud Elverfeld. Von dem protestantischen Fürstbischof Ernst August II. 1723 zum Gografen des Amtes Iburg ernannt, erfolgt 1735 unter der katholischen Regierung Clemens Augusts die Berufung zum Kanzlei- und Ersten Konsistorialrat. 1739 schlägt er das Angebot einer Hofratsstelle in Hannover aus. Den Höhepunkt seines Aufstiegs bildet 1756 die Ernennung zum Direktor der Land- und Justizkanzlei.

Seine hervorragenden Kontakte zur Ritterschaft des Hochstifts Osnabrück und zu führenden Persönlichkeiten der kurhannoverschen Regierung ermöglichen schließlich auch seinem Sohn den Einstieg in eine über die des gewöhnlichen Advokaten hinausgehende Karriere.

Wie später sein Sohn begnügt sich auch Johann Zacharias Möser nicht mit der juristischen Praxis. Für Gottfried Mascovs Sammelband »Notitia Iuris et Iudiciorum Brunsvico-Luneburgensicorum [...]«, der 1730 in Göttingen erscheint, verfaßt er eine umfangreiche Abhandlung über das Osnabrücker Recht mit einer Bibliographie (»Notitia Iuris Osnabrugensis«), die nicht ohne Einfluß auf den Juristen und Historiker Justus Möser bleibt.

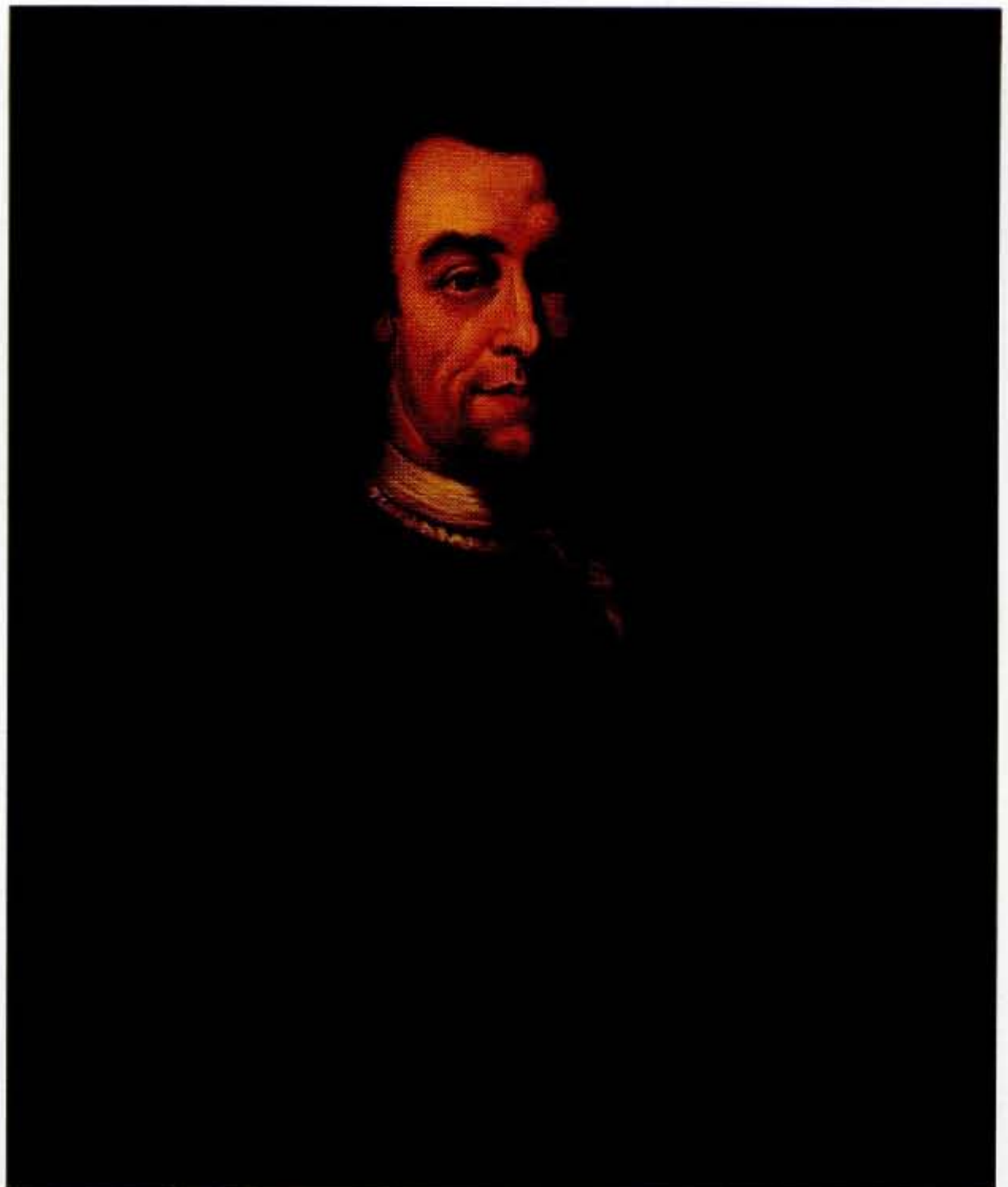
Burchard Christian von Behr (1714–1771), Leiter der deutschen Kanzlei in London, urteilt über den Vater Justus Möser nach dessen Tod: »Er hat seinen Beruf mit Ruhm und Ehre geendigt und für sein Vatterland und der Gerechtigkeit mit Standhaftigkeit und Nachdruck gestritten.« MS

>Krusch 1909:267f., 286; Pleister 1927:24; Schmidt 1975:2; Briefe 1992

**1.4** Regina Gertrud Möser, geb. Elverfeld 1695–1758. Portraitmalerei von Theodor Doebner, Öl auf Leinwand, um 1931, Kopie nach unbekanntem Maler – 800 x 650 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück 6890c

Regina Gertrud Möser, die am 3. Dezember 1695 in Osnabrück geborene und hier am 15. April 1758 verstorbene Mutter Justus Möser, wird in der einschlägigen Literatur bisher wenig beachtet. Ihre Heirat mit Johann Zacharias Möser am 3. November 1716 dient vielfach lediglich als Ausweis des gelungenen Aufstiegs der Familie Möser innerhalb der



1.1  
Justus Möser. Kopie  
nach einem nicht erhaltenen  
Portrait von  
1755

Osnabrücker Gesellschaft. Ihr Vater, Just Ite Elverfeld (1656–1738), ist zum Zeitpunkt der Heirat seit einem Jahr Zweiter Bürgermeister der Stadt Osnabrück und gelangt – (1699–1701 und 1708–1714 als Ratsherr »gewählt«, bis 1726 Zweiter Bürgermeister) – von 1727 bis 1736 als Erster Bürgermeister an die Spitze der Stadt.

Aus Elverfelds Besitz gelangt das eigenbehörige Halberbe Schlüter zu Holsten – qua Erbgang – in den Justus Möser, der es in seinem Anschreibebuch um 1790 mit 1200 Reichsthalern taxiert.

Über die Persönlichkeit von Regina Gertrud Möser, die ihren Sohn mit französischer Bildung vertraut macht, ist wenig bekannt. Sie sei »sehr reizbaren Temperaments [gewesen], dem der ernste Gatte sich mit kräftigem Willen entgegengesetzte«, weiß Bernhard Rudolf Abeken (1780–1866) im Rückgriff auf zu seiner Zeit noch kursierende »Anecdoten« zu berichten, und er schließt mit Bezug auf ihre »Reizbarkeit«, daß »es ihr nicht an Phantasie gefehlt habe«. Friedrich Nicolai zählt sie schlicht zu



»den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseyns halten [...]«.

Möser charakterisiert ihr Verhältnis zu ihm während seiner Kindheit bzw. Jugend so: »Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen [...]«, heißt es beiläufig in einem autobiographischen Fragment. MS

>Nicolai 1797:17; AA II:202; Abeken 1842:44; Pleister 1927:7; Banniza von Bazan 1954:182; Spechter 1975:32, 101, 151–155; Welker / Siemsen 1989

### 1.5 *Genealogische Tabellen einiger Oßnabrügischen Familien herausgegeben von Franz Gerhard Wilhelm Lodtmann. Oßnabrück mit Kifflingschen Schriften 1769 – Quer 2°*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Historischer Verein: A XI 72

Franz Gerhard Wilhelm Lodtmann (1745–1827) entstammt einer alten Familie der evangelischen Osnabrücker Oberschicht, die seit dem 16. Jahrhundert wesentliche Positionen in der städtischen, später auch landesherrlichen Regierung und Verwaltung besetzen kann. Ausdruck des bürgerlichen Selbstbewußtseins wie auch Kennzeichen der Abschließung dieses städtischen Honoratiorentums durch die Bildung von Heiratskreisen ist die Aufstellung von Stammbäumen dieser Familien. Lodtmann, Amtsauditor in Osnabrück, ist wie sein bekannterer Bruder Justus Friedrich August (1743–1808) Jurist und Historiker. Aus seinem umfangreichen genealogischen Werk veröffentlicht er im Jahre 1769 insgesamt 24 Stammbäume der führenden Osnabrücker Familien. Dazu zählt man längst auch die Familie Möser. Bereits Justus Möser's Großvater Johann knüpft durch seine Heirat mit Anna Maria Münnich verwandtschaftliche Beziehungen zu einer bedeutenden Osnabrücker Familie, sein Vater folgt ihm mit der Heirat der Regina Gertrud Elverfeld, der Tochter des Bürgermeisters Just Ite Elverfeld (1656–1738). Justus Möser selbst heiratet mit Juliana Elisabeth Bruning (Bruning) standesgemäß eine Frau aus dem Osnabrücker Honoratiorentum, das z. T. erfolgreich – wie schon früh die Familie Bruning – in fürstliche Dienste drängt. Die Familie Möser zählt im 18. Jahrhundert wie die Lodtmanns und Pagenstechers zu dem Teil des Osnabrücker Honoratiorentums, das sich nicht mehr

an der städtischen Verwaltung beteiligt, sondern Spitzenpositionen der fürstlichen Verwaltung besetzt.

Dargestellt sind die Stammbäume der Familien Möser (Nr. 7) und Bruning (Nr. 11). Gegenüber dem Manuskript sind die Stammbäume deutlich überarbeitet. Der Möser'sche Stammbaum ist um eine Generation erweitert, der Bruning'sche erfuhrt in der jüngsten Generation eine erhebliche Ausdehnung. Dafür fehlen im Möser'schen Stammbaum im Druck die Kinder der Ernestina Juliana Möser. Die Angaben Lodtmann's sind nicht immer korrekt; so erscheint Johann Möser (1601–1682) als Zacharias Möser. St

>Staatsarchiv Osnabrück, Dep 6b Nr. 734; Banniza von Bazan 1954, 1959, 1960; Borchers 1955; Spechter 1975:124–126

### 1.6 *Biblia, Das ist Die gantze H. Schrift, Altes und Newes Testament Teutsch D. Martin Luthers: Auff gnädige Verordnung des Durchleuchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn Ernsts Hertzogen von Sachsen Jülich Cleve und Berg etc. Von etlichen reinen Theologen erkläret [...], Gedruckt und verlegt zu Nürnberg durch Wolfgang Endter im Jahre Christi 1649 – Imperial 2°, 4 Bl., 640 S., 30 Bl. Kupferstiche – Familienbibel mit handschriftlichen Eintragungen auf den Vorsatzblättern.*

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: E 441

Die sogenannte Kurfürstenbibel oder Weimarer Bibel, durch den Herzog von Sachsen-Weimar in Auftrag gegeben, erlebt seit 1641 drei Auflagen und zählt zu den am weitesten verbreiteten Bibelausgaben des 17. Jahrhunderts.

Über die Familienbibel spricht Justus Möser in einem autobiographischen Fragment als »seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig bekundet hätte, daß ihm den 14ten Dez. 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen Justus empfangen habe«.

>AA II:201; 450 Jahre Reformation 1993:89f. (Abb.)



1.7 *Acta Synodalia Osnabrugensis Ecclesiae Ab Anno Christi 1608 Coloniae Agrippinae, apud Iodocum Kalcovium, Anno 1653.* [Mit Anhang:] *Appendix Constitutionum Synodali-um Osnabrugensium [...]* [1657] – 8 Bl., 422, 58 S., 6° – Mit Besitzvermerken »Joh. Zach. Möser« auf dem Titelkupfer und »Justus Möser« auf dem Vorsatzblatt.

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium:  
C.IX.121

Die von dem Osnabrücker Gegenreformer Franz Wilhelm von Wartenberg (1593–1661) in Auftrag gegebene Sammlung Osnabrücker Synodaldekrete wird offenbar vom Vater Möser, Johann Zacharias, für zwei Reichstaler angekauft. In seiner Funktion als Konsistorialrat und Kanzleidirektor dürfte Johann Zacharias Möser diese Sammlung durchaus für seine praktische Arbeit benötigt haben, auch wenn sich keine handschriftlichen Vermerke darin finden. Wohl von ihm stammt ein handschriftlich auf dem vorletzten unbedruckten Blatt des Bandes angelegtes Inhaltsverzeichnis über ihn interessierende, in den Synodaldekreten abgehandelte Begriffe und Problemfelder. Durch den Vater kommt der Band in die Hände Justus Möser. Außer dem Besitzvermerk sind Einträge von seiner Hand in dem Band nicht zu finden. Von Justus Möser gelangt der Band in den Besitz seines Großneffen, des Osnabrücker Regierungssekretärs Johann Georg Justus Friderici (1787–1817), der die Möser-Bibliothek schließlich dem Ratsgymnasium der Stadt vermacht.

Das Titelblatt, ein Kupferstich, zeigt über dem Titel das Wappen des Osnabrücker Bischofs Franz Wilhelm von Wartenberg. Unter dem Titel ist der Gründer des Bistums, Kaiser Karl der Große, abgebildet, im Hintergrund der Dom. An den Seiten dargestellt sind oben von links der erste Bischof Wiho und die Patrone der Kirche, Petrus, Crispin und Crispinian. Unter diesen findet sich links der vierte Bischof des Bistums Gauzbert (845/850–859), rechts der 28. Bischof Adolf, Graf von Tecklenburg (1216–1224). St

>450 Jahre Reformation 1993:100f.

1.8 *[Ist alle Frühlings-Lust Ihr denn so gar zu wieder, Hochwehrtste Groß-Mama, daß Sie schon von uns geht?]*. Gedicht aus Anlaß des Begräbnisses der Großmutter Katharina Gertrud Elverfeld im Jahr 1730, unterzeichnet: »Hierdurch wollte seine letzte Pflicht bezeugen Justus Möser«. Mit einem Gedicht von Möser's Vetter Justus Eberhard Berghoff bei Kisling in Osnabrück gedruckt – 8 Bl. 4°

Staatsarchiv Osnabrück: Erw.A 8 Nr.27, Fol. 124

Das barocker Tradition folgende Gelegenheitsgedicht zum Begräbnis der Großmutter im Mai 1730 läßt den knapp 10jährigen Enkel Justus als Kündler eines rationalistischen Versöhnungsgedankens mit dem Tod auftreten: Vom fragenden Unverständnis aus wird die Erlösung der Großmutter »im schönen Himmels-Saale«, »da Sie kann JESum sehn«, entfaltet. Bildhafte Jahreszeitensymbolik trägt die Erwägungen zu Vergänglichkeit und Ewigkeit. Das Gedicht schließt mit einem Wohlergehenswunsch an den »Hoch-Wehrtsten Groß-Papa«: »Ihn aber wolle uns der grosse GOTT erhalten [...] Dis wünscht die gantze Stadt / die Jungen samt den Alten / Das Rath-Haus / Kirch und Schul / die treue Bürgerschaft.«

>U. Sheldon 1989

1.9 *Ernst August Bertling Der Heil Schrift DOCTOR und der Gottesgelahrtheit öffentlicher ordentlicher Lehrer auf der akademischen Schule zu Dantzig und derselben RECTOR, auch PASTOR an der Heil.-Dreyfaltigkeits-kirche Geboren den 1. DEC. 1721.* Kupferstich von F. Schleuen, um 1760 – 178 x 188 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Gemeinsam mit den Jugendfreunden Carl Gerhard Wilhelm Lodtmann (1720–1755) und Ernst August Bertling (1721–1769) gründet Möser etwa 1732/33 eine »gelehrte Gesellschaft«, über deren Anfänge und Tätigkeit er in einem autobiographischen Fragment in indirekter Rede berichtet: »In seinem zwölften Jahre hätte er [Möser] und vorgedachte seine beiden Freunde [Lodtmann und Bertling] mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die



Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Torheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können.«

Ein »Protocollum judiciale Societas Crescentis« aus dem Jahre 1736 nennt den 1793 verstorbenen Justus Eberhard Berghoff als ein weiteres Mitglied dieser Vereinigung von Schülern des Ratsgymnasiums, die auch Fraktionsbildung betrieben: Kurzzeitig spaltet sich eine »Societas proficiens« unter Lodtmann ab.

Als Präliminarien des späteren Wirkens kennzeichnet der Möser-Herausgeber Bernhard Rudolf Abeken die Societas crescens: »Das Ganze ist ein Spiel, ein Scherz, aus dem aber ein zeitiger Beobachter wohl geschlossen haben würde, daß diese Knaben einst das Leben und ihren Beruf mit Ernst und Kraft ergreifen und durchführen, daß sie vor Zersplitterung ihrer Kräfte sicher sein werden.« Die Lebensläufe der vier namentlich Genannten bestätigen diese Annahme auf unterschiedliche Weise: Nach dem Studium erfolgt früher oder später die Promotion; Möser bildet hier die Ausnahme. Lodtmann wird als Professor nach Helmstedt berufen, Bertling als Schulrektor nach Danzig, und Berghoff bringt es zum Bürgermeister der Stadt Osnabrück. MS

>Abeken 1842/1858, X:9, 88–90; AA II:201ff.; Pleister 1927:7f., 10ff.; Sheldon 1970:18

1.10 Osnabrück in ländlicher Umgebung. Ansicht der Stadt von Norden, Leimfarben auf Papier, bez: »L. Brockmann pinxit 1810« – 428 x 598 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 3262

Die Ansicht zeigt links das Kloster Gertrudenberg, den (stark verzeichneten) Hang des Gertrudenberges mit den beiden Terrassen und rechts den Westerberg, kenntlich durch die beiden Windmühlen. Neben Wiesen- und Ackerflächen ist im Vordergrund eine Bleiche zu erkennen, wie im 18. Jahrhundert für das Bleichen von Leinen, aber auch von Wachs gebräuchlich. Die Straße »Wachsbleiche« zwischen der Bramscher und der Natruper Straße gibt heute noch einen Hinweis darauf.

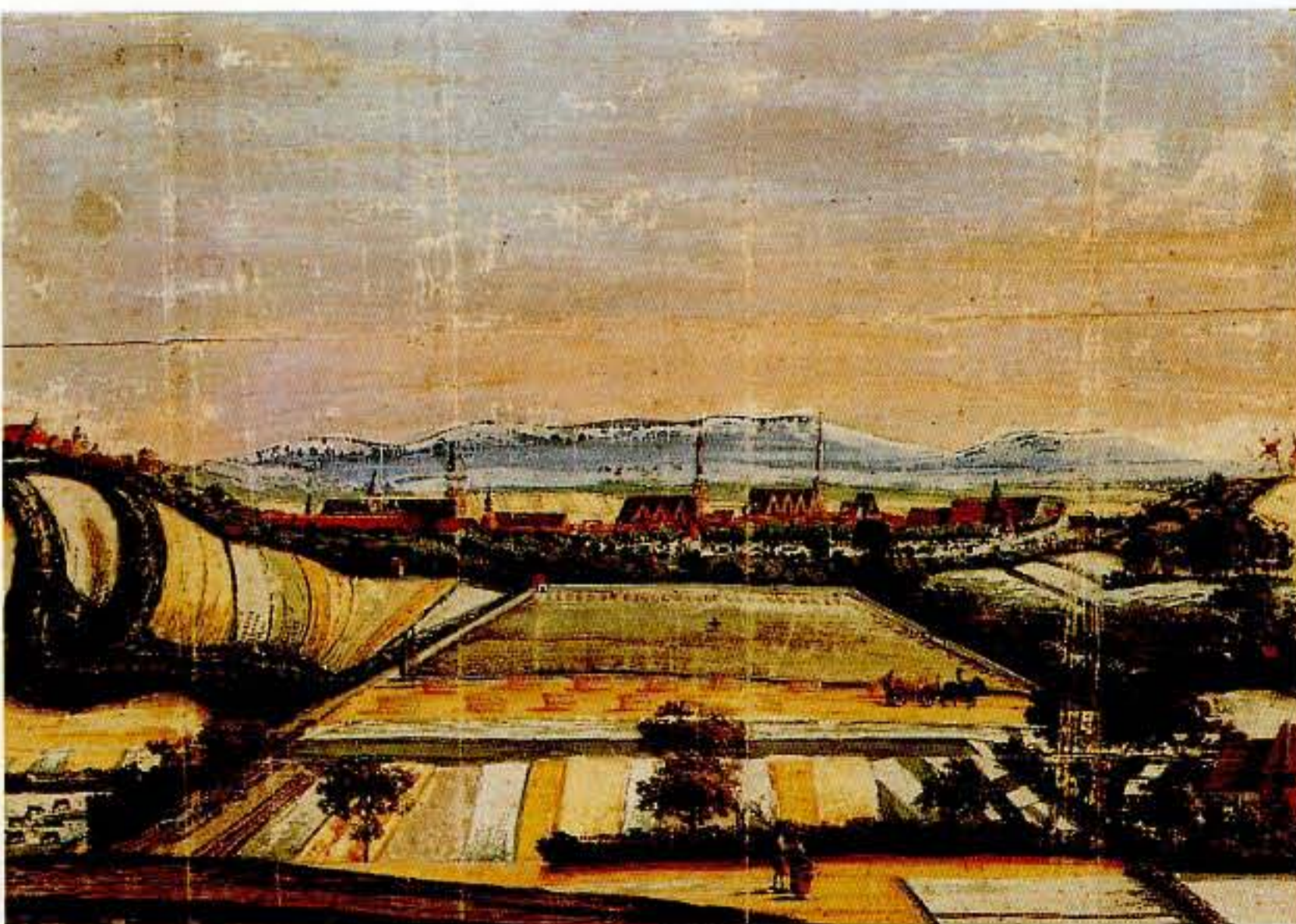
Dennoch ist die Ansicht von Osnabrück – angelehnt an die schon von Merian bekannte Praxis, die stadtbildprägenden Bauwerke mit ihrer Schauseite unabhängig von topographischen Gegebenheiten zu zeigen – von Phantasie gekennzeichnet. Zwar sind die Hauptkirchen – der Dom, St. Marien, St. Katharinen – architektonisch korrekt mit Vierungsturm und der unterschiedlichen Anzahl der Zwerchhäuser wiedergegeben, der Turm rechts und die gesamte Langhausseite, sind aber von diesem Standort so nicht sichtbar.

Das mehrfach durch Faltungen beeinträchtigte Blatt trägt eine Künstlersignatur mit Blei, ist aber wohl kein Unikat. Vermutlich handelt es sich um einen Handdruck mit verschiedenen Holzmodellen, möglicherweise als fragmentarischer Teil einer Tapete aus bürgerlichem Hause. Eine Landschaft oder Stadtansicht in einen nicht mehr vorhandenen ornamentalen Rahmen eingedruckt, entspräche durchaus dem Stil des frühen 19. Jahrhunderts.

Zur Entstehungszeit des Bildes sind noch die Befestigungswerke der Stadt erhalten und somit weitgehend die aus dem Mittelalter stammende Stadtstruktur. Die Zeit als fürstbischöfliche Residenz hinterläßt zwar verschiedene repräsentative Bauten als äußere Zeichen, durchgreifende Änderungen setzen aber erst im 19. Jahrhundert ein. 1802 verliert Osnabrück auch formell seine Selbständigkeit und wird Teil des Kurfürstentums Hannover. Osnabrück wird im 19. Jahrhundert zu einer durch zahlreiche neue öffentliche Bauten geprägten Verwaltungs- und später Industriestadt.

JL

1.10  
Osnabrück. Ansicht  
von Norden, 1810







### Justus Möser: Aus einem Autobiographischen Fragment II.

*[...] denn ich schrieb schon im vierzehnten Jahre meines Alters meinen Lebenslauf. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, meinen Eltern entlaufen und nach Münster gegangen war, wo ich hungrig ankam und, weil ich kein Geld mitgenommen hatte, mein Brot vor den Türen suchen sollte. Ich ging von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreise herum, wollte immer jemanden um eine Gabe ansprechen und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich, stammelnd meine Not eröffnete, gab mir sechs Pfennige und den Rat, geschwind wieder zurück und zu meinen Eltern zu gehen. Wie reich war ich nicht mit dieser Summe! ich kaufte mir Brot und ging vor das Tor, was nach meiner Vaterstadt führte. Hier setzte ich mich müde an einem Bach nieder, um zu trinken; und eine Weibsperson, die, wie ich nachher erfuhr, eine*

*Landstreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Not, und weil sie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, so nahm sie mich mit, brachte mich nachts in eine Bauernscheune, und versorgte mich des andern Tages von dem Brote, was sie bettelte, doch lernte ich auch von ihr zum erstenmal ein Ei in der Asche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir schon mein Lehrmeister, den meine Eltern bei mir hielten, und der mir, sobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte also meine getreue Gefährtin verlassen, und dieses geschah ohne Tränen. Meine Eltern waren froh, ihren verlorenen ältesten Sohn wiederzuhaben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeisters Elberfeld, ward mir die Strafe geschenkt. Die Schicksale auf dieser Reise füllten meinen vierzehnjährigen Lebenslauf [...]*



1.12  
Regina Juliana Elisabeth Möser, geb. Brouning (1716–1787).  
Kopie nach zeitgenössischem Portrait

1.11 Bäuerliche Reisegesellschaft in hügeliger Landschaft. Ölmalerei auf Eichenholz von Jan Brueghel d.Ä. (1568–1625), um 1600 – 280 x 370 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: Stüve 3628/36

In einer autobiografischen Notiz schildert Möser in knappen Sätzen eine »Reise« nach Münster: Als Vierzehnjähriger flieht er »aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe« aus Osnabrück. Aus bürgerlichem Haus stammend, dem Leben auf der Straße fremd und ohne Geld, sieht der Junge keine Möglichkeit, die Flucht fortzusetzen. Auf seinem Rückweg nach Osnabrück begleitet ihn eine Landstreicherin, die sowohl Schlafplatz als auch Brot erbettelt.

Obwohl rund 150 Jahre vor Möser's Abenteuer gemalt, illustriert Jan Brueghels »Bäuerliche Reisegesellschaft« dennoch einige Reisegewohnheiten, wie sie auf den Straßen der Hochstifte Osnabrück und Münster im Jahre 1734 anzutreffen sind.

Die Hauptpersonen des um 1600 entstandenen Bildes bilden Bäuerinnen und Bauern, die mit Waren zum Markt unterwegs sind bzw. Früchte aus Feld und Wald nach Hause bringen. Ein Leiterwagen, der anscheinend gerade eine Furt durchquert, dient zur Beförderung von Fässern und Menschen. Auf einem Hügel beobachtet ein Reiter, durch den bei ihm sitzenden Hund und seine Kleidung als »Herr« charakterisiert, das Treiben. Am Rande des Bildes ist eine rastende Gruppe erkennbar.

Das Gemälde Jan Brueghels d.Ä. (Brüssel 1568 – Antwerpen 1625), eines Vertreters der mittleren Generation dieser berühmten flämischen Malerfamilie, ist in der klassischen barocken Diagonalkomposition angelegt. Der Blick des Betrachters wird nach rechts oben in die Tiefe der Landschaft gezogen, in der eine (Kloster-)Kirche sowie Ortschaften hervorgehoben sind. Die dreifache Farbabstufung unterstreicht diese Kompositionsform.

Die »Bäuerliche Reisegesellschaft« ist das einzige Bild dieses Malers, der sich 1597 in Antwerpen niederließ, in der sogenannten Stüve-Sammlung. Erworben wird es 1823 auf einer Versteigerung in Münster. Die Sammlung des Osnabrücker Regierungspräsidenten Gustav Stüve (1833–1911) umfaßt u. a. eine Anzahl von Gemälden des flämischen und niederländischen Barock. Sie wird heute im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück gezeigt. JL

>AA II:203f.; Kayser 1983:27



1.12 Regina Juliana Elisabeth Möser, geb. Brouning (1716–1787). Portraitmalerei von Theodor Doebner, Öl auf Leinwand, um 1931, Kopie nach unbekanntem Maler – 710 x 600 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück 6890e

Am 25. Oktober 1746 heiratet Justus Möser die vier Jahre ältere Regina Juliana Elisabeth Brouning, die dabei die Gattenwahl ihrer Mutter Maria Elisabeth Brouning, geb. von Lengerken (1689–1774) überläßt. Die gebildete Tochter des 1736 verstorbenen Geheimen Sekretärs von Ernst August II., Carl Wilhelm Brouning, ist »eine Person, die er [d.i. Möser] wegen ihrer Vernunft und soliden häußlichen Eigenschaften lieb gewonnen hatte, und die ihn durch ihr ziemlich ansehnliches Vermögen in Stand setzte, mit Hülfe seines Fleisses einen anständigen Haushalt zu führen«, wie der Zeitgenosse Winold Stühle anmerkt, und er fügt noch hinzu: »Diese Wahl (woran die Vernunft mehr Antheil hatte, als eine oft unstäte und ungetreue leidenschaftliche Liebe) belohnte ihn mit der vergnügtesten Ehe [...]«. Letzteres – die Parenthese ausgenommen – bestätigen Möser's Ausführungen über die »häusliche Freude« und seine Gattin, »die solche zu schaffen zu weis«, in einem Brief an Christian August Clodius vom 30. Oktober 1778.

Ob sich ihre literarischen Ambitionen in der 1751 erschienenen, französischen Übersetzung von Johann Friedrich Jacobis »Sollte Gott auch



wol verdienen, daß ein Mensch Achtung und Ehrerbietigkeit vor ihm hätte, und selbige öffentlich an den Tag legte?» (Hannover 1750) erschöpfen, ist ebenso ungeklärt wie die Frage nach einer Teilhabe an Möser's französisch abgefaßten Texten. Die ihr gelegentlich zugeschriebene Übersetzung von Möser's »Lettre á Mr. de Voltaire [...]« (1750) ins Deutsche (1765) stammt nicht von ihr, sondern von Georg Wilhelm Bokelmann.

Die Annahme, daß bei Ämterbesetzungen »Möser mannigmal mehr dem Willen seiner Frau als der eigenen Ansicht gefolgt« sei, darf bezweifelt werden. MS

>Nicolai 1797:19; Stühle 1798:13, 17–18; Abeken 1842/1858 X:14, 91; Schierbaum 1908:181; Krusch 1909:278f., 329f. u.ö.; Sheldon 1970:25; Sheldon/Sheldon 1971:3ff. u.ö.; Briefe 1992:X, 560 u. ö.

## Studien in Jena und Göttingen

**1.13a–b** *Prospect der Allée in Göttingen nebst der Schencke, die Stadt London genannt.* Kolorierter Kupferstich bez.: »Gravé par Balth. Frederic Zeizel«, um 1750 – 290 x 379 mm – Ein Teil der Legende unten abgeschnitten.

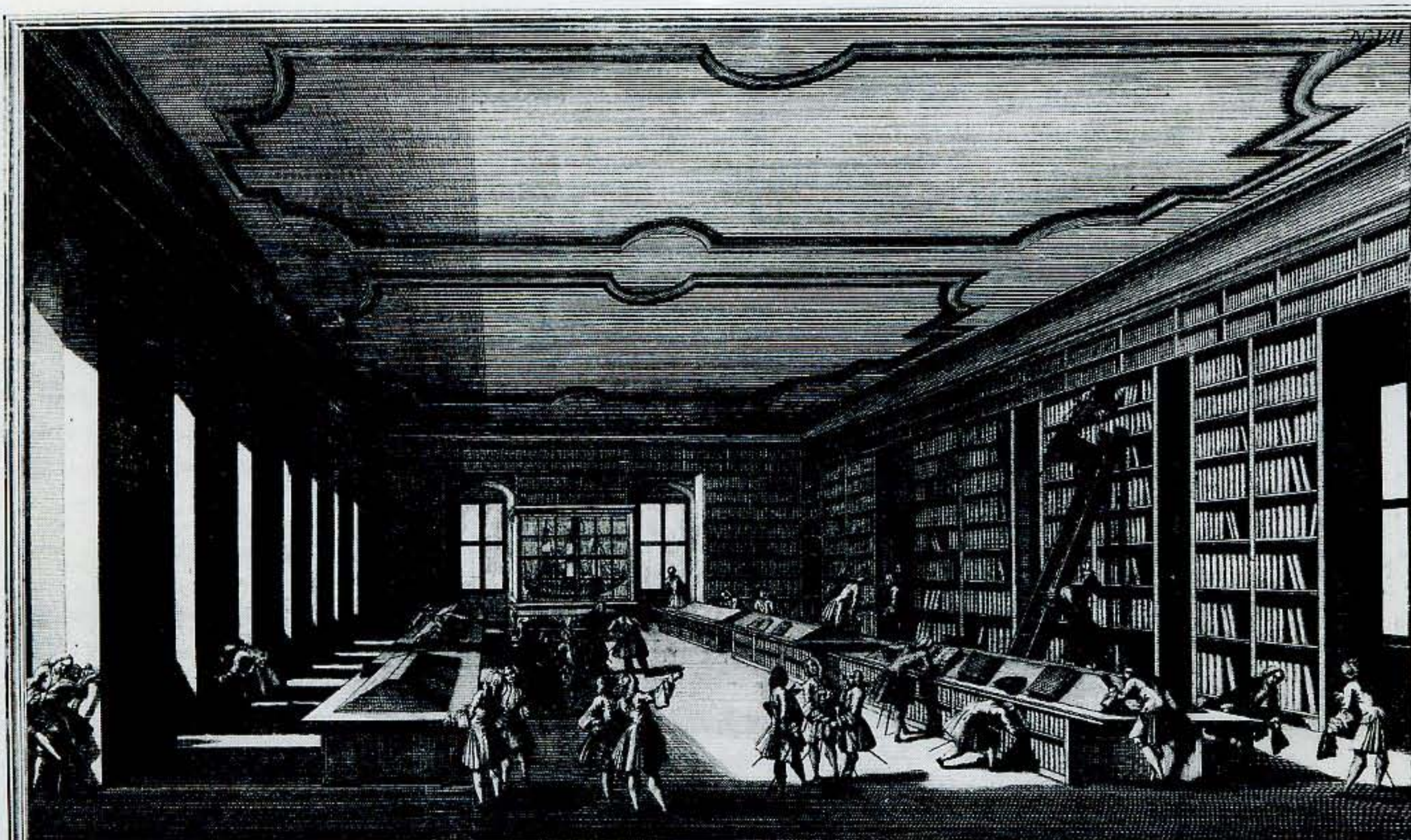
Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover:  
VM 30639

*Universitaets Bibliothec deren Saal 100 Fuß lang und 40 Fuß breit ist.* Kolorierter Kupferstich von Georg Daniel Heumann (1691–1759), um 1748 – 220 x 330 mm.

Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover:  
VM 38587

Nach zwei Studienjahren in Jena immatrikuliert sich Möser am 16. Oktober 1742 an der erst 1734/37 gegründeten Göttinger Universität. Profitiert er in Jena wohl vor allem von den philosophischen Vorlesungen an der durch die Theologenausbildung dominierten Universität, so zieht ihn vermutlich sein juristisches Interesse nach Göttingen. Die maßgeblich vom

1.13  
Universitätsbibliothek  
in Göttingen. Kupfer-  
stich von Georg Daniel  
Heumann um 1748

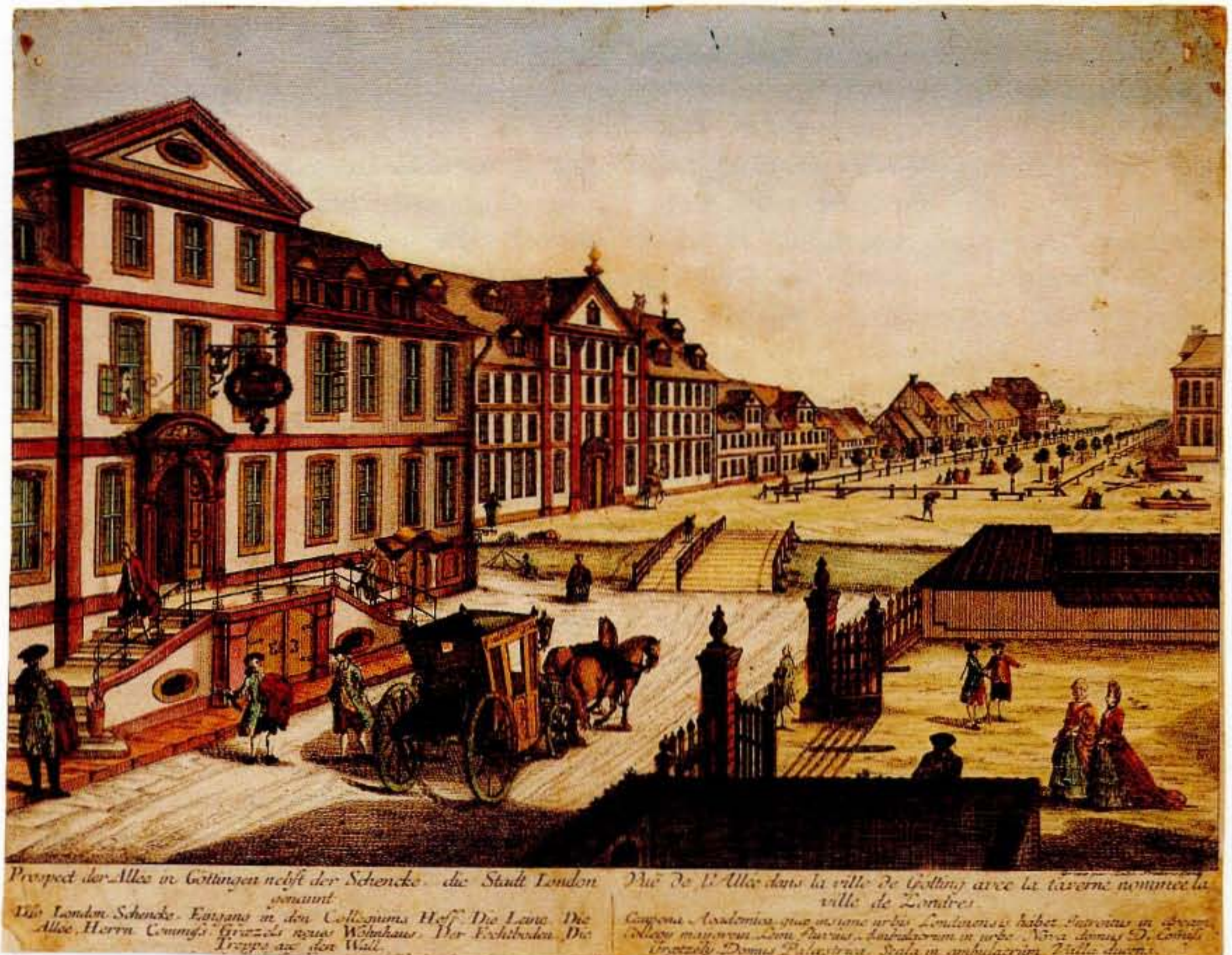


*Universitäts Bibliothec  
deren Saal 100 Fuß lang und 40 Fuß breit ist.*

*Bibliotheca Biloviana Academiae Georgicae Augustae Donatae  
cujus Atrium 100. Pedes longum et 40. Pedes latum est.*



1.13  
Prospekt der Allee in  
Göttingen, um 1750



kurhannoverschen Geheimen Rat Gerlach Adolph von Münchhausen geprägte Hochschule verfolgt mit einer pragmatischen Zielsetzung die von Halle ausgehenden aufklärerischen Tendenzen. Mit den Juristen Gebauer, Schmauss, Reinharth und Georg Ludwig Böhmmer ist in Göttingen ein deutlicher Schwerpunkt gesetzt, doch Berühmtheit erlangt die juristische Fakultät erst mit der Berufung von Johann Stephan Pütter 1746.

Der Grundbestand der Göttinger Universitätsbibliothek – knapp 9000 Bände des ehemaligen Geheimen Rates Joachim Heinrich Freiherr von Bülow – wird in den Jahren nach der Eröffnung der Universität durch Stiftungen und einen großzügigen Etat ständig erweitert: 1760 sind es 60.000 Bände. Die Bibliothek nimmt bald das dargestellte obere Stockwerk des Kollegienhauses ein. Täglich eine Stunde oder länger geöffnet, können die Bücher für einige Tage entliehen werden – auch an Studenten, allerdings muß ein Professor für sie bürgen.

Der »Prospekt der Allee« zeigt einige repräsentative Neubauten: links die Londonschänke, (das heutige »Michaelis-Haus«), dahinter das Haus des Tuchfabrikanten Johann Hein-

rich Grätzel, rechts den Vorhof zum Kollegienhaus der Universität, im Bildhintergrund führt die heutige Goethestraße in Richtung zum Wall. Die Darstellung ist spiegelbildlich für die Darbietung als Guckkastenbild. Bm

>Oberdiek 1989; Selle 1937; Sellert 1988; Sheldon 1970:19–23; Nicolai 1858:12

**1.14 ALBERTUS DE HALLER [...].** Albrecht von Haller (1708–1777). Kupferstich, bez.: »Handmann pinx.«, »Schleuen sc.«, um 1755 – 175 x 105 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Der Schweizer Mediziner Albrecht von Haller kommt 1736 als bereits anerkannter Naturwissenschaftler und Dichter (»Die Alpen« 1729, »Versuch Schweizerischer Gedichten« 1732) nach Göttingen. Unwissenschaftlicher Spekulation abhold, vertritt er Beobachtung und Experiment als Grundlage der Medizin (»lex summa fuit Naturae voce doceri«). Er gründet 1738/39 die Anatomie und den Botanischen Garten; beide gewinnen große Bedeutung für die Göttinger Wissenschaft. Von Haller erwar-



Johann Zacharias Möser an seinen Sohn Justus in Göttingen, 18. Juni 1743

*Mein lieber Sohn!*

*Aus Deinem letzten Schreiben habe ich ersehen, daß Du meine Gedanken zu wissen verlangst, über was für eine Materie Du heut oder morgen eine disputationem ut vocant inauguralem zu halten hättest. Wiewohl ich nun der Meinung bin, es sei noch zu früh daran zu gedenken, der cursus studiorum auch damit nicht zu unterbrechen: so ist mir doch beigefallen, du könntest entweder observationes de succesione foeminarum in feudis, praesertim Osnabrugensibus oder aber meditationis ad annum publicationis decretalium eiusque libri sexti schreiben. Bei der ersteren Materie kömmt die Frage für: durch was für eine Gelegenheit die Weiber zur Lehnsfolge gelangt seyen? [...]*

*[...] ich recommandire aber für allen, diese Dinge bloß als ein Nebenwerk zu tractiren und darüber ja Deine ordentlichen Stunden zu Wiederholung derer collegiorum nicht zurückzusetzen, sondern nur bei müßiger Zeit ein und andere authores in dasiger Bibliothek nachzuschlagen.*

*Als auch das Viertheljahr vorbei, so übersende ich Dir 170 Rtl. und zweifle nicht, Du werdest damit bis Michaelis auskommen, in welcher festen Zuversicht ich verbleibe*

*Dein affectionirter Vater J.Z. Möser*

tet man sich auch die Pflege der deutschen Sprache und Literatur im Rahmen der 1739 vom Philologen Johann Matthias Gesner (1691–1761) begründeten ›Deutschen Gesellschaft‹. Ihr Ziel ist hier wie in anderen Universitätsstädten, die von Gottsched aufgestellten Sprach- und Literaturregeln zu propagieren. Schon bei ihrer Gründung durch Überalterung gekennzeichnet, widmet man sich vor allem der Pflege der Formen. Haller wird Ehrenmitglied, bleibt aber auf Distanz, zumal er im Literaturstreit zwischen Gottsched und den Zürchern Bodmer und Breitinger auf Seiten der letzteren steht. Der tiefreligiöse, aber auch eitle Abkömmling einer Berner Patrizierfamilie wird nicht glücklich in Göttingen und bleibt mit vielen Kollegen im Streit.

Möser, der erst später gegen Gottscheds Programm, französische Sprache und Literatur zum sprachpflegerischen und dichterischen Vorbild zu nehmen, mit seinem »Harlekin« offen Position bezieht, erreicht im Januar 1743 die Aufnahme in die ›Deutsche Gesellschaft‹. Im Zusammenhang mit seinen Plänen für ein großangelegtes Editionsprojekt deutscher Gedichthandschriften des Mittelalters bemüht sich Möser später von Osnabrück aus um die Unterstützung des Göttinger Gelehrten Haller. Bm

>Selle 1937:68ff.; Sheldon 1970:20–23

**1.15a–b** *D. George Christian Gebauers Grund-Riß zu einer Umständlichen Historie der vornehmsten Europäischen Reiche und Staaten mit einer Vorrede von dem mannigfaltigen Nutzen der Historischen Wissenschaft und nöthigen Registern versehen Mit Königl. Pohl. und Churf. Sächs. allergnäd. Privilegio. Leipzig, verlegt Caspar Fritsch, 1733 – XXXII, 414 S., 16 Bl. 4° – Mit Leerseiten durchschossenes und handschriftliche Bemerkungen sowie Besitzvermerken: »J.Möser Jenae 1740« und »J.E.J. Moeser, 1763« von Möser's Sohn Johann Ernst Justus.*

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Bibliothek  
Ratsgymnasium: 7934 L 5

*GEORGIUS CHRISTIANUS GEBAUERUS [...]. Georg Christian Gebauer (1690–1773), Schabkunstablatt, bez.: »C. N. Eberlein pinx.«, »J. Jac. Haid excud. Aug Vind.«, um 1770 – 313 x 192 mm*

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück



Der Verfasser der europäischen Staatengeschichte, Georg Christian Gebauer, wird 1734 aus Leipzig als erster Professor der Juristenfakultät nach Göttingen berufen – wo Möser ihn später kennengelernt haben dürfte – und erhält den Titel eines königlich Großbritannischen Hofrats. Neben zahlreichen, meist lateinisch abgefaßten rechtshistorischen Veröffentlichungen gibt Gebauer auch den Barockroman »Großmüthiger Feldherr Arminius« des schlesischen Dichters Daniel Casper von Lohenstein aus dem Jahr 1690 mit einer Vorrede 1731 neu heraus.

Möser erwähnt den Gelehrten in Briefen an den Minister Behr in London 1767 und an den Rintelner Professor Thomas Abbt 1764. Im Jahr 1763 geht der Geschichtsgrundriß offenbar in die Hände seines 8jährigen Sohnes über. Das Titelkupfer des Bandes zeigt eine über der Weltkugel schwebende Hermes-Figur, aus deren Füllhorn sich Gelehrsamkeit und Wissen in Gestalt von Büchern ergießt. Der Kupferstich, ein zeittypisches Gelehrtenportrait, erscheint in Augsburg.

>Meusel V:86; Pleister 1927:20; Erker u.a. 1989:283–302; Briefe 1992:337, 431

1.16a–b *Johann David Köhlers P.P. Kurtzgefaßte und gründliche Teutsche Reichs-Historie vom Anfang des Teutschen Reichs Mit Koenig Ludwigen dem Teutschen biß auf den Badi-schen Frieden. mit allen ACCURAT im Kupfer vorgestellten Königlichen und kayserlichen Land-Zeichen oder Monogrammatibus. Mit Römischer Kayserl. Majest., wie auch Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen all-ergnädigsten PRIVILEGIIS. Frankfurth und Leipzig, bey Christoph Riegeln, Buchhändler in Nürnberg. 1737 – 6 Bl., 664 S., 15 Bl. 4° – Mit Randnotizen und Besitzvermerk »J. Möser aus Oßnabr. in Göttingen den 12 OCT 1742« versehene Handexemplar des Studenten Möser.*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: C.V.77

*IOHANNES DAVID KOELERUS [...]. Johann David Köhler (1684–1755). Kupferstich, bez.: »Gabr. Müller ad vivum pinx. 1734«, »Martin Tyroff del. et sculp 1756« – 176 x 132 mm*

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Nach Philosophie- und Geschichtstudium und Diensten für einen schwedischen Diplo-

maten von der nürnbergischen Universität Altdorf 1735 als Professor der Geschichte nach Göttingen berufen, gibt Köhler bald sein Geschichtswerk heraus. »Seiner ›Kurtzgefaßten und gründlichen deutschen Reichshistorie«, zu deren vorzeitiger Veröffentlichung er sich freilich wider Willen genöthigt fühlte, kann unter den Werken dieser Art ein hervorragender Platz nicht eingeräumt werden [...]« (ADB).

»Der Student lernte die Reichshistorie in 9 Perioden, nach den Regierungszeiten der Kaiser abgeteilt, mit besonderer Berücksichtigung der menschlich absonderlichen Umstände der historischen Personen [...]« (Pleister).

>Meusel VII:182–193; ADB; Pleister 1927:25

1.17a–b *Compendium Juris Brevissimis Verbis [...] E Lectionibus Excellentissimi Domini W. Ad. Lauterbachii, J. U. D. quondam Prof. Primar. Tubingensis [...]*, hg. von F. Chr. Harpprecht, Frankfurt und Leipzig [1697]; Erste Ausgabe hg. von Johann Jakob Schütz 1679 – Mit Leerseiten durchschossenes und eigenhändigen Anmerkungen versehenes Handexemplar mit Besitzvermerk »J.Möser Osnabr.; Jenae 1740« – 6 Bl., 368 S. 4°

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: K 189

*WOLFGANG ADAMUS LAUTERBACH. ICTUS, SERENISS. WURTEMB. DUC. INTIMI. STATUS CONSILIAR ET ECCLESIAST. CONSIST. DIRECTOR [...]. Wolfgang Adam Lauterbach (1618–1678). Kupferstich, bez.»B. Kilian sculps.«, um 1680 – 206 x 149 mm*

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Ein schon zu Möser's Zeiten als Denkmal geltendes, häufig wiederaufgelegtes juristisches Kompendium, das dem Studenten Möser zum Grundstock seiner Rechtskenntnisse wird. Seine Eintragungen nach den Kollegs der Jenenser Professoren Stenger und Dithmar und des Göttingers Reinhardt finden sich auf Leerseiten und Rändern.

Der vor der Veröffentlichung als geachteter Jurist der Tübinger Universität, Regierungsrat und Consistorialdirektor verstorbene Verfasser gilt seiner Zeit als allseits anerkannte Größe und Synonym einschlägiger Rechtsquellen: »Junge Studierende und bemoste Häupter, angehende Rechtsbeflissene und solche, welche nach dem Doctorhute strebten, zogen aus den



verschiedenen Theilen Deutschlands und selbst von weiterher nach der Eberhard-Universität, um dem geistvollen und zündenden Vortrage des gefeierten Lehrers zu folgen, oder unter seinem Vorsitz den Tübinger Doktorgrad zu erringen.« (ADB)

»Denn nun bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher bey dem Lauterbach sitzt [...]«, klagt Möser noch 1762 in einem Brief an den jungen Korrespondenzpartner Thomas Abbt in Rinteln.

>ADB; Pleister 1927:18; Briefe 1992:272, 581

**1.18a–b** *Iohann. Christoph. Koecheri, D. De Idololatria Litteraria Liber Singularis*, Hannover: 1738 – 7 Bl., 232 S., 4 Bl. 8° – Mit Besitzvermerk: »Justus Moeser 1738 ex donatione autoris«

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: A.I.73

*IO. CHRISTOPH. KOECHERUS. S. Theologiae Doctor eiusdemque in Academia Jenensi Professor Publ. Ordinarius*. Johann Christoph Köcher (1699–1772). Portrait des von 1729 bis 1742 amtierenden Rektors des Ratsgymnasiums in Osnabrück, bez. »J.G.W. Viertelshausen Jen: pinx: 1765«, »J. N. Bernigeroth Sculp: El.Sax: Sc. Lips: 1766« – Blatt 193 x 131 mm

Ratsgymnasium Osnabrück

Der nach Theologiestudium in Jena als Magister zum Rektor des Ratsgymnasiums berufene Köcher nimmt nicht nur qua Amt eine prominente Rolle im Osnabrücker Geistesleben ein. Er erwirbt sich 1737 in Göttingen den theologischen Dokortitel und kann 1742 als Superintendent nach Braunschweig wechseln, bevor er 1751 ordentlicher Professor der Theologie in Jena wird und zum sachsen-weimarischen Konsistorial- und Kirchenrat aufrückt.

Er gibt in Osnabrück einen für den Unterricht bestimmten (lateinischen) Grundriß der Philosophie heraus, ediert Schriften des Rechtsgelehrten Hugo Grotius, veröffentlicht neben zahlreichen konfessionellen Lehr- und Verteidigungsschriften auch die Abhandlung »Vom vermeynten Nutzen der Comödien und den Uebungen der Beredsamkeit der studierenden Jugend« (1732), ferner »Zufällige Gedanken von Akademien, bey Aufrichtung einer neuen Academie zu Göttingen« (1734) und ein »Programm von alten teutschen Zeitungen« (1738).



J.G.W. Viertelshausen Jen: pinx: 1765.

J. N. Bernigeroth Sculp: El.Sax: Sc. Lips: 1766.

1.18

Johann Christoph Köcher, Rektor des Ratsgymnasiums in Osnabrück von 1729–1742. Kupferstich, 1766

Auch ein lehrhaftes Schultheater gibt es bei Köcher am Ratsgymnasium; er inszeniert z. B. einen »beigelegten Streit der vornehmsten europäischen Völker um den Vorzug ihres Verstandes« im Mai 1732, wobei der Schüler Möser die Rolle eines Engels spielt. Im Jahr 1739 sieht die Schule ihn als Philipp Melancthon, Zeitgenosse und Mitstreiter Luthers, auf ihrer Bühne.

Die Abhandlung gegen eine autoritative Verehrung der Gelehrsamkeit, gegen einen »cultum virorum doctorum idololatricum«, hat der 18jährige Möser, wie sein Besitzvermerk zeigt, von Köcher als Geschenk erhalten.

>Meusel VII:169; Runge 1908; Pleister 1927:8f.



## Aufklärung und Absolutismus

1.19 *Die weise und tapfere Regierung Sr. Königlichen Maj. in Preußen und Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg Friedrichs, besungen von M.O. Riese, [1742] – 4 Bl. 2° – Gedrucktes Gelegenheitsgedicht unter Pseudonym (Anagramm aus I. Moeser) mit handschriftlichem Vermerk »Der Verfasser ist Hr. Möser«*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen:  
Poet.Germ.I.6425:3, Nr. 528, Rara

Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König von Preußen, läßt als Verfasser des »Antimachia-vell« und Freund Voltaires die Hoffnung auf die Epoche eines Philosophenkönigs entstehen. Sie bestätigt sich bei der Rehabilitierung des Aufklärungsphilosophen Christian Wolff, den Friedrich II. nach seiner Verbannung von der Universität Halle durch den »Soldatenkönig« Friedrich Wilhelm sofort zurückholt. Der Regierungsbeginn Friedrichs II. ist aber geprägt durch die gewaltsame, mit dynastischen Gebietsansprüchen verbrämte Okkupation Schlesiens, mit der der österreichische Erbfolgekrieg beginnt.

»Dein Schlesien kann Zeuge sein, / Wo Du den stärksten Feind besieget«, dichtet Möser und variiert lyrisch das Versprechen des aufgeklärten Monarchen, als erster Diener seines Staates zu wirken: »Die Weisheit, womit Du regierst / Muß freilich Land und Volk beglücken«.

Möser kann sich mit diesem ersten publizierten Gedicht im »heroischen Stil« der Göttinger Deutschen Gesellschaft empfehlen. Kennzeichnend für die typisierende Darstellung ist die Erwähnung des »königlichen Gemahls«: Friedrich II. muß 1733 auf väterlichen Druck Elisabeth Christine aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg-Bevern heiraten, bald nach seinem Regierungsantritt trennt er sich jedoch de facto von ihr. Seinen Ruhm als Feldherr begründet er erst im Zweiten Schlesischen Krieg 1744/45. Bm

>AA II:21; Sheldon 1970:22



1.19  
Ode Justus Möser's auf  
Friedrich II., 1742

1.20a–d Staat und Recht in der Sicht der frühen Aufklärung: Grotius und Pufendorf

[Hugo Grotius:] *Hugonis Grotii de iure belli ac pacis libri III. In quibus ius naturae & gentium: item iuris publici praecipua explicantur [...]* Amsterdami, Apud Gulielmum Blaeuw. 1631 Cum privilegiis S. Caesare Maj & Christianissimi Galliarum Regis. – 4°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 0 38 2° Helmst

Hugo Grotius (1583–1645). Kupferstich, bez.: »M. Miereveld pinx:«, »W. Delff sculps.«, 1632 – 263 x 175 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

[Samuel von Pufendorf:] *Sam. L.B. A Pufendorf de Jure Naturae et Gentium, Libri octo. Cum integris Commentariis Virorum Classicorum Jo. Nicolai Hertii, Atque Johannis Barbeyraci, Accedit Gottfried Mascovius. Francofurti & Lipsiae, Ex officina Knochiana. 1744 Cum Privil. Sacrae Caesare Majestatis, & Sere-*



*niss. Poloniae Regis Elect. Saxon. ac Reipubl. Helvet. – 4°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 4° J NAT 1315

*SAMUEL LIBERBARO DE PUFENDORF. SERENIS. ET POTENT. ELECTORIS BRANDENBURGICI CONSILIARIUS INTIMUS.* Samuel von Pufendorf (1632–1694), Kupferstich, bez.: »S. Blesendorff. S. E. B. Sculptor Sculp:«, um 1690 – Platte 320 x 203 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

In der Korrespondenz, in den Beiträgen zum Osnabrückischen Intelligenzblatt sowie in gutachterlichen Stellungnahmen Möser fällt der Name Grotius des öfteren – stets verbunden mit dem allergrößten Respekt. Tatsächlich gilt Hugo Grotius – eigentlich Huigh De Groot – als europäische Autorität auf dem Gebiet des Natur- und Völkerrechts. Letzteres begründet er als eigenständige Disziplin mit dem Anspruch, dem Verkehr der Staaten positive, bindende Rechtsgrundsätze zu geben. Dieser Idealismus des Völkerrechts erscheint bei Grotius als Preis für die beabsichtigte Überwindung des Willkürhandelns der Regenten. Auch das Regieren soll vernünftig und verlässlich sein. Grotius Hauptwerk »De iure belli ac pacis«, das bis auf Rousseaus »Contract social« maßgeblich bleibt, macht den Staat zum Erfüllungsgehilfen eines ursprünglichen Gesellschaftstriebes. Recht ist danach alles, was dem »appetitus socialis« und seiner gemeinsamen Befriedigung entspricht.

Justus Möser findet daran Gefallen – nicht zuletzt deswegen, weil Grotius als Vertreter der städtischen Aristokratie sein Gesellschaftsprinzip immer noch ständisch dekliniert. Eine passende Grundlage und Berufungsinstanz für jakobinisch-umstürzlerische Folgerungen bietet Grotius nicht. Das leistet für die bürgerlichen Revolutionäre und Königsstürzer erst Rousseau.

Das Leben des kursächsischen Rechtshistorikers, Schriftstellers und Hochschullehrers Samuel Pufendorf beginnt schon früh als Selbst-Aufklärung, als Emanzipation aus zwanghaften Verhältnissen.

Im Verlauf seiner akademischen Karriere an den Universitäten in Heidelberg und Lund in Schweden, später als Historiograph und Hofrat in Berlin, entfaltet er eine rege schriftstellerische Tätigkeit. So wie sein eigenes

Leben dabei als Emanzipation aus den Zurichtungsverhältnissen der lutherischen Orthodoxie erscheint, so seine wissenschaftliche Leistung als Befreiung der Rechtswissenschaft aus ihrer traditionellen Dienstbarkeit zur Theologie. Veröffentlichungen wie seine »Elementa juris universalis«, 1660 in Den Haag erschienen, oder sein »Natur- und Völkerrecht«, markieren für Deutschland den ersten Versuch eines nur auf die Vernunft gegründeten Systems des natürlichen Rechts. Dieses gibt den Primat des Staates nicht preis, ergänzt ihn jedoch insbesondere in der Religionspolitik um die schätzenswerte Gewissensfreiheit des einzelnen.

Pate stehen dabei Hugo Grotius und Thomas Hobbes, die Pufendorf, der »feindliche

1.20  
Hugo Grotius  
(1583–1645), niederländischer Staats- und Völkerrechtsgelehrter.  
Kupferstich, 1632





1.21  
Gottfried Wilhelm  
Leibniz (1646–1716),  
Philosoph der Aufklä-  
rung. Kupferstich, um  
1715

Schwede«, kurioserweise während eines achtmonatigen Gefängnisaufenthaltes in Dänemark, aus dem Gedächtnis rekapituliert und miteinander synthetisiert. Eine sonderbare Kombination zweier sehr verschiedener Welten – steht ersterer doch für die postulierte Geselligkeit, letzterer hingegen für die Selbstsucht der Menschen, woraus einmal der Herrschafts-, ein anderes mal der Gesellschaftsvertrag hervorgeht. Pufendorf vermittelt, indem er den Staat beauftragt, den Egoismus der Menschen zu zügeln und ihren gesellschaftsfördernden Altruismus zu fördern. GB

>Bloch 1980; Hummel 1985; Briefe 1992:295f.

### 1.21a–d Religion und Vernunft in der Sicht der frühen Aufklärung: Leibniz und Wolff

*Herrn Gottfried Wilhelms Freyherrn von Leibnitz Theodizee, das ist Versuch von der Güte Gottes, Freyheit des Menschen, und den vom Ursprunge des Bösen, bey dieser vierten Ausgabe durchgehends verbessert, auch mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen vermehrt von Johann Christoph Gottscheden, Ordentlicher Lehrer der Weltweisheit zu Leipzig. Statt einer Einleitung ist die Fontenellische Lobschrift auf den Herrn von Leibnitz von neuem übersetzt. Hannover und Leipzig, In Verlag sel. Nicol. Försters und Sohns Erben. 1744 – 8°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° PHIL V. 3633

*GODOFREDUS GUILIELMUS LEIBNITZ [...].* Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Kupferstich, um 1715 – Platte 151 x 93 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

[Christian Friedrich von Wolff:] *Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt, Den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet von Christian Wolffen, Königl. Preuß. Hof-Rathe und MATHEM. & NATUR. PROF. P.O. Der Königl. Groß-Britannischen, wie auch der Königl. Preussischen Societät der Wissenschaften Mitgliede. Mit K. Pohln. u. Churf. Sächs. allergn. Privilegio. Halle 1720. Zu finden in der Rengerrischen Buchhandl. – 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Li 9923



*CHRISTIANUS L. B. DE WOLF [...].* Christian Friedrich von Wolff (1679–1754). Kupferstich, bez: »J. M. Bernigeroth sc. Lipsiae 1755« – Platte 218 x 171 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Wie vertragen sich die Güte und Allmacht Gottes mit der Existenz des Übels in der Welt? Wie das göttliche Vorherwissen mit der menschlichen Freiheit? Ist das, was geglaubt werden soll, auch einsehbar? Auf diese Fragen antwortet Leibniz in seiner ›Theodizee‹, zuerst 1710 bei Isaak Troyel in Amsterdam gedruckt. Der Titel der seither vielzitierten Schrift ist ein aus dem Altgriechischen gebildetes Kunstwort mit den Bestandteilen theos = Gott und dike = Recht. Name und Programm sind hier eins: Rechtfertigung Gottes trotz – wie zu ergänzen ist – des Leidens. Entschieden streitet Leibniz für eine Übereinstimmung von Vernunft und Glauben und gegen den Skeptizismus Pierre Bayles, dessen 1697 erschienenes »Dictionnaire historique et critique« rasch zu einem verbreiteten Lesestoff wird – auch am preußischen Hof und damit auch zum häufigen







1.22  
Kupferstich als Frontispiz in Joh. Chr. Gottsched, »Erste Gründe der Gesamten Weltweisheit«, 1733

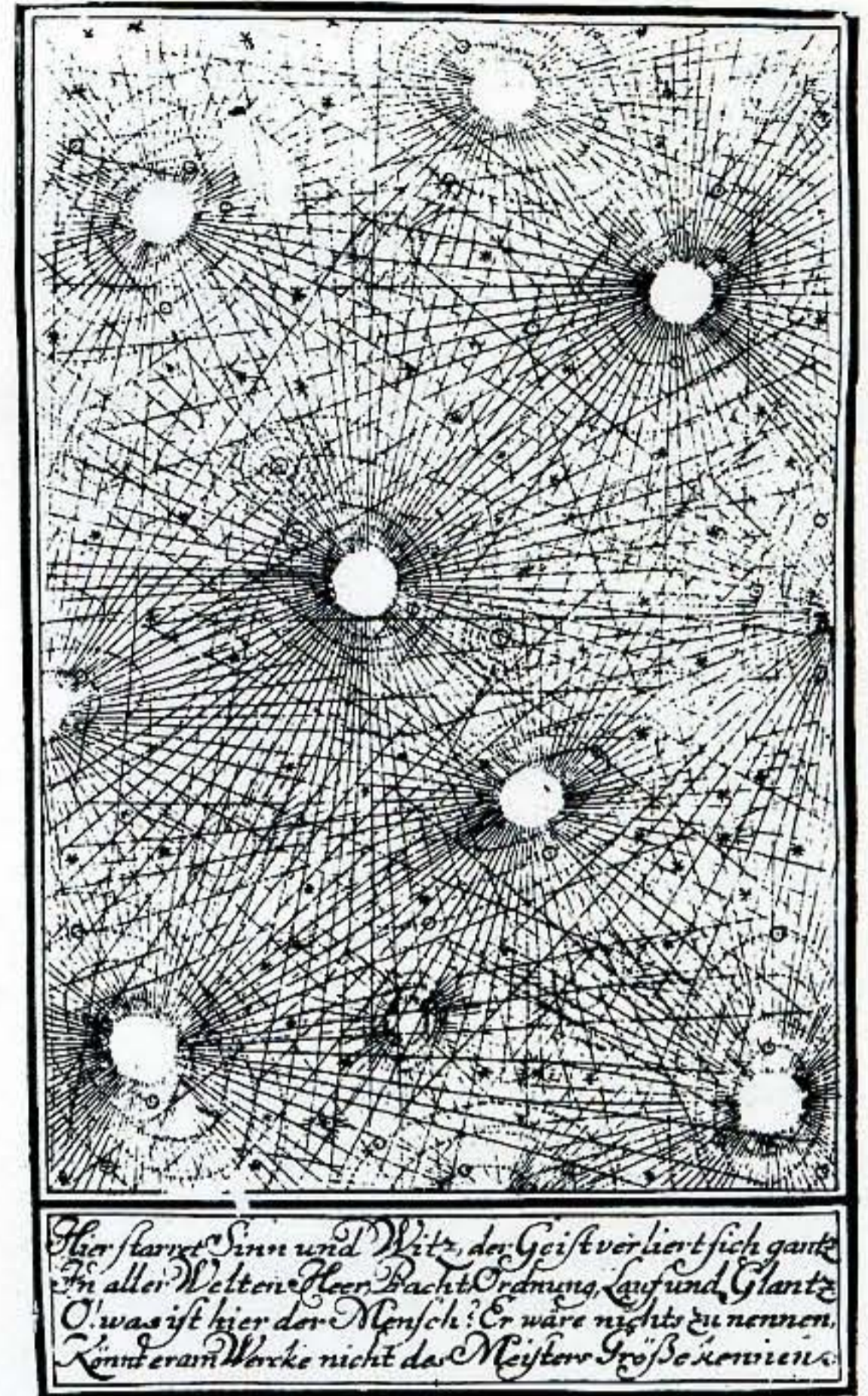
phieren in Deutschland »einheimisch« geworden. In der Tat: Während Wolffs großes Vorbild Leibniz, dessen essayistisch verstreutes Lehrgut er konsequent systematisiert, noch den vornehmen französischen Tonfall pflegt, schreibt Woff deutsch. Worüber er auch handelt – über Logik, Mathematik, Ontologie, Kosmologie, Psychologie oder Theologie, über Natur- und Völkerrecht, Moral und Ökonomie – die Titel seiner deutschen Quartanten beginnen stets (wie auch hier) als »Vernünftige Gedanken«. Daß diese andererseits in unangenehm steifen, »geometrischen« Formen von Axiomen, Theoremen, Scholien, Korollarien etc. abgefaßt sind, unterscheidet seine von der nachfolgenden Popularphilosophie, die ihre Inhalte flüssiger (andererseits aber auch seichter) zu Papier bringt. Gleichwohl wird Wolffs Philosophie im 18. Jahrhundert zur allgemeinen Bildung. Auch Möser kennt sie selbstverständlich, liest sie und zitiert aus ihr in seinen Briefen, vor allem in denjenigen aus den Jenenser Studentenjahren 1740/42. Dabei erscheint ihm zumal die ebenso gefeierte wie verspottete Phrase von der »besten aller Welten« – jene Erfindung Leibniz', die er über Wolff kennenlernt – der ernstesten und anerkennenden Erörterung wert. GB

>Erdmann 1878; Voltaire 1978; Hegel 1978; Briefe 1992:1ff.

1.22 [Hier starret Sinn und Witz, der Geist verliert sich ganz ...]. Kupferstich als Frontispiz in: »Erste Gründe der Gesamten Weltweisheit, Darinn alle Philosophische Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden, Zum Gebrauch Academischer Lectionen entworfen von Johann Christoph Gottscheden, P.P. Extr. und Collegiaten zu Leipzig, der Kön. Pr. Soc. der Wiss. Mitglieder.« Leipzig, 1733.

Universitätsbibliothek Osnabrück: CKA-G6871

Der Kupferstich zeigt Zentralgestirne in einem Kräftefeld. Unter Zuhilfenahme von Zirkel und Lineal und – so die stillschweigende Voraussetzung – der 1686 in Cambridge erschienenen »Mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie« Isaac Newtons, gilt hier der Kosmos als ausrechenbar. Daß solche Naturerkenntnis zugleich als notwendige Gotteserkenntnis behauptet wird – »O! was ist hier der Mensch? Er wäre nichts zu nennen, Könnt er



am Werke nicht des Meisters Größe kennen« – beschwört einen anderen Titanen der europäischen Aufklärung: Benedikt Spinoza (1632–1677). Dieser behauptet in seiner kurz vor seinem Tod erschienenen »Ethik« ebendies: »Deus seu Natura«. Spinoza erlöst damit nebenbei nicht nur eine Forschergeneration von ihren religiösen Skrupeln, wonach zuviel Wissenschaft und Forschung den Glauben gefährden könne. Vielmehr gilt jetzt: Wenn Gott und die Natur, wie Spinoza lehrt, »eins« sind, das »Buch der Natur« aber (was nicht erst Galilei wußte) in mathematischer Sprache geschrieben ist, dann – so der forschungsfördernde Schluß –, lesen wir in der Natur nichts anderes als die Handschrift Gottes. Nicht mehr nur »Singen, Beten und Predigtenanhören«, wie später Lichtenberg notiert, können danach als Gottesdienst durchgehen. Jetzt sind es Wissenschaft und Forschung, die durchaus die verlässlichere, weil ausrechen- und beweisbare Gottes(= Natur)erkenntnis ermöglichen. GB

>Spinoza 1977



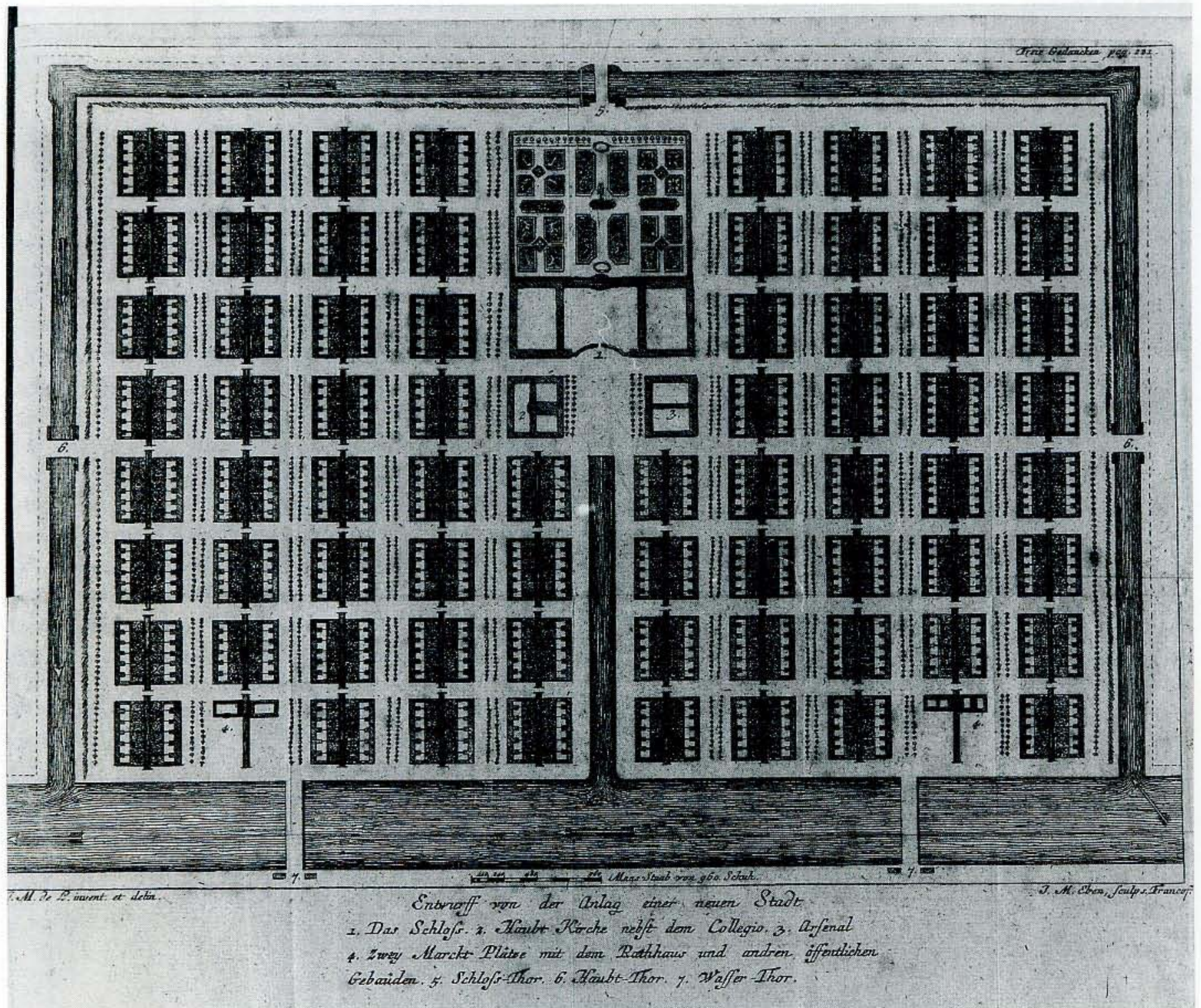
1.23 *Entwurf von der Anlag einer neuen Stadt.* Kupferstich aus: »Des Herrn von Loen Freye Gedancken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschaft. Dritte verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig, bey Johann Friedrich Fleischer, 1752« (zuerst 1750), bez.: »J.M. de L. invent. et delin.; J.M. Eben, sculps. Francof.« – 297 x 342 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: DD91 A 33005

Daß die Aufklärung im Feudalismus sich keineswegs gegen diesen verschwören muß, unter Umständen sogar aus feudalistischem Geiste aufklären kann, belegt Johann Michael von Loens (1694–1776) »Idealplan zu einer modernen Stadt«. In diesem erzeugen, architekto-

nisch gesehen, die quadratischen Rabatten des französischen Gartens vor dem Schloß des Fürsten die Häuserzeilenwaben einer neuen Stadt. Der Geburtsfehler des feudalen Naturverständnisses muß sich dergestalt allerdings fortsetzen. So wie das Schäumende der Natur ins cartesianische Korsett von Vierecken, Kegeln und Würfeln gezwängt wird, so ähnelt der neue urbane Aufriß einem Lager. Andererseits sollen die entstandenen Wohnwaben dem Anspruch nach durchaus naturwüchsig aus der feudalen Urzelle herauswachsen. Für Loen, den Großonkel Goethes und preußischen Regierungspräsidenten von Lingen und Tecklenburg, ist mit dem adligen Abstammungsnachweis gleichwohl alles beisammen, was ein »Freyer Gedanke zur Verbesserung der

1.23  
»Entwurf von der  
Anlag einer neuen  
Stadt.« Kupferstich,  
1752





menschlichen Gesellschaft« benötigt: Das proklamierte Neue als eine ins Unendliche fortsetzbare Erzeugung des Alten. Eben: Verbesserung, nicht Umwälzung.

Und dennoch steht auch ein derart gut gemeinter Idealplan in einem unausdrücklichen Gegensatz zur herkömmlichen Ordnung. Denn daß die neue bürgerliche Urbanität im vorliegenden Entwurf erkennbar jeden gebührenden Abstand vermissen läßt, dem Repräsentationsraum, Machtzentrum und Refugium des Fürsten vielmehr rigoros näherrückt und diese damit, wenn auch unfreiwillig, »gemein« macht und zum bloßen Wohnquartier entwertet, kündigt von einem neuen, dem »friderizianischen« Zeitalter: Der Fürst ist nicht mehr der Staat – er ist sein erster Diener.

GB

1.24  
Friedrich II., »der Große« (1712–1786),  
König von Preußen,  
Kupferstich, um 1750



1.24 *FRÉDÉRIC II. ROI DE PRUSSE ELECTEUR DE BRANDEBOURG.* Friedrich II. (1712–1786), preußischer König seit 1740. Kupferstich von Johann Georg Wille nach Antoine Pesne, bez.: »Pesne P.«, »Wille S.«, um 1750 – Platte 399 x 287 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: K 63–275 LM

Friedrich II. besteigt 1740 als 28jähriger den preußischen Thron. Unter Benutzung des von seinem Vater Friedrich Wilhelm I. stark vergrößerten Heeres betreibt er die territoriale Erweiterung Preußens. Das im Krieg 1740 bis 1742 von Österreich eroberte Schlesien behauptet er im zweiten Schlesischen Krieg 1744/45. Der mit Waffengewalt ausgetragene Dualismus zwischen Österreich und Preußen führt im Siebenjährigen Krieg 1756–1763 zum fast völligen Ruin der preußischen Länder. Die anschließende Reorganisation des wirtschaftlichen Lebens und die Reform des Rechts- und Erziehungswesens sowie der Landwirtschaft prägt neben seiner »Feldherrenkunst« das Bild Friedrichs für die Nachwelt.

Friedrich ist Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, dessen Stütze ein merkantilistisches Wirtschaftssystem ist. Bereits früh schreibt er politische und philosophische Gedanken nieder. Ausgehend von Schriften des Rationalisten Christian Wolff wendet er sich der französischen Aufklärung zu. Mit Voltaire verbindet ihn bis zu dessen Tod ein persönliches Verhältnis von Freundschaft und Auseinandersetzung.

Friedrich verwirft bisher geltende feudalklerikale Herrschaftsbegründungen und versucht, seine Machtansprüche im Einklang mit moralischen Ansprüchen und Vorstellungen der Aufklärung modern zu begründen. Die absolute Monarchie als beste Staatsform verpflichtet den Souverän nach seiner Ansicht, für die »Wohlfahrt« seines Volkes als dessen »erster Diener« zu sorgen. Dem liegt die Vorstellung eines unmündigen Volkes zugrunde, das über sein Schicksal nicht selbst entscheiden kann.

Der Kupferstich entsteht nach einem Ölbild des seit 1710 als Hofmaler in Berlin arbeitenden Antoine Pesne (1683–1757). Es zeigt Friedrich II. als preußischen König und Kurfürst von Brandenburg mit Ordensband und Stern des Schwarzen Adlerordens. JL

>ADB; Berghaus 1978:116 (Abb.)



1.25 [Friedrich II.:] *Anti-Machiavell Oder Prüfung der Regeln Nic. Macchiavells Von der Regierungskunst eines Fürsten Mit historischen und politischen Anmerkungen Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1741. – 8°*

Landesbibliothek Oldenburg: Jur B VII,2/14

Mit der 1740 von Voltaire in Amsterdam zum Druck gebrachten Kritik des seit seinem Erscheinen umstrittenen Werks »Il Principe« des florentinischen Renaissance-Politikers Machiavelli gibt Friedrich II. (1712–1786) zugleich so etwas wie eine Regierungserklärung ab. Gegen das mit päpstlichem Privileg in der vatikanischen Druckerei in Rom 1532 erschienene, 1557 aber auf den Index gesetzte, vermeintliche »Lehrbuch tyrannischer Ruchlosigkeit« verkündet der junge König Friedrich emphatisch: »Ich übernehme die Vertheidigung der Menschlichkeit wider diesen Unmenschen, der dieselbe vernichten will: ich setze die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Betrug und dem Laster entgegen [...]«. Voltaires Gedanke dabei: »[...] es muß offenbar werden, daß eine königliche Hand selbst das Gegengift zum »Principe« bereitet«.

>Höfener 1978

### Themen, Wege und »Lichtgestalten« der Aufklärung

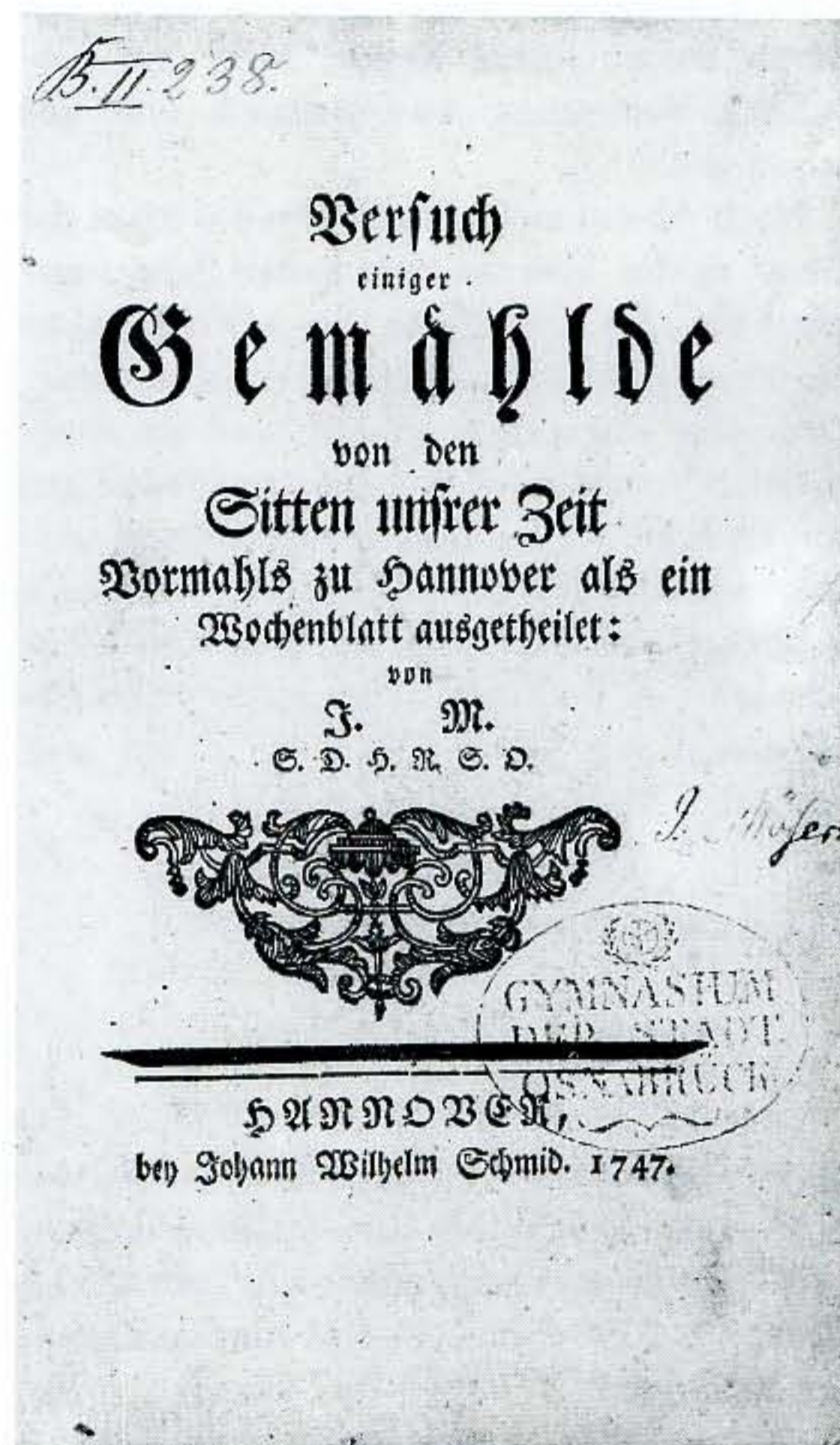
1.26 [Justus Möser:] *Versuch einiger Gemälde von den Sitten unsrer Zeit. Vormahls zu Hannover als ein Wochenblatt ausgetheilet. Von J.M.S.D.H.R.S.O. [=Justus Möser Sekretär der Hohen Ritterschaft Osnabrück], Hannover, bey Johann Wilhelm Schmid 1747 – 16, 400 S. 8°*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: B.II.238

Mösers »Versuch« gehört zum Typus der in der Aufklärungsepoche beliebten und weithin gelesenen »Moralischen Wochenschriften«. Zunächst 1746 periodisch als »Wochenblatt« erscheinend, kommen die Texte ein Jahr später als Ganzes gebunden noch einmal auf den Markt. Obwohl Möser sich am Ethos und den großen Vorbildern dieser literarischen Gattung wie den englischen Wochenschriften »Tatler«,

»Spectator«, »Guardian« orientiert, gelingt ihm doch ein individueller Beitrag zu diesem Genre. Im Gegensatz zum strengen, moralischen »Verantwortungsbewußtsein« vergleichbarer Wochenschriften sind Möser's Beiträge plaudernd, spielerischer und scherzhafter und verfolgen die in der »Vorrede« dargelegte Absicht: »Wir haben das Lehrreiche unter dem angenehmen Schein von Erzählungen und Belustigungen vorgestellt und lieber durch zehnen schmeichelhafte Züge einen gewinnen als durch einen schwarzen Strich zehne abschrecken wollen.« Pl.

>AA I:1ff.; Martens 1989:63



1.26  
Erste Wochenschrift  
Justus Möser's, 1746/47

1.27 [Justus Möser:] *Die deutsche Zuschauerin Ein Wochenblatt. Hannover, bey Johann Wilhelm Schmid, 1748 – 6 Bl., 400 S. 8°*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: B.II.361.

Das zweite von Möser herausgegebene »Wochenblatt« ist als Fortsetzung des »Versuchs



einiger Gemälde von den Sitten unsrer Zeit« anzusehen und ist wiederum zunächst periodisch (1747) und dann noch einmal als Ganzes gebunden (1748) erschienen. Möser hat zu dieser Moralischen Wochenschrift etwa 15 nachgewiesene Artikel beigesteuert, die übrigen Beiträge stammen von anderen Autoren.

Neben den üblichen thematischen Schwerpunkten Moralischer Wochenschriften greift Möser im 13. Stück (29. 3. 1747) auch ästhetische Fragen auf. In einer Auseinandersetzung, inwiefern der Dichter oder Maler unter Berufung auf die »Natur« Kunstregeln verpflichtet sei, kommt Möser zu dem Schluß: »Glücklich ist derjenige, der von Natur eine so vollkommene Empfindung erhalten, daß er sogleich das Schöne empfinden kann. Denn es lässet sich durch unsere kurze Regeln nicht mit Gewißheit bestimmen, was natürlich und was schön sei«.

Nach Ablauf eines Jahres schon werden die Leser in der Vorrede zum ersten Jahrgangsband über die Einstellung dieses Wochenblattes informiert: »Nicht allen gefiel ein beständig satirischer Zug«, heißt es dort, und die ungenannten Verfasser der Wochenschrift kündigen spöttisch an: »Allen dergleichen Leuten, welchen wir nicht gefallen haben, geben wir hiemit die trostreiche Nachricht, daß ihnen unsre Zuschauerin im künftigen Jahre nicht weiter beschwerlich sein werde. Denn wir wollen ganz aufhören, Wochenblätter zu schreiben [...]«.

Pl.

>AA I:290ff.; Martens 1989:62f.

**1.28** *Hannovera – Hannover*. Kolorierter Kupferstich, bez.: »Ioh. Christ. Leopold exc.«, »F.B. Werner ad Vivam delineavit«, um 1730 – Platte 200 x 290 mm – Ansicht aus Südwesten, mit Bildlegende.

Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover: VM 41537

Die Mitte des 12. Jahrhunderts entstehende Kaufmannssiedlung in den Auen der Leine hat bis ins 17. Jahrhundert hinein nur geringe Bedeutung. Bald nach dem Verlust der Selbständigkeit wird die Stadt 1636 Residenz der Calenberger Linie der Welfen und beginnt allmählich, das mächtige Braunschweig zu überholen. 1705 wird Hannover auch Regierungssitz für das Teilfürstentum Celle.

Unter den niedersächsischen Städten liegt Hannover mit der Ost-West-Verbindung Osnabrück-Braunschweig-Magdeburg und der Lage im Leinetal besonders verkehrsgünstig.

Die Stadt innerhalb ihrer Festungswälle wird aus Südwesten vom Lindener Berg betrachtet, der im Vordergrund sichtbar ist. Der als Leine bezeichnete Fluß im Vordergrund ist die Ihme, das Dorf am Fluß ist Linden.

Als welfische Residenz und politisches Zentrum ist Hannover für den Osnabrücker Möser wichtiger Orientierungspunkt. »[...] ich bin von hier auf Hannover bey guten Wegen mehrmals in 24 Stunden gefahren«, ermuntert Möser im Oktober 1781 den Freund Nicolai, der sich auf einer größeren Reise befindet, zu einem Abstecher nach Osnabrück. »Zu Mittag können Sie dann hier im Lande auf der Station zu Bomte bey einem Bauer, der Postmeister ist, zu Mittag speisen [...] Der übrige Weg ist abwechselnd, doch fährt ihn die Post ja zweymahl die Woche, und diese ist heute nur vier Stunden später als im Sommer gekommen.«

Bm

>Briefe 1992:608

**1.29** [Justus Möser:] *Lettre à Mr. de Voltaire, contenant un essai sur le caractère du Dr. Martin Luther et sa réformation. A Hambourg 1750 – 24 S. 8°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8°H.e.c.484/8 Rara

Voltaires im englischen Exil verfaßte »Briefe aus London über die Engländer«, die 1734 in Frankreich beschlagnahmt und verbrannt werden und dem Autor einen Haftbefehl eintragen, nimmt Möser zum Anlaß für eine humorig vorgebrachte und zugleich ernst gemeinte Fußnote in Gestalt eines gedruckten »Sendeschreibens«. Mit dieser gebräuchlichen Form, gelehrte und literarische Debatten auszutragen, wendet sich Möser gegen Voltaires relativistische Gleichbehandlung der Religionen (auch der nichtchristlichen). In seiner gegen den etablierten Katholizismus in Frankreich gerichteten Schilderung des einträchtigen Nebeneinanders religiöser Gemeinschaften in England rubriziert Voltaire Luther unter die Sektengründer. Eine deutsche Übertragung der Verteidigungsschrift Möasers für Luther erscheint 1765 in Lübeck.

>AA II:286ff., 405ff.



1.30 *Voltaire, N°:I.* Miniaturbüste aus Bisquitporzellan auf einem Sockel aus glasiertem Porzellan, Manufaktur Fürstenberg, Modell von Anton Carl Luplau, 17. August 1786. Signiert an der Rückseite der Büste mit Preßmarken: springendes Pferd, I, »Voltaire, N°:I.«, im Sockelinnern unterglasurblaue Marke »F« und »I« – Höhe 90 mm, Sockelfuß 40 mm, Durchmesser 37 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 3006c

Die Porzellanmanufaktur Fürstenberg entwickelt von allen deutschen Manufakturen im 18. Jahrhundert das mit Abstand umfangreichste Programm von Portraitbüsten. Stellt man seit dem Ende der 50er Jahre zunächst – wie auch in Meissen – Portraits aus glasiertem Porzellan her, so setzt mit dem Jahr 1771 die Produktion von Büsten und Medaillons mit Portraitreliefs aus Bisquitporzellan ein. Das

marmorähnliche Material kommt den klassizistischen Tendenzen der Zeit entgegen. Die Erzeugnisse lassen sich in drei Gruppen gliedern: Büsten nach Antiken, Portraits von Familienmitgliedern der Herzöge von Braunschweig und anderer Fürstenhäuser, Büsten von Dichtern, Gelehrten und anderen Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts (und früher).

Voltaire wird zuerst 1776 in einer größeren Ausformung (N°. 4) modelliert, die kleinen Ausformungen (N°. 1 und 2) entstehen ab August 1786; die Erstausformung also zwei Jahre vor Voltaires Tod, die kleineren Modelle acht Jahre danach. Wahrscheinlich nimmt die Nachfrage erheblich zu. Die Vorlage für die Fürstenberger Büste ist bislang unbekannt, jedenfalls handelt es sich nicht um die berühmte Arbeit von Houdon, die in Voltaires Todesjahr entsteht. MM

>Wolff Metternich 1981

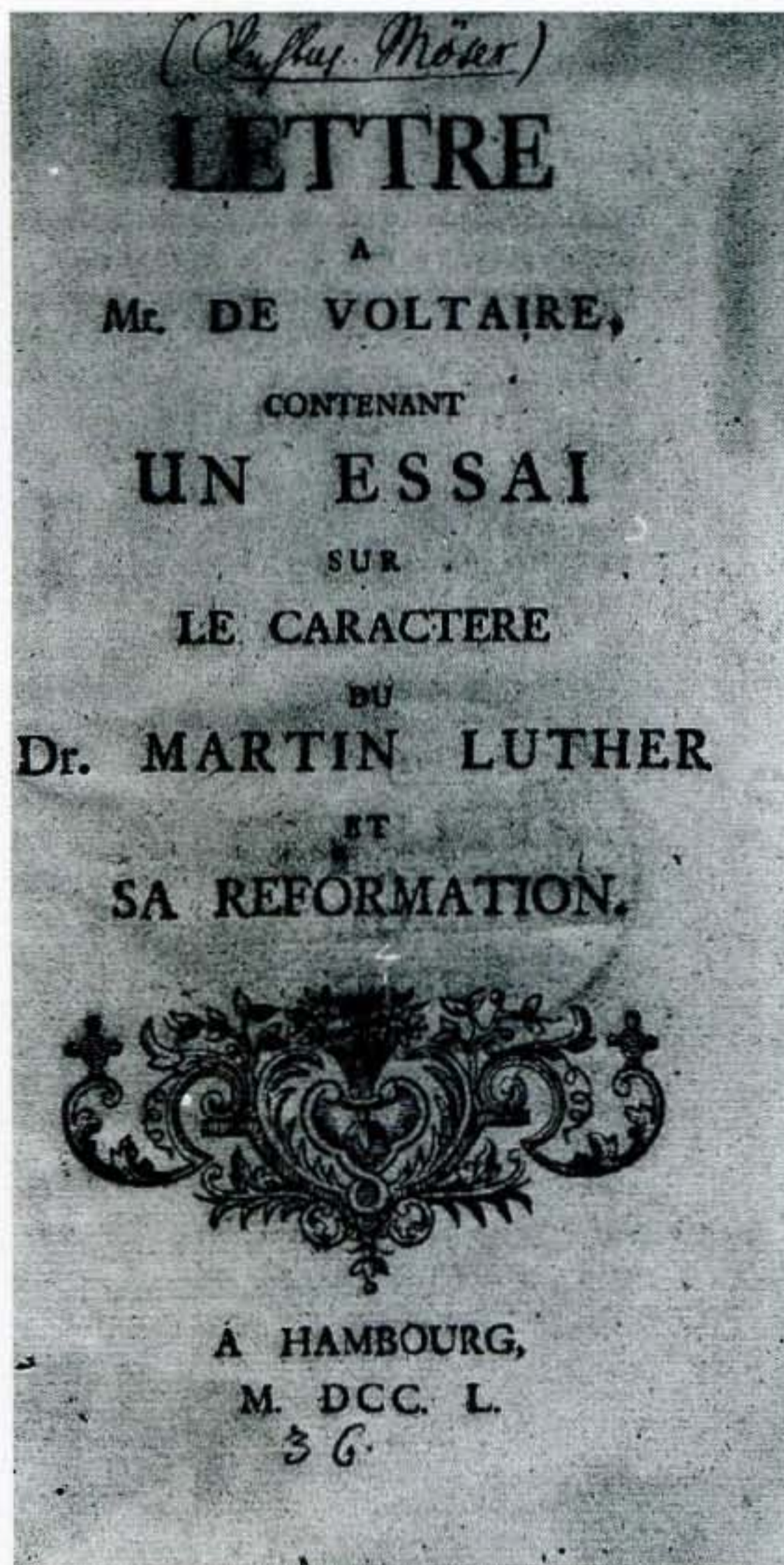
1.31 *Toleranz.* Radierung aus der Folge »Sechs grosse Begebenheiten des vorletzten Decenniums« von Daniel Chodowiecki, 1791, für den »GOETTINGER Taschen CALENDER für das Jahr 1792. bey Joh. Chr. Dietrich« – 89 x 51 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° Sva II 3470:1792, Rara

Als ein großes Thema des Jahrzehnts wird – mit dem möglichen Bezug auf die Reformen des 1790 verstorbenen Habsburger Kaisers Joseph II. – die erreichte »Toleranz« in Glaubensfragen vorgestellt. Eine Gestalt mit den Attributen der Göttin Minerva (Athene) tritt mit Strahlenglorie und christlicher Segnungsgeste unter die »Religionsverwandten« und nimmt »Türken, Juden, Catholiken, Lutheraner, Calvinisten, Quäker, Menonisten, Herrnhuter und Chinesen unter ihren Schutz«, wie es in der zeitgenössischen Erklärung heißt.

>E 661 II; Bürgerliches Leben 1978:147; Bauer 1984:221; Wormsbäcker 1988:157; Hofmann 1989:123

1.29  
»Sendschreiben« Justus Möser an Voltaire, 1750





Aus: Justus Möser: »Sendschreiben an den Herrn von Voltaire über den Charakter des D. Martin Luthers und seine Reformation. aus dem Französischen übersetzt von Georg Wilhelm Bokelmann«, Lübeck 1765

*Mein Herr*

*Ich habe zwar immer bemerkt, daß Sie sehr billig sind, und nicht leicht einen Ketzer hassen, der für seinen Irthum wahrhaftig schon genug gestraft ist, wenn er sich, aus aufrichtiger Einfalt, ins Verderben stürzt. Allein eben darum kann ich nicht begreifen, woher es komme, daß diese Billigkeit, so anständig sie auch einem Weltweisen ist, sich nicht bis auf unserm D. Luther erstrecke. Es müßte vielleicht eine Folge seiner Lehrsätze seyn, daß dieser große Mann die wohlverdiente Hochachtung von Ihnen niemals hat erlangen können?*

*In den Briefen über die Engelländer\*, deren Charakter Sie gänzlich scheinen angenommen zu haben, damit Sie diese Nation desto besser nach dem Leben schildern könnten, drücken Sie sich so aus: Ist es nicht lustig, daß Luther, Calvin, Zwingel, lauter Schriftsteller, die man nicht lesen kann, solche Sekten gestiftet haben, die ganz Europa theilen? [...]*

*Können Sie denn unserem Reformirer Ihre Hochachtung versagen, der, als ein Held, für die gemeinschaftliche Sache des menschlichen Geschlechts gestritten hat, so, daß sein Gedächtniß noch ietzo bey mehr, als zehen Millionen vernünftiger Wesen gesegnet seyn muß, die seiner Reformation ihr rechtmässiges Daseyn zu danken haben?*

*Denn es ist gewiß, daß wir seinem Eifer die Vertilgung von vier tausend Klöstern und andern geistlichen Stiftungen zu verdanken haben, die für die menschliche Gesellschaft gleich verwüstend waren, und die Deutschland, England, Dännemark, Norwegen, Schweden, Preussen, die Schweiz und Holland mehr, als alle Geissel des Himmels, entvölkerten. Gesetzt also, daß aus jedem Kloster dreyßig Personen, oder funfzehen Paar sich verheurathet hätten [...], gesetzt weiter, daß jedes Paar und ihre Kinder, im Verhältnisse von Zwey, sich vermehret hätten: So würde am Ende des neunten*

*Geschlechts die Anzahl der Personen sich schon auf funfzehen Millionen belaufen. [...]*

*Luther begnügte sich nicht damit, den hölzernen Wegweisern nachzuahmen, welche allen Vorübergehenden den Weg zeigen, und doch keinem folgen. Er verheurathete sich selbst, um die andern, durch sein Beyspiel, aufzumuntern [...]. Seine Heurath hat die Welt weit mehr ergötzet, als die englische Komoedie von der Heurath des Papstes.\**

*Luther that sein Bestes, die gesunden und guten Lehren der ersten Kirche wieder herzustellen, die Sittenlehre zu reinigen, und beyde zur allgemeinen Glückseligkeit der Welt anzuwenden. [...]*

*Seine Feinde haben ihm öffentlich vorgeworfen, daß er sich, zur Unzeit, in politische Verbesserungen mischte, und daß er blos, um die Fürsten auf seine Seite zu bringen, die Geistlichkeit zu ordentlichen Unterthanen derselben zu machen, gesucht habe. [...]*

*Ist es denn auch wirklich an dem, daß die Fürsten und der Adel so viel bey Luthers Lehre gewonnen, da sie von der päbstlichen und Kardinalswürde, von so vielen Erz- und Bischofthümern, geistlichen Churhüten, Abteien, Dohmprebenden, Kanonikaten und Pfründen, wodurch noch ietzo mehrere, als durch allen Jesuiten bekehret werden, schlechterdings ausgeschlossen worden? [...]*

*Ja, der Pabst, Leo der Zehnte, gestand die Schönheit seines Geistes. Die Kaiser Maximilian und Karl, der Fünfte, liessen ihm eben die Gerechtigkeit widerfahren. Seine Schriften verbreiteten sich so geschwinde in die Welt, daß sie schon einen Monath hernach, nachdem sie die Presse verlassen hatten, in Rom waren, ohne daß sie von den gelehrten Zeitungen wären angekündigt worden. Es fehlt ihm also nur noch Ihre Hochachtung, mein Herr, welche ich höher, als den Beyfall der Päbste und Kaiser schätze. [...]*

*Ob Luther nun gleich ein Reformirter war: so war er doch weder ein Schwärmer noch Enthusiast, und ohne pedantisch, eigen und störrig zu seyn, war sein Umgang viel mehr munter, seine Gemüthsbeschaffenheit lebhaft, seine Einfälle in Antworten glücklich und stark, und seine Tischreden waren*



sehr ergötzend. Er aß gut, und fast allezeit in Gesellschaft von einigen gelehrten, oder geschickten Meistern, als dem Lukas Kranach, dem berühmtesten Mahler seiner Zeit. Es war öfters Concert bey ihm, er ackompagnirte, spielte die Laute, und wir haben noch Gesänge, wozu er die Musick gesetzt, welche an Pracht und Rührung, wenn gleich nicht an Kunst, den Stücken eines Pergolese gleichen. Kurz er war ein Gottesgelehrter, der sich zu unsern Zeiten könte sehen lassen, ohne einen seiner Nebenbrüder schamroth zu machen.

Im siebenten Briefe.  
Eine englische Komoedie, die ziemlich schlecht ist.



*Toleranz*

*D. Chodowiecki del. et sculp. 1791*

1.31  
»Toleranz«. Radierung  
von D. Chodowiecki,  
1791

### 1.32a-d Europäische Aufklärung – Voltaire

*Mr. de Voltaire.* François Marie Arouet de Voltaire (1694–1778). Kupferstich bez.: »J. G. Sturm sculps. Nürnberg.«, um 1770 – 138 x 83 mm  
Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

*Lettres écrites de Londres sur les Anglois et autres Sujets. Par M. de Voltaire. Suivant la copie imprimée à Londres. Se vend à Amsterdam, chez Jacques Des Bordes. 1735 – 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lm 3760

*Le Temple du Goût. Par M. de Voltaire. Edition véritable, Donnée par l'auteur, A Amsterdam, Chez Etienne Ledet. 1733 – 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lm Sammelbd 18 (2)

*Le Fanatisme, ou Mahomet le Prophète. Tragédie. Par M. de Voltaire. A Amsterdam, Chez Jacques Des Bordes. 1743 – 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lm 3710

1.32  
François Marie Arouet de Voltaire (1694–1778), Schriftsteller und Philosoph der Aufklärung.  
Kupferstich um 1770



*Mr. de Voltaire.*  
J. G. Sturm sculps. Nürnberg.





Der Notarssohn macht früh Bekanntschaft mit der Justiz: 1717 wegen einer ihm zugeschriebenen Satire 11 Monate in die Bastille gesperrt, läßt ihn der Erfolg seiner Ödipus-Tragödie 1719 zum Hofdichter avancieren, bevor er 1726 wegen einer persönlichen Fehde Frankreich in Richtung Großbritannien verläßt. Seine »Lettres anglaises« werden in Frankreich als »anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend« verbrannt. 15 Jahre lang lebt er im Schloß Cirey der Marquise du Chatalet in Lothringen, verfaßt dort mit ihr gemeinsam Kommentare zu Werken Wolffs und Leibniz'.

Mit dem »Temple du gout«, einer Satire gegen zeitgenössische Literaten, macht er sich 1734 neue Feinde. 1738 publiziert er über Issac Newtons Naturwissenschaft und Philosophie.

Die 1741 in Lille uraufgeführte Verstragödie »Mahomet« projiziert religiösen Fanatismus und Intoleranz der Kirchen seiner Zeit in die Person des Propheten Mohammed, der im Schlußmonolog schließlich geläutert erscheint; Goethe wird später eine deutschsprachige Bearbeitung des Stückes vorlegen.

1745 erfolgt seine Ernennung zum »Historiographen Frankreichs«, 1746 die Aufnahme in die Académie française. Nach dem Tod der Marquise folgt Voltaire einer Einladung an den preußischen Hof Friedrichs II. nach Potsdam, den er 1753 im Streit wieder verläßt. 1759 erscheint »Candide«, eine Satire auf den Optimismus der Aufklärung. Der große »Essai sur l'histoire générale et sur les mœurs et l'esprit des nations« von 1756, die Arbeit am »Dictionnaire philosophique«, Schriften zur Kritik der Religion, gegen Irrtümer der Justiz, für formelle Freiheit und Gleichheit der Bürger geben dem Namen Voltaires weiteres Gewicht.

>Brockmeier 1979

### 1.33a-c Europäische Aufklärung – Das Projekt Enzyklopädie

*Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts, et des métiers, par une société de gens de lettres*, von Diderot und d'Alembert, Paris 1751–1772 – 4°

*Essai d'une distribution généalogique des Sciences et des Arts Principaux*. Stammbaum des Wissens. Kupferstich in: »Table analytique

et raisonnée du dictionnaire des sciences, arts et métiers«, Vol. 1, Paris und Amsterdam 1780

Universitätsbibliothek Osnabrück: AAA 1850–513

*Charles Panckoucke aux Auteurs de l'Encyclopédie*. Die Autoren der »Enzyklopädie«. Kupferstich, bez.: »August Aubin del. & sc.«

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500274 PAD

»Am Schluß dieser Ankündigung«, so notiert Diderot in seinem 1750 herausgegeben »Prospekt der Enzyklopädie«, »findet man jenen Baum des menschlichen Wissens mit der Verkettung der Ideen, die uns bei diesem ungeheuren Unternehmen geleitet haben«. Die »Enzyklopädie« erweist sich als das ehrgeizigste Projekt der Europäischen Aufklärung. Wie schon das englische Vorbild, Ephraim Chambers' »Cyclopaedia or Universal Dictionary of arts and sciences«, das 1728 auf den Markt kommt, wird sie ein grandioser buchhändlerischer Erfolg. Die französische Antwort auf Chambers mißt am Ende 17 Text- und 11 Bildbände, die bis 1772, trotz allergrößter Schwierigkeiten, erscheinen und eine der wuchtigsten privatkapitalistischen Investitionen des 18. Jahrhunderts darstellen. Zeitweise beschäftigt die Verlegerfirma neben 200 wissenschaftlichen Mitarbeitern, 1000 Arbeiter, Papiermacher, Drucker, Buchbinder und Graveure. Voltaire schätzte den erzielten Umsatz höher als den gesamten Handel zwischen den beiden Indien.

Die Idee, die die »Encyclopédie« von innen vorantreibt – sämtliche Disziplinen der Wissenschaften, der Künste und Handwerke miteinander zu verbinden –, bildet der »Stammbaum des Wissens« ab. Die Aufdeckung dieser »Verknüpfungen«, so sieht es die zeitgenössische Lehre von der »Kette des Seins« vor, ist das anvisierte Ziel. Inwieweit dieses durch die Enzyklopädie erreicht ist, mag strittig sein. Unstrittig ist, daß mit der Herausgabe dieses Jahrhundert-Werkes ein bleibendes Ziel jeder Aufklärung markiert ist: Voraussetzungen zu schaffen, damit Wissenschaft, wie Hegel sagt, zum »Eigentum aller« wird.

Charles Panckoucke (1736–1798), erfolgreicher Buchhändler, Verleger von Zeitschriften und Briefpartner der Enzyklopädisten, setzt dem Unternehmen ein eigenes Denkmal: Nicht die Verleger und Geldgeber, nicht die Handwerker und Arbeiter – hier werden die Autoren der Enzyklopädie gefeiert! Im Lorbeerkranz der Geisteshoheit im harten Profilschnitt, illu-



miniierter Denkerstirn und Geistgelock im Stil des römischen Philosophenkaisers Marc Aurel präsentiert sich der eigentliche Motor und primus inter pares des Unternehmens: Denis Diderot (1713–1784). Darüber, im modischen Gewand der Zeit mit eleganter Alonge-Perücke, Jean le Rond D'Alembert (1717–1773). 1747 wird der erst 30jährige und bereits berühmte Mathematiker, Philosoph und Mitglied der französischen Akademie zum Mitherausgeber der Enzyklopädie. Er ist es, der in den namhaften Pariser Salons, in denen die Fontenelles, Voltaires, Montesquieus und die anderen Lichtgestalten der französischen Aufklärung verkehren, für die Enzyklopädie wirbt. Bald ist das Interesse der philosophischen Kreise geweckt. Aus Sympathisanten werden Co-Autoren eines Wörterbuches, das in der ersten Auflage 30.000 Exemplare zählt und 1774 bereits vier Übersetzungen aufweisen kann, weshalb eine numismatische Galerie der assoziierten großen Geister durchaus angebracht ist. Diese, so will es die Fiktion, zieren die Portraitseiten des Münzgeldes, weil sie es sind, die der Zeit ihren sichtbaren ›Geist-Stempel‹ aufgedrückt haben. GB

>Naumann 1985; Thiel 1990; Hofmann 1989:106f.; Darnton 1993

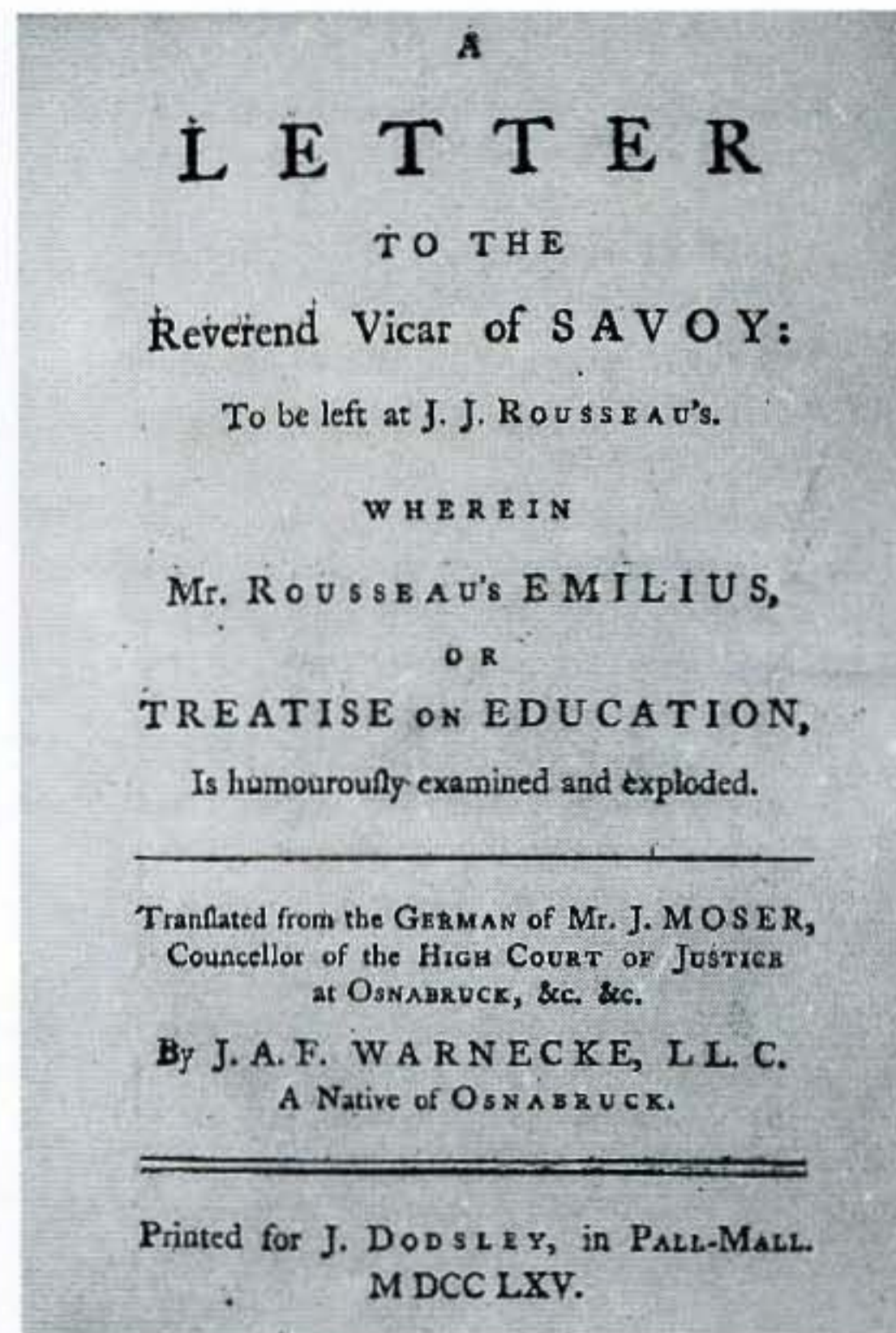
**1.34a–b** [Justus Möser:] *Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen abzugeben bei Herrn Johann Jacob Rousseau. Neue Auflage. Bremen, bey Johann Heinrich: Cramer. 1777 – 55 S. 8° – Der Erstdruck, Hamburg 1763, gilt als nicht erhalten.*

Universitätsbibliothek Osnabrück: Zzf/Moe

*A Letter to the Reverend Vicar of Savoy: To be left at J.J. ROUSSEAU'S. Wherein Mr. ROUSSEAU'S Emilius, or Treatise on Education, is humourously examined and exploded [sic!]. Translated from the GERMAN of Mr. J. Moser, Councillor of the HIGH COURT OF JUSTICE at OSNABRUCK, etc. etc. By J.A.F. Warnecke, L.L.C. A Native of OSNABRUCK. Printed for J. Dodsley, in Pall-Mall 1765. – 39 S. 8°*

Stadtbibliothek Osnabrück: Bibliothek von Bar 2962

»Vor einem halben Jahr, wie ich mich eine Zeitlang in Braunschweig aufhielt, wurde ich von dem Herrn Abt Jerusalem bewogen, dem Herrn Rousseau in einem gewissen Ton zu antworten; ich that es, wies ihm meinen Aufsatz,



1.34  
»Sendschreiben« Justus  
Mösers an Rousseau,  
englische Fassung,  
1765

und er sprach davon gegen den Erbprinzen, welcher mich itzt hier in London darum gemahnt hat«, schreibt Möser seinem späteren engen Freund und Verleger Friedrich Nicolai im Januar 1764 nach Berlin.

Gegen Rousseaus Konzept einer ›natürlichen‹ Religiosität in dessen folgenreicher pädagogischer Schrift »Emile« verteidigt Möser in seinem an den Londoner Hof lancierten Sendschreiben die durch Offenbarung verbürgte und bezeugte, von der Kirche verkündigte Religion als nützliche Herrschaftstechnik für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Daran nimmt 1768 Johann Gottfried Herder in einem Brief an den Freund Hamann Anstoß: Möser mache »[...] die Religion zum Klotz am Fuße des Pöbels, u. uns arme Prediger also zu schwarzbemäntelten Lakaien der Justizräte, wer wollte das sein?«

>AA III:15ff.,304ff.; Briefe 1992:335, 379



Aus: Justus Möser: »Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen abzugeben bey dem Herrn Johann Jacob Rousseau. Neue Auflage«, Bremen 1777

Mein Herr Vicar,

[...] Sie erkennen einen Gott; sie machen unser Gewissen zum Richter, und nehmen ewige Strafen und Belohnungen an. Dieses ist der Hauptinhalt ihrer Lehre, und damit glauben Sie, daß wir einen sichern Führer haben, und aller übrigen Leiter entbehren können.

Wenn dieses die geheime Lehre einiger natürlich guten und wohlerzogenen Emile seyn sollte: so würde ich Ihrer Meynung in der Stille nachdenken, und vielleicht die einförmigen Geschöpfe, welche sich mit einem so gelinden Faden leiten ließen, glücklich preisen. Da es aber eine allgemeine Lehre seyn soll, worin Ketten für Bösewichter, allerhand mächtige Triebfedern für Schwache und Feige; Trostgründe in den grausamsten Martern, Gewichte gegen tyrannische Fürsten und sehr viele andere Dinge liegen müssen: so glaube ich, daß Ihr Plan viel zu schwach, und zu allen Absichten bey weitem nicht hinlänglich sey. [...]

Wir werden gar bald entdecken, daß ein einzelner Mann auf einer wüsten Insel, einzelne Hirten mit ihren Familien in großen Wüsteneien, mit der natürlichen Religion wohl auskommen könnten [...]

Unter ihnen hätte sich zwar ein Findling gezeigt, der in seinem Busen das göttliche Feuer genährt, wodurch privilegirte Seelen zur Herrschaft über den Haufen zuerst berufen werden. Allein, er wäre, wie Moses, von schwerer Zunge gewesen, und also hätte ihm auch das letzte Hülfsmittel, die Macht der Beredsamkeit [...] gefehlt. Was sollte er nun anfangen? Wie? ich frage? Er sollte, wenn er konnte, einen Gott zu Hülfe nehmen, oder mit einer Göttin buhlen; seine Mutter von einem Herkules schwängern, und seine Gesetze vom Himmel fallen lassen. Er sollte Geheimnisse, Tempel und Priester anordnen, Wunder befehlen und die Aufrührer niederdonnern lassen. – Das sollte er thun.

Das sollte ein Mensch, ein glückliches Genie, ein Held thun? und wir sollten Lügen

und Betrügereyen billigen? – Ich denke aber doch, die ersten Stifter grosser Gesellschaften haben dieses nothwendig thun müssen, um sich die nöthige Vollmacht zu verschaffen, eine Vollmacht, welche sie berechtigen konnte, Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen zu setzen, wenn sie sich dem grossen Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt einer ganzen Gesellschaft widersetzen. [...]

Nur eine Folge habe ich aus dem allen nöthig, und diese müssen sie mir nun auch ohne weitere Einwürfe zugeben, nemlich: daß alle Gesetzgeber und Stifter grosser Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln seyn, die natürliche Religion unzulänglich gehalten haben, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; und daß sie deswegen zu Göttern und anderen Maschinen, oder zu einer positiven Religion, ihre Zuflucht nehmen müssen. – Nun daß geben sie mir zu! [...]

Es ist von der größten Nothwendigkeit, daß wir verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dieses von der äussersten Nothwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft [...].

»Meine natürliche Religion aber, sagen Sie, wird dieses alles eben so gut und noch besser leisten. Sie gründet sich dabey auf keine zweydeutige Zeugnisse. Ich erkenne den Schöpfer aus seinen Werken. Diese sind die beredtesten Prediger. Sie reden zu allen Augen und Ohren. Ihre Sprache verstehet der Irokese, wie der Kalmucke [...].«

Überhaupt aber dünkt mich, Gott habe die Seelen der Menschen nicht alle nach einem Maaßstabe gemacht; so wenig, als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen. Ein großer Theil derselben scheint mir unfähig zu seyn, gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen. [...] O, mein werthester Herr Vicar! glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion ist gut, aber nicht hinlänglich. – [...]

Da ich einen Satz gewagt habe: so will ich auch noch einen zweiten wagen, und glauben, daß keine Religion auf blossen Vernunftschlüssen beruhen dürfte. Denn dieses



kann nicht geschehen, ohne eines jeden Menschen Vernunft zum Richter zu machen. Der Schüler wird sowol urtheilen dürfen, als der Meister; oder es muß eine Macht kommen, und eine gewisse Auslegung der Natur festsetzen. Und, wem sollte die Auslegung der Natur anvertrauet werden? Einem Orakel? Je nun: so hätten wir wieder eine Offenbarung. Einem Fürsten? Dem werden wir schwerlich den Vorzug des Verstandes einräumen, und die Natur möchte leicht einen Kammerpräsidenten zu ihrem Hohepriester erhalten. Einer versammelten Geistlichkeit? Gut; aber würden wir nicht gleich fragen: Redet sie dieses aus eigener oder aus göttlicher Macht? Und so kämen wir wieder zu einer Offenbarung, oder zu Menschentand. [...]

Dem versammelten Volke? Dieses würde freylich das beste und natürlichste seyn. Die Stimme des Volks würde die Stimme Gottes heissen. Aber, sollte der große Hauffe eben die Ehrfurcht vor seinem eigenen Werke haben, die er vor einer Offenbarung haben kann? [...]

Allein hier muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich kein Theologe, sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen blos so entworfen, wie ich glaube, daß sie ein unpartheyischer Mann, der von unsrer Religion nur etwas versteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften, und ihre Zufälle angesehen; ich habe die Krankheiten dieser grossen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heissen, erwogen und daraus geschlossen, daß ihnen eine geoffenbarte Religion jederzeit nothwendig und heilsam gewesen. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste hinreiche. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so vollkommenes Band zu schwächen, oder wohl gar zu zerreißen. [...]



Johann Jakob Rousseau  
von Genf.

A. Ramsay Londini pinx. 1766.

J. M. Söckler sc. 1776.

1.35a-b [Jean-Jacques Rousseau:] *Émile, ou De L'éducation*. Par J.J. ROUSSEAU, Citoyen de Geneve. A AMSTERDAM, Chez JEAN NÉAULME, Libraire. 1762. Avec Privilège de Nosseign. les Etats de Hollande & de Westfrie. (=Oeuvres de J.J. Rousseau, Band 7-10) – Vier Bände: VIII, 358 S.; 270 S.; 256 S.; 342 S.; 8°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lm 3139

Herrn Johann Jacob Rousseaus, Bürger zu Genf, Aemil oder Von der Erziehung. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen

1.36  
Jean Jacques Rousseau  
(1712–1778), Schrift-  
steller und Philosoph  
der Aufklärung.  
Kupferstich, 1776



*Anmerkungen versehen. Berlin, Frankfurt und Leipzig. 1762 – 2 Bände: 3 Bl., 328 S.; 248 S., 16 Bl.; 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: S:Töpfer 731

Der weitverbreitete, einflußreiche Erziehungsroman Rousseaus ist für Möser Gegenstand häufiger Bezugnahme. Rousseaus Abkehr von der Praxis lehrhafter Tugendbildung und etwa seine Forderung nach praktischer Ausbildung in einem Handwerk entsprechen Möasers nüchtern-utilitaristischem Verständnis von Ausbildung. Rousseaus Konzept des Anknüpfens an die aus dem kindlichen Wesen »natürlich« sich ergebenden Erziehungsmöglichkeiten und -fortschritte erscheint Möser dagegen als Unterlassung: »Ich weiß gar nicht, was Rousseau aus dem Menschen machen will. Ich sehe ihn für ein Tier an, das von Art jagt, und das jagen soll. [...] Wenn nun die Gesellschaft, worin er geboren wird, dieses von ihm erfordert, warum will man denn den dickhäutigen Jungen nicht prügeln, daß er allmählich anfasse? Warum will man denn warten, bis er das Gefühl verliere, dem Dorfe zur Last laufe und von der Gesellschaft als ein wilder Jagdläufer auf den Kopf geschossen werde?«

Im 13. Stück der »Wöchentlichen Osnabrückerischen Anzeigen« von 1766 läßt Möser in der Rubrik »Sachen, so verlohren.« folgende Anzeige einrücken: »Es hat jemand den 1sten Theil von ROUSSEAUX EMIL verliehen, ohne zu wissen an wem. Derjenige der solchen besitzt, wird ersucht, die übrigen drey von dem Herrn Rath Möser dazu abholen zu lassen, weil sie einzeln nicht wohl zu gebrauchen sind.«

>AA X:119; VIII:68; Hollmann 1937:108

### 1.36a–c Europäische Aufklärung – Rousseau

*Johann Jakob Rousseau von Genf. Jean-Jacques Rousseau (1712–1778). Kupferstich, bez: »A. Ramsay Londini pinx. 1766«, »J. M. Söckler sc. 1776« – 163x92 mm*

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

*Johann-Jacob Rousseau Bürgers zu Genf Abhandlung Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen, und worauf sie sich gründe: ins Deutsche übersetzt mit einem Schreiben an den Herrn Magister Lessing und*

*einem Briefe Voltaires an den Verfasser vermehret. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1756. – 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lo 4929

[Jean-Jacques Rousseau:] *Du Contract Social; ou Principes du Droit Politique. Par J. J. Rousseau., Citoyen de Geneve. A Amsterdam, Chez Marc Michel Rey, 1762 – 8° –*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: LM 3132

Rousseaus »Contract Social« gilt unter den Gebildeten der Zeit – anders als sein »Émile« oder die begeistert aufgenommene »Nouvelle Héloïse« – als abstrakt, extrem schwierig, ja geradezu als unverständlich. Entsprechend feiert der bis in die Revolutionsjahre hineinreichende Rousseau-Kult den Romancier, nicht den politischen Schriftsteller. Als der Leichnam des Philosophen 1794 schließlich von Ermenonville ins Pantheon überführt wird, gehört Rousseau endgültig zum öffentlichen Besitzstand, nicht allein als Inbegriff einer individuellen, sondern nun auch einer nationalen Erneuerung. »Du contract social« hingegen wird zwar häufig zitiert, aber nur von wenigen, nach 1789 sogar vorwiegend von Gegenrevolutionären, gelesen und studiert. Gleichwohl ist es als Buch von erstaunlichem Mut noch heute kenntlich. Im vorrevolutionären Frankreich ist sein Verkauf untersagt, so daß der Verleger den Absatz der verbotenen Ware in England und Deutschland voranzutreiben sucht. Der Ruch des Revolutionären kommt dabei nicht von Ungefähr, polemisiert hier doch ein Autor mitten im Absolutismus offen gegen das widersinnigste System, das es je gab, das den Grundsätzen des Naturrechts und jeglicher »guten« Staatsordnung zuwiderläuft. An solchen Lesefrüchten, unter tunlichster Umgehung des konservativen Rousseau, erbauen sich indessen die Pariser Jakobiner und Sansculotten. Robespierre und Saint-Just finden ihre »Bibel«. Ein Buch verwandelt sich in ein Fanal, reüssiert fortan als »Bergpredigt verjüngter Völker« (Ernst Bloch).

Das Portrait des zornigen Philosophen mit Fellkappe und Pelzkragen, sichtbarer Ausweis einer »naturverbundenen Wildheit«, der sich »Johann Jakob Rousseau von Genf« hier anzuschmiegen versucht, scheint diesem Freiheitsprogramm recht zu geben. Nachvollziehbar ist so auch, inwiefern ein Theoretiker zum Bewunderer und Nachahmer der »einfachen« Walliser Bergbauern wird.





Er geht wieder zu seines Gleichen hin.  
Siehe die Anmerkung.

Lo 49 29

Johann Jacob Rousseau  
Bürger in Genf  
Abhandlung  
von dem Ursprunge  
der  
**Ungleichheit**  
unter den  
**Menschen,**

und worauf sie sich gründet  
ins Deutsche überfetzt  
mit einem Schreiben an den Herrn Magister Lessing  
und einem Briefe Voltaire's an den Verfasser  
vermehret.



Berlin,  
bey Christian Friedrich Voss, 1756.

Im ›Contract Social‹ ersetzt der ›nouveau philosophe‹ den gesellschaftsstiftenden Willen des Fürsten – ›Schutz gegen Treue‹ verheißt das mittelalterliche Lehnverhältnis – durch den ›Gemeinwillen‹. Dieser entsteht aus dem Zusammenschluß aller und ist vom bloßen Mehrheitswillen deutlich unterschieden. An die Inthronisation des ›volonté général‹ bindet Rousseau die Absicht, jenseits des verschlossenen, paradiesischen Naturzustandes, in den es eben kein ›Zurück!‹ gibt, erst einmal eine ›rechtmäßige Herrschaft‹ zu etablieren, die sich mit dem proklamierten Naturrecht verträgt. Auf purer Gewalt kann die gesuchte Ordnung allerdings nicht beruhen. Zwar unterwerfen sich die Menschen der Gewalt, aber – so argumentiert Rousseau – eben nicht aus Pflicht und Überzeugung, sondern aus bloßer Notwendigkeit und Klugheit. Erst der Vertragsgedanke ermöglicht eine Ordnung, die der Freiheits- und Gleichheitsforderung standhält.

Veranlaßt durch die Preisfrage der Akademie zu Dijon: »Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und ist sie

durch das Naturgesetz gerechtfertigt?«, erscheint 1755 – im Jahr des Lissaboner Erdbeben – der zweite ›Discours‹ Rousseaus: ›Über die Ungleichheit‹. Rousseaus 200-Seiten-Arbeit erinnert dabei in ihrer ›Erschütterungskraft‹ an eine sozialrevolutionäre Bibellektüre, wie sie vormals die Bauernkrieger beflügelt. Zu deren Wahlspruch »Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?« fügt sich der zweite ›Discours‹ geradezu als aktualisierter, weiterführender Kommentar: »Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und dreist sagte, das ist mein, und so einfältige Leute fand, die das glaubten, wurde zum wahren Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Kriege, Morde, Leiden und Schrecken würde einer dem Menschengeschlechte erspart haben, hätte er die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinesgleichen zugerufen, hört ja nicht auf diesen Betrüger; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und die Erde keinem!« GB

›Fetscher 1978



# II.

## Dienst für viele Herren

### *Sekretär und Syndikus der Ritterschaft*

Auf den Abschluß des Studiums mit einem Dokortitel muß es Justus Möser nicht ankommen: Der 21jährige wird von der Osnabrücker Ritterschaft noch während seines Studiums in Jena zu ihrem Sekretär bestellt. Anders als die Freunde Lodtmann und Bertling schlägt Möser nicht eine Gelehrtenkarriere ein, wie sie für den akademisch ausgebildeten Bürgerlichen im Zeitalter der Aufklärung eine Möglichkeit hätte darstellen können, seinen wissenschaftlichen Interessen auf einem Königsweg – in öffentlichem Sold – nachzukommen und Gelehrsamkeit in wirksame Lehre umzusetzen. Möser bieten sich materiell bessere und prestigeträchtigere Möglichkeiten in Osnabrück. Der Vater empfiehlt ihn der Osnabrücker Ritterschaft als gebildeten und geschickten ›Funktionär‹.

Die Osnabrücker Feudalaristokratie – kein altsächsischer, sondern ›junger‹ Adel aus den Familien der einst mit Landgütern belehnten Dienstmännern der Bischöfe – entwickelt eigene korporative Machtpositionen seit dem 16. Jahrhundert. Diese ehemaligen Ministerialengeschlechter haben die Grundherrschaft über die abgabepflichtigen Bauern auf dem Land inne. Als überwiegend protestantischer Stand ist der Adel neben dem katholischen Domkapitel und der bürgerlichen Kurie der Städte im Landtag vertreten. Möser soll als Sekretär die Protokolle führen, Vorlagen vorbereiten, die Mitglieder informieren.

Für seine Tätigkeit als Anwalt, die ihm bei der großen Zahl der Advokaten in Osnabrück allein noch keine besonders üppigen Existenzmöglichkeiten einbringen würde, ist sein ritterschaftliches Amt nützlich; es führt ihm eine nicht prozeßunlustige und zahlungsfähige Klientel zu.

Gleichzeitig steht auch der jüngere Bruder Justus Möser vor der Frage nach seinem Platz in der Ständegesellschaft. Als Möser 1756 auch das Amt des bevollmächtigten Syndikus der Ritterschaft übernehmen kann, ist sein Bruder Johann Zacharias gerade gezwungenermaßen von einem Abenteuer wieder nach Osnabrück zurückgekehrt, das den Mösern ebenso unan-

genehm ist, wie sie die Folgen elegant zu lösen verstehen: Der um sechs Jahre jüngere Johann Zacharias wird zum ›schwarzen Schaf‹ der Familie, als er in Jena sein Studium der Rechte abbricht, um in Nordafrika, wie überliefert wird, den ›Stein der Weisen‹, die alchemistische Substanz zur künstlichen Goldmacherei, zu suchen. Johann Zacharias Möser hält gegen die aufkommende Naturwissenschaft zäh an dem barocken Ideal der unmittelbaren Einheit von (alchemistischem) Wissen und Reichtum (in Gold) fest, bis der Tod seines Dienstherrn, eines niederländischen Konsuls in Tripolis, ihn zur Aufgabe bewegt. In Osnabrück arrangiert der Vater für den verlorenen Sohn eine Versorgung als Aktuar bei Gericht.

### *Fürstbistum und Landesherrschaft – Siebenjähriger Krieg*

Ist noch im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit das politische Gewicht der Bürger in den Städten des Reiches infolge ihres Reichtums beträchtlich, so gelingt es den Territorialfürsten in den Jahrhunderten darauf, insbesondere im 30jährigen Krieg, die Macht der Städte zurückzudrängen und zu brechen. Das Verhältnis der absolutistischen Regenten zu den Ständen ihrer Länder ist zwiespältig; korporative Widerständigkeiten behindern die Landesherrschaft, aber umgekehrt ist die Vertretung der Stände in den Landtagen gefragt, weil etwa neue Steuern unter Mitwirkung der Stände durchgesetzt und fürstliche Politik oft so erst möglich wird.

Gebildete Bürgerliche wie Justus Möser haben in landesherrlichen Diensten gute Einkommens- und Aufstiegschancen. 1747 wird der ritterschaftliche Sekretär Möser für das Amt eines ›ADVOCATUS PATRIAE‹ benannt und macht sich damit künftig als einer von drei Prozeßvertretern des katholischen Landesherrn Clemens August vor allem in Grenzfragen für die Interessen des Hochstifts stark.

Die Beziehungen des Vaters zu Kurhannover sorgen dafür, daß Justus gleichzeitig auch



dem Welfenhaus gefällig sein kann. 1751 macht er sich auf eine Reise in die westlich der Ems gelegene Grafschaft Bentheim, um verdeckt zu recherchieren, wie es mit den Finanzen des dortigen Hofes, der Ökonomie des Landes und dem Durchhaltevermögen des herrschenden Hauses bestellt ist; Hannover gelingt es wenig später, sich in den Besitz der Grafschaft zu bringen, als der Graf diese verpfänden muß.

Als mit dem Siebenjährigen Krieg die militärischen Durchzüge, Winterquartierungen, Erpressungen von Kontributionszahlungen sowie Fuhr- und Verpflegungsleistungen beginnen, steigt auch der Bedarf an juristisch versierten und durchsetzungsfähigen Unterhändlern, zumal der Landesherr abwesend ist und die Stände die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns erkennen. Unter den im Mai 1758 zu Deputierten der Landstände für Verhandlungen mit den Besatzern Benannten ist auch Justus Möser. Zwei Jahre darauf kann er, der längst allein verhandelt, als Bittsteller mit einer satirischen Geburtstagschrift an den Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg eine

Erleichterung der Lasten erreichen. Während der Regierungsvakanz nach dem Tod Clemens Augusts werden seine Verdienste mit dem Titel eines Rats und Justitiars beim Kriminalgericht honoriert.

### *Consulent und Referendar der Regierung*

In London, am Sitz der für Osnabrück nun bald zuständigen ›Deutschen Kanzlei‹, weiß man also bereits, mit wem man es in der Person Möser's zu tun hat. So erschöpft sich seine Tätigkeit nicht darin, bei der Abrechnung der Kontributionsforderungen, mit Abschlägen, Anrechnungen und Gegenforderungen seine Hartnäckigkeit zu beweisen. Ihm fällt auch zu, die Einsetzung eines minderjährigen welfischen Fürstbischofs für das Hochstift Osnabrück gutachterlich und verhandlungsweise zu begleiten. Der Säugling Friedrich von York, zweiter Sohn König Georgs III., ist gerade 6 Monate alt, als er im Februar 1764 dem Dom-

2.3  
Ansicht des Sitzes der  
Familie von dem  
Bussche-Hünnefeld,  
Lithographie, 1836



Hünne  feld.



1.28  
Hannover. Ansicht der  
Stadt von Südwesten,  
um 1730



kapitel in Osnabrück zur Wahl präsentiert und von diesem bestätigt wird. Die Ausschaltung des Domkapitels von einer Minderjährigkeitsregierung mit juristischen Mitteln und finanzieller Kompensation gelingt mit Möser's Hilfe, so daß das Welfenhaus ihn noch in London mit dem Amt und Titel eines »Regierungskonsulenten« ohne Stimmrecht ausstattet.

Möser bewährt sich als orts-, milieu- und rechtskundiger Berater der Osnabrücker »Regierung«, die aus zwei von auswärts berufenen adligen Räten besteht, und seine Stellung wird 1768 mit dem Titel eines »Referendars« aufgewertet. 1776 erhält er ein bedingtes Stimmrecht in der Regierung, später, 1785, ein Zeichnungsrecht bei deren »Verhinderung«. Diese formellen Befugnisse spiegeln nur unvollkommen Möser's tatsächliche politische Möglichkeiten im kleinen Hochstift Osnabrück, dem sicherlich nicht die volle Aufmerksamkeit und das ganz große Interesse des Königs gilt.

»Ich sehe auch keine Collision, da ich als Justizrath blosse CRIMINALIA, als ADVOCATUS PATRIAE Gränz- und Schätzungssachen, als ritterschaftlicher Syndicus aber lediglich der Consulent dieser CORPORIS bin und ihre Rechtsachen zu beachten habe«, schreibt Möser seinem Mentor in London, dem Minister von Behr, als es um die Frage seiner künftigen Rolle als Regierungsberater in Osnabrück geht.

Das aufklärerische Beharren auf Geltung der Vernunft verwandelt sich in der Perspektive Möser's, der die Widersprüche mit der Kraft seines Amtes befrieden kann, ohne sie auszuräumen, mehr und mehr zu einem Beharren auf vernünftigen »Lösungen«, die auf dem Weg des Rechts zu finden sind; und dieses wiederum bewährt sich als ein Mittel der Macht. Ein idyllisches Bild patriarchalischer Zustände und Zuständigkeiten, das Möser – über sich selbst in der dritten Person sprechend – dem Verleger und Freund Nicolai 1782 für eine Reisebeschreibung diktiert, zeigt seine Ämterhäufung und Einflußnahme mild verklärt: »Der Rath Möser, welcher, wie ich bald vergessen hätte zu schreiben, mit in der Regierung sitzt und den Vortrag in allen Staats- und Regierungs-Sachen hat, geniesset des Vertrauens aller Theile, und dieses mag nicht wenig zu jener glücklichen Uebereinstimmung beytragen. Er liebt, wie er sagt, ein tolerantes Volk und tolerante Führer, die dem Ochsen die Hörner nicht abschneiden, um sie so viel ruhiger treiben zu können.«







## *Sekretär und Syndikus der Ritterschaft*

2.1. *Bestallung des CAND. JUR. Justus Möser zum Secretarius der Ritterschaft.* Abschrift auf Papier, datiert vom 26. August 1741. – 1 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Rep 2 Nr. 12a (8)

Noch während seines Studiums in Jena wird Justus Möser durch den Einfluß seines Vaters von der Osnabrücker Ritterschaft zu ihrem Sekretär bestellt. Möser, damals 20 Jahre alt, ist damit eine Stellung in Osnabrück sicher; entsprechend leicht kann er das Studentenleben in Jena und Göttingen nehmen. Die evangelische Mehrheit der Ritterschaft dagegen hat die Gewißheit, einen evangelischen Sekretär aus renommierten Osnabrücker Familie angeworben zu haben. Mit der Bestallung wird die Aufgabe bestimmt, nämlich, »daß derselbe die, bey Landtages- und anderen unsern Versammlungen verfallende Sachen, vota et conclusa, fleißig ad Protocollum nehme und auff getreue Conservation deren Protocollorum genaue Acht habe, gahr keine Originalia darab ohne ausdrückliche Bewilligung der hochadelichen Ritterschaft ausfolgen laße, Copeyen aber und eines jeden würrklich auffgeschworenen und zu Landtag gehenden Herrn Cavalliers votum auff Verlangen und erga condignum demselben mittheile, auch sonst überhaupt der Ritterschaft Bestes nach möglichsten Fleiße befohdern helfe.«

Das nur als Abschrift und als Konzept erhaltene Dokument ist mit dem großen Siegel der Ritterschaft versehen und von Matthias Ernst Wilhelm Staëll und Friedrich Freiherr von Hammerstein unterzeichnet.

Möser soll also für das Schriftgut der Ritterschaft verantwortlich sein, soll dafür sorgen, daß die Protokolle ordentlich geführt werden und die Mitglieder der Ritterschaft informiert sind. Er ist damit zugleich verantwortlich für das Archiv der Ritterschaft. Als Gegenleistung erhält er vom Zeitpunkt seines Dienstantritts im Januar 1744 an jährlich 25 Reichstaler. Direkt dem damaligen Syndikus Gustav Wilhelm Mühlenkamp, der durch Inkompetenz auffällt, unterstellt, kann Möser auf eine Ausdehnung seiner Tätigkeit für die Ritterschaft bauen. Es ist in der Tat der Beginn einer schnellen und steilen Karriere. St

>Krusch 1909:273ff., 373 (Abdruck)

2.2 *Der Wehrt wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Dem Andenken Herrn Johan Friederichs von dem Busche gewidmet. Hannover 1756. bey Johann Wilhelm Schmid – XVI, 64 S. 8°* – Mit einem Portraitkupfer von dem Bussches von Johann Martin Bernigeroth als Frontispiz.

Staatsarchiv Osnabrück: 1821

Johann Friedrich von dem Bussche, den Adligen aus der Osnabrücker Ritterschaft, darf Möser 1746 nach Pyrmont, den bei allen Ständen höchst beliebten waldeckischen Badeort, begleiten. 1749 widmet Möser ihm dann sein Trauerspiel »Arminius«. Französische Briefe Mösers, Nachrichten über eingetroffene Bücherkataloge, Genesungswünsche für den erkrankten von dem Bussche etc. bezeugen ein persönliches, im Geiste der Freundschaft gepflegtes Verhältnis, das Möser veranlaßt, dem 1752 Verstorbenen ein literarisches Denkmal zu setzen; eine »[...] Abhandlung, welche durch ihre erhabene Schreib-Art und stärkeren Bilder einen Dichter verräth [...]«, wie die »Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen« vom 16. September 1756 urteilen.

Zugleich ist die Schrift als eine methodische Reflexion auf die Bedeutung der subjektiven Empfindungen von »Neigungen und Leidenschaften« für das Individuum konzipiert, um den »[...] Wehrt ihres starcken und glücklichen Einflusses in alle Arten von Tugenden zu zeigen [...]« und »[...] ein Vorurtheil zu schwächen, welches die Tugend schlechterdings zu einer Frucht unseres Verstandes machet, und solche sogleich einer Falschheit beschuldiget, wenn eine Süßigkeit der Empfindung, ein sanfter Hang der Neigung, oder eine starcke Leidenschaft sich mit ihr vereiniget.« Möser plädiert – mit Shaftesbury gegen Hobbes und Locke – für die Prüfung und Zulassung subjektiver Neigungen, wenn sie sich als »unsern Pflichten und unserer Bestimmung gemäs« erweisen: »Der Eigennutz des Verstandes ist vor dem Eigennutze des Herzens nicht privilegiert, und wo der Verstand seine Wollust aus den erhabensten Betrachtungen ziehen kann, da hat das Herz ein Recht seine edlen Empfindungen mit Vergnügen zu fühlen.«

Mösers Hymnus auf den adligen Freund, der als Verkörperung dieser Idee erscheint, wird möglich auf der Basis des Ideals eines die Standesgrenzen transzendierenden Verhältnisses zwischen Bürgerlichen und Adligen.

>AA II:221ff.; Dening 1994





*Joh. Friedrich von dem Busche*  
 Herr der Erb- und Majorats-Häuser  
 Hünnefeld und Buddenmühlen,  
 Herr zu Königsbrücken, Nienburg,  
 Steinhausen und Tappenburg.  
 geb. d. 12. Oct. 1709. gest. d. 31. May 1752.  
 J. C. Bismarck del. 1836

Der Wehrt  
 wohlgewogener  
 Neigungen  
 und  
 Leidenschaften.

Kgl. Staatsarchiv  
 Osnabrück.

Dem Andenken  
 Herrn Johan Friederichs von dem Busche  
 gewidmet.



Hannover 1756.  
 bey Johann Wilhelm Schmid.

2.3 *Hünnefeld*. Ansicht des Hauses Hünnefeld, Sitz der Herren von dem Bussche-Hünnefeld, Lithographie von Theodor Joseph Tepe, Osnabrück, 1836 – 390 x 493 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 6231

Das in den Jahren 1610–1614 erbaute und 1658 erweiterte Schloß Hünnefeld ist eines der hervorragendsten Adelssitze des Osnabrücker Landes. Die bei Wehrendorf (Bad Essen) am Ende einer fast zwei Kilometer langen Allee gelegene Anlage, ein dreiflügeliger Bau, umschließt einen Ehrenhof. Der ursprünglich in französischer Tradition angelegte Garten wird vom Jahr 1800 an nach und nach in einen englischen Garten umgestaltet.

Justus Möser pflegt enge Beziehungen zur Familie von dem Bussche. Mit Johann Friedrich von dem Bussche (1709–1752) ergeben

sich neben Vermögens-, Prozeß- und Ritterschaftsangelegenheiten auch gemeinsame literarische Interessen und ein freundschaftliches Verhältnis über den Standesunterschied hinweg. Möser bleibt auch nach dessen Tod Freund und Advokat der Familie.

Der älteste Sohn, Clamor Adolph Theodor von dem Bussche-Hünnefeld (1734–1818) studiert in Leyden Jura und wird 1774 zum ritterschaftlichen Landrat gewählt und ist einer der drei protestantischen Domherren. Nach dem Ende der Vormundschaftsregierung Georgs III. für seinen Sohn wird er zum allein verantwortlichen Geheimen Rat der Regierung in Osnabrück berufen. Möser ist bis zu seinem Tod 1794 als sein Regierungsreferendar tätig.

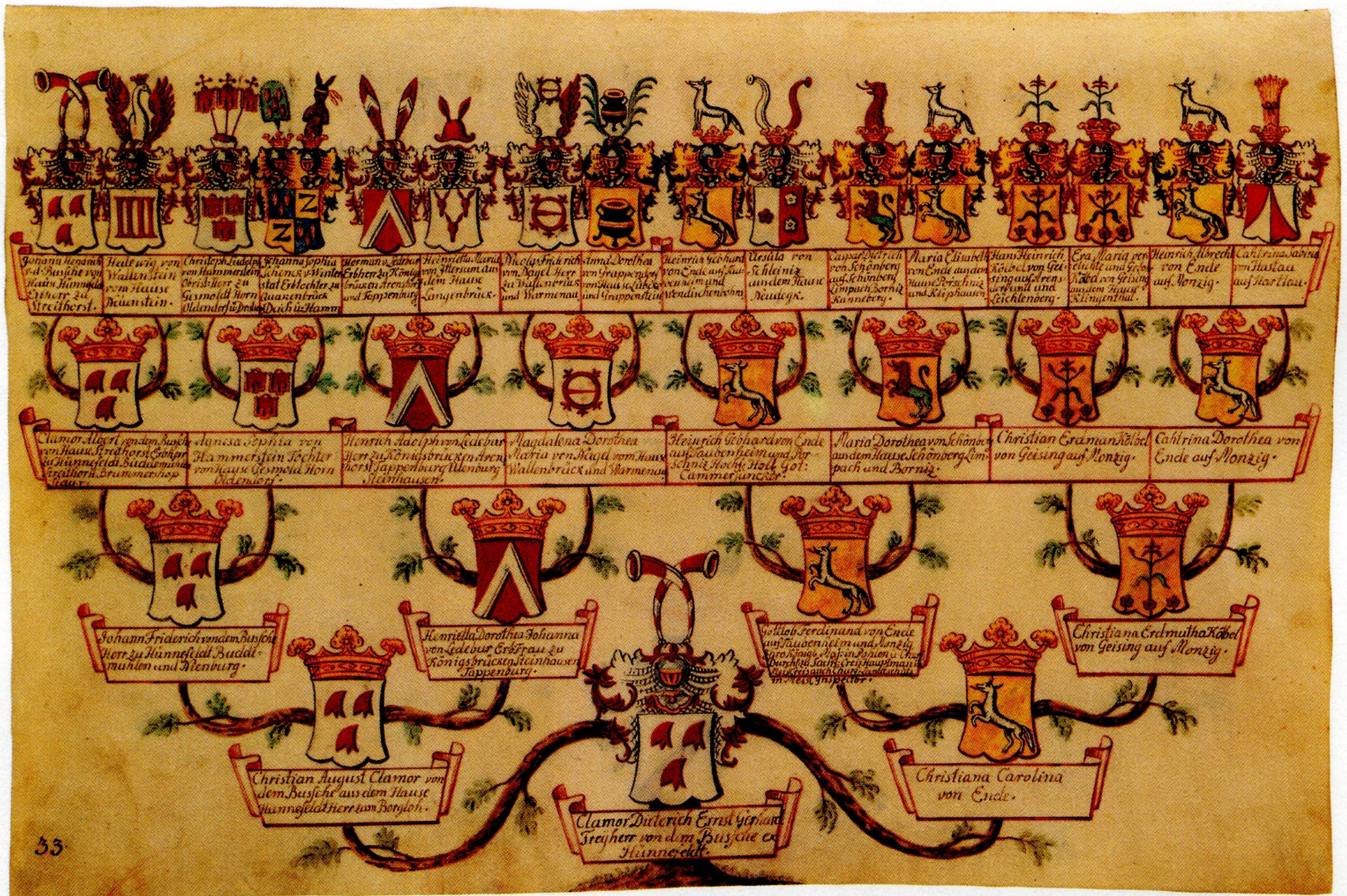
JL

>v. Bruch 209ff.; Biogr. Handbuch 1990:54; Briefe 1992

2.2  
 Schrift Justus Möser,  
 gewidmet Friedrich  
 von dem Bussche-  
 Hünnefeld, 1756



2.4.  
Aufschwörungstafel  
des Clamor Dieterich  
Ernst Gerhard Frey-  
herr von dem Bussche  
(1767–1822) als land-  
tagsfähiges Mitglied  
der Osnabrücker  
Ritterschaft



2.4 *Clamor Dieterich Ernst Gerhard Freyherr von dem Bussche ex Hünnefeldt*. Aufschwörungstafel eines Mitglieds der Osnabrücker Ritterschaft aus landtagsfähiger Adelsfamilie, farbige Zeichnung auf Pergament – 473 x 320 mm

Staatsarchiv Osnabrück: Slg. 32 Nr. 4, Blatt 33

Die Osnabrücker Ritterschaft, der zweite Stand des Fürstbistums, geht aus der Ministerialität des Bischofs hervor. Die bischöflichen Dienstmännern, ausgestattet mit bischöflichen Lehngütern, beginnen erst im 16. Jahrhundert, korporative Elemente zu entwickeln. Reicht zunächst der Besitz landtagsfähiger Güter, die sich aus dem Lehnverhältnis zum Landesherrn herauskristallisieren, so kommt im 18. Jahrhundert der Nachweis adeliger Abstammung hinzu. 1651 erstmals beschlossen, 1710 dann erneuert, ist die Ahnenprobe Voraussetzung für die Landstandschaft. Mit 16 Ahnen aus turnierfähigen, ritterbürtigen und stiftsfähigen Geschlechtern ist der Maßstab der Zugehörigkeit zur Osnabrücker Ritterschaft sehr hoch angesetzt; eine westfälische Besonderheit, die mit der gleichartigen Abkapselung der westfälischen Domkapitel im 16. Jahrhundert zusammenhängt.

Als zweiter Stand des Fürstbistums, hinter dem Domkapitel und vor der Städtekurie, ist die landtagsfähige Ritterschaft an der Gesetzgebung des Hochstifts beteiligt. Von Bedeutung ist vor allem die Steuerbewilligung durch die Stände und auch die Mitsprache bei der Besetzung wichtiger Ämter wie das des »ADVOCATUS PATRIAE«. Durch die Bestimmungen der »CAPITULATIO PERPETUA« von 1650 ist der mehrheitlich evangelischen Osnabrücker Ritterschaft das Domkapitel als Betätigungsfeld weitgehend verschlossen. Umso mehr orientiert sich der evangelische Adel am Welfenhaus, tritt in politische Dienste, wirkt aber auch tatkräftig als Landstand in der Politik mit.

Die vorgelegte Tafel zeigt die Aufschwörung des Clamor Dietrich Ernst Gerhard von dem Bussche-Hünnefeld (1767–1822). Ein Mitglied der Streithorster Linie, Clamor Adolph Theodor von dem Bussche-Hünnefeld (1734–1818), ist ab 1783 Geheimer Rat und führt mit Justus Möser als Referenten die Geschäfte der Osnabrücker Regierung. Die Familie Möser pflegt enge Kontakte zu den von dem Bussches. St

>Bär 1901:45–50; van den Heuvel 1984:154f.



**2.5** Anschreibebuch von Justus Möser. In farbig bedrucktem Papierumschlag. Mit handschriftlichen Eintragungen Möasers von 1784 bis 1793. – 2°

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 2061

Das Anschreibebuch Möasers zeigt in seiner Form die persönliche Nutzung als Kladde. Der Einband – Rest oder Muster einer Tapete, kaschiert auf Karton – bedient sich eines in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus England und Frankreich aufkommenden bunten, handbedruckten Produkts zum Ausstaffieren von Kommoden, Schränken und zur Verwendung als Wandtapete.

Auf den letzten Seiten der Kladde trägt Möser die im Jahr zu bestimmten Terminen fälligen Zahlungen für verliehene Kapitalien in Form eines Kalenders für die Zeit von 1784 bis 1790 ein und führt diesen bis 1789 auch stringent. Auf den ersten Seiten findet sich eine, wenn auch nicht so differenziert geführte Übersicht für die Zeit ab 1791. Wohl 1793 erfolgt nochmals eine nach Schuldnern geführte Auflistung der Aktiva, die nach seinem Tod bis 1804 weiterreicht.

Bei dem Anschreibebuch handelt es sich nicht, wie gelegentlich vermutet, um ein Hilfsmittel, das Möser benutzt, um die Vermögensverwaltung Osnabrücker Adelliger zu führen. Die in dem Buch verzeichneten Zinszahlungen betreffen vielmehr Kapitalien, die er selbst vorwiegend an Adelige ausgibt. Dies geht schon daraus hervor, daß nach der Übersicht der zu leistenden Zinszahlungen von 1791–1793 auch Passiva und Immo-bilia aufgeführt werden, unter letzteren: »Mein Haus«.

Für das Jahr 1787 trägt er »Activa, so ich nicht fordern werde von verlehnen Geldern« ein, unter denen sich auch ein Kredit an Thomas Abbt in Höhe von 50 Reichstalern befindet.

Das Anschreibebuch erlaubt einen Einblick in die Vermögensverhältnisse Möasers. Für das Jahr 1787 errechnet er ausgeliehene Gelder in Höhe von knapp 50.000 Reichstalern, sein Haus in der Hakenstraße, das er mit 12.000 Talern veranschlagt, nicht berücksichtigt. 1793/94 hat er 54.440 Reichstaler verliehen, wofür er jährlich 2.247 Taler Zinsen erwarten darf. Das meiste Geld verleiht Möser an den Osnabrücker Adel. Möasers »Vorgesetzter«, der Geheime Rat Clamor Adolph Theodor von dem Bussche-Hünnefeld, steht bei ihm 1793/94 mit 13.800 Reichstalern zu Buche, ebenso der Erbland-

drost von Bar mit 3.900 Reichstalern. Mit Geld versorgt Möser auch die Herren von Hammerstein, die ihm 1793/94 über 5.000 Reichstaler schulden, ebenso die Familien von Brandenburg, von Schele, von Neheim, von der Arenshorst. Nur in geringem Umfang gibt Möser Geld an Nichtadelige aus, so an die Meier zu Oesede und Klöntrup. Fast 10.000 Reichstaler legt Möser in einer russischen Obligation an, die ihm 5% Zinsen einbringt, während er ansonsten nur 4% verlangt.

Möser ist also ein wohlhabender Mann, der sein zu einem beträchtlichen Teil geerbtes Vermögen vor allem dem Osnabrücker Adel leiht, der – so beweist das Anschreibebuch – pünktlich zahlt. Kaum investiert Möser in Immobilien, sieht man von seinem repräsentativen Haus ab. Bis auf die russische Obligation bleibt das Geld freilich im Lande; auf eine Geldanlage im Ausland, die möglicherweise lukrativer gewesen wäre, verzichtet Möser vielleicht bewußt. St

>Olligs 1970:267–294; Spechter 1984:74

**2.6a–b** [Justus Möser:] *Schilderung von Tripolis nach meines Bruders J. Z. Möser Tagebuche*. Reise von Holland nach Tripolis, Ankunft und konsularischer Empfang, Schilderung nach dem Tagebuch von Johann Zacharias Möser (1726–1767). Konzept von der Hand Justus Möasers, mit eigenhändigen Korrekturen und Streichungen in einem Konvolut aus dem Nachlaß des Bruders – 5 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Dep 58d A XIX, V, 22

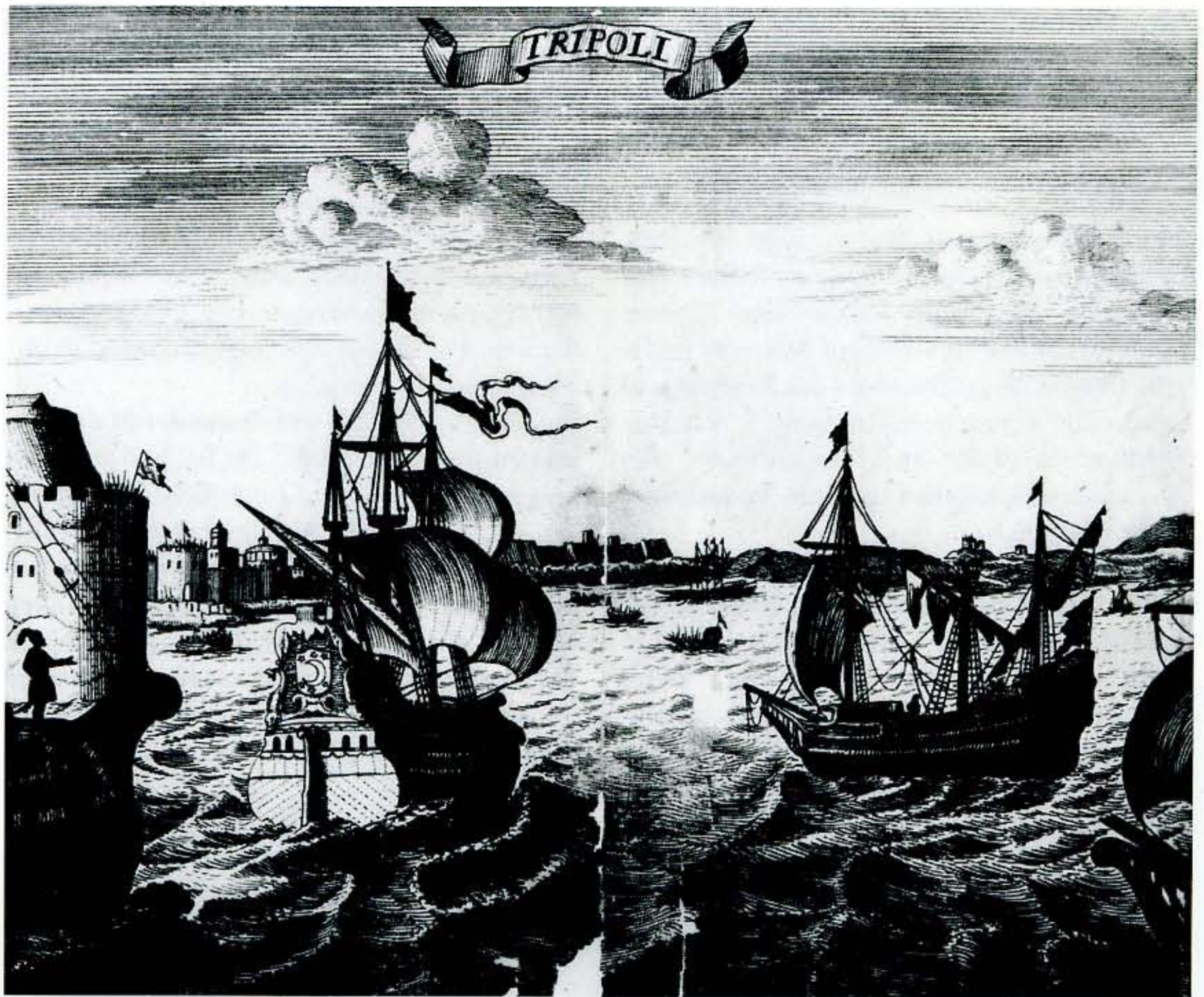
Sechs Kupferstiche aus: »Schau-Platz Barbarischer Slavery: Worauff Unter Beschreibung der 4 vornehmsten Raub-Städte, Als: Algiers, Thunis, Tripoli und Salee. Derselben Regierung, Raubereyen, Sitten, Gewohnheiten und andere seltzame Begebenheiten und Zufälle vorgestellt werden: Vornehmlich aber die überaus grausame Barbarische Leibes-Straffen, und das elende kümmerliche Leben, so die gefangene Christen bey den Türken und Ungläubigen leiden, außstehen und ertragen müssen. [...] Hamburg [...] 1694.«

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° H Afr 1581

Die Stadt mit wechselvoller Geschichte – gegründet von Phöniziern, erobert von Römern,



2.6  
 Tripolis. Kupferstich  
 aus: »Schau-Platz  
 Barbarischer Slavery  
 [...]«, 1694



Goten, Arabern, Afrikanern, Kreuzrittern und Türken – wird im 17. und 18. Jahrhundert stark befestigt.

Das Zedlersche Lexikon (1745) teilt mit, daß sie »von Mohren, Türcken und Juden bewohnt« ist, und kolportiert den schlechten Ruf der Stadt: »Die Einwohner treiben meistens Caperey«. Wiederholt (1665 und 1728) wird die Stadt – von See beschossen und zerstört – Opfer französischer »Strafaktionen«.

Die Buchkupfer lassen die widerspruchsvolle Perspektive zwischen Schrecken und Anziehung auf die außereuropäischen Gefilde erkennen: größte Grausamkeiten werden detailliert festgehalten. Darunter ist unter dem Titel »Die schmerzliche Bekehrung« die Szene einer Prügelstrafe auf die nackten Füße, die auch Justus Möser beeindruckt; dem Schwager Friderici schreibt er im Juli 1759: »Die beste Anmerkung, die unser Bruder in Tripolis gemacht hat, ist diese, daß die Sklaven, wenn sie 600 Streiche unter die Fußsohlen bekämen, beym ersten

Streiche ganz entsetzlich; bey dem siebzigsten aber gar nicht mehr schrien, und also 530 ungfühlt empfingen.«

Von seinem Studienort Jena, wo er die Rechte und nebenbei Chemie studiert, reist der jüngere Bruder Möser, Johann Zacharias, im Jahr 1751 nach Holland, wo er – wie einst sein Vater – »den Doktorhut holen« will. Dort bietet sich die Gelegenheit, einen Reisenden, der sich als holländischer Konsul nach Tripolis einschiffte, als Sekretär zu begleiten. Die abenteuerliche Aussicht, in Afrika den »Stein der Weisen«, die sagenhafte Substanz alchimistischer Goldmacherei, zu finden, treibt den CAND. JUR., der in Jena ansehnliche Schulden hinterläßt, zusätzlich. Zunächst ohne Wissen der Familie verbringt er zwei Jahre in Nordafrika, bereist auch Tunis und Algier.

Briefe bereiten schließlich die Rückkehr von dem Ort »religiöser Intoleranz und Barbareivor: Justus versichert dem Bruder eine ehrenvolle Aufnahme und setzt ihm nüchtern aus-





einander, daß künstlich hergestelltes Gold ohnehin bald wertlos wäre, da unverzüglich im Preis fallend. Schließlich kehrt Johann Zacharias mit leeren Händen nach Hause zurück, um den Vater um ein Kapital für die Gründung eines Handelsgeschäfts in Tripolis zu bitten.

Doch mahnt bereits die besorgte Mutter vorher brieflich: »las uns dich nicht lenger unter den Barbaren wissen, es giebet hier auch noch Brod«, so versagt der Vater erst recht das erbetene Kapital. Er erreicht aber, daß sein Sohn Johann Zacharias 1755 mit Rücksicht auf die Verdienste des Vaters zum Aktuar beim Kriminalgericht ernannt wird und eine Zulassung als Advokat erhält.

»Er war Phantast im höchsten Grade, hatte Visionen und war dabei ängstlich religiös«, resümiert der Familienforscher Lotdmann 1866 das Leben des erfolglosen Aufklärungszeitgenossen und Möserbruders.



## *Fürstbistum und Landesheerrschaft – Siebenjähriger Krieg*

2.7 Tintenfaß, aus Blei gegossen. Kastenförmiger Körper mit überstehender Fuß- und Deckplatte und runder Öffnung ohne Verschuß; starke Gebrauchsspuren im weichen Metall. Aus dem Nachlaß Justus Möser – 89 x 93 mm; Höhe 61 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 3616

Auf den vier Wandflächen flache Reliefs: Wilder Mann zwischen Tannen, Haus zwischen Tannen, springendes Pferd nach links (heraldisch rechts), Waage und Kreuz. Die Tannen, der Wilde Mann und das Roß deuten auf eine Herstellung im braunschweig-lüneburgischen Teil des Harzes hin. Wilde Männer (auch wilde Leute) werden seit dem 14. Jahrhundert in der Buchmalerei, auf Textilien und in anderen Sparten des Kunsthandwerks dargestellt. In der Heraldik erscheinen sie seit dem 15. Jahrhundert, oft mit Fell bewachsen, mit Laub umgürtet und mit einem ausgerissenen Baum oder einer Keule bewaffnet. So sieht man sie als Wappenhalter z.B. beim Wappen von Pommern, später – von daher – in Brandenburg-Preußen. Auf Münzen des Harzgebietes erscheinen sie häufig, vor allem auf Lösern und Ausbeutemünzen, womit sich die Verbindung zum Bergbau ergibt. Eine der sieben Bergstäd-

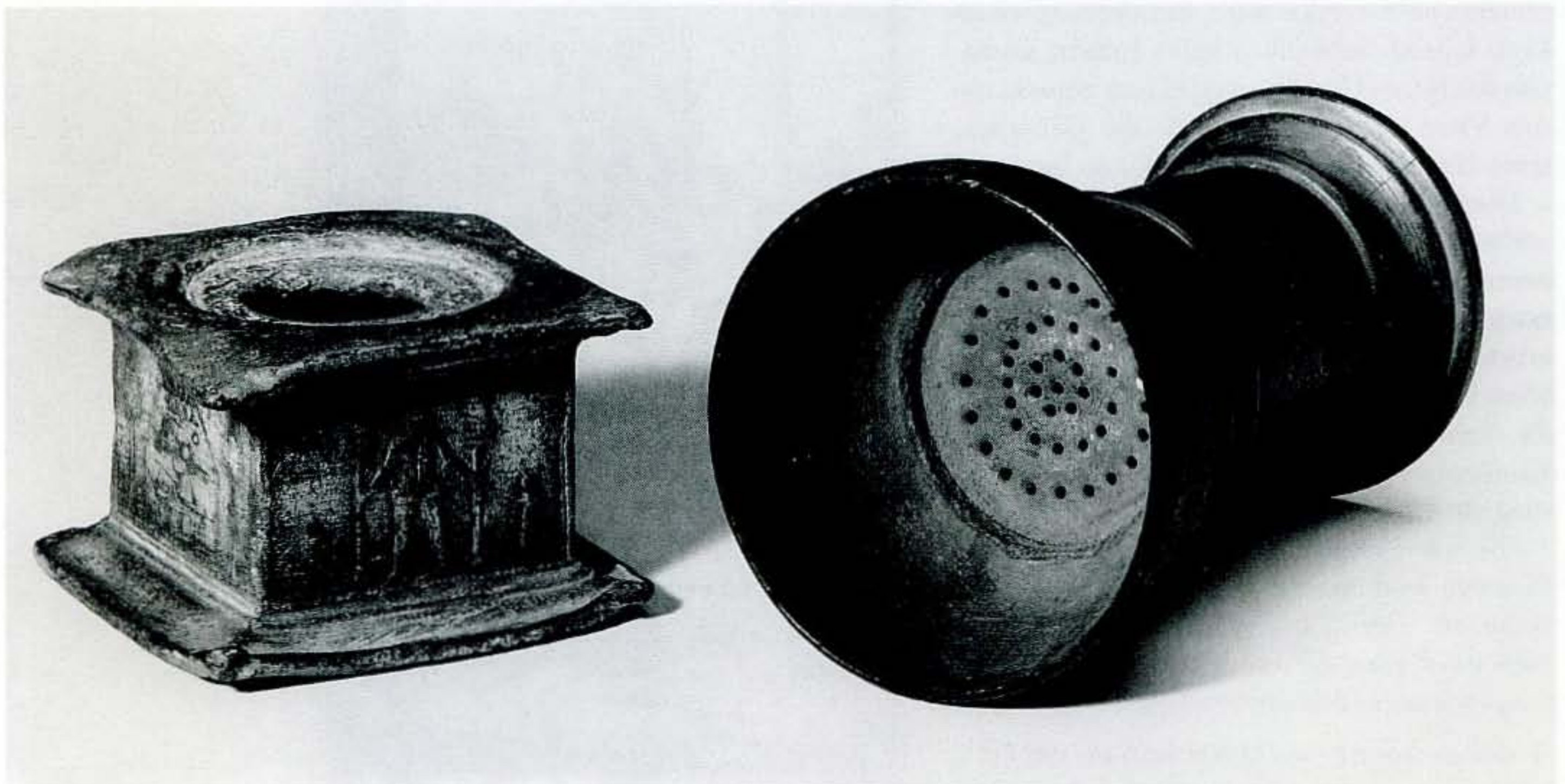
te des Oberharzes heißt Wildemann; Harzburg hat einen Wilden Mann im Wappen.

In der frühen Neuzeit wird im Westharz der Bergbau auf Silber und Schwermetalle betrieben, wobei Blei eine sehr bedeutende Rolle spielt. Die Gewinnung von Blei im Harz ist schon seit 968 belegt. Waage und Kreuz können als Symbole von Gerechtigkeit und Glaube gedeutet werden.

Schreibtinte früherer Jahrhunderte bestand am häufigsten aus gallussauren Eisensalzen, die als Dispersion in Wasser durch Zugabe von Gummistoffen in der Schwebelösung gehalten wurden. An sich sollte Tinte gut verschlossen aufbewahrt werden, da sie aufgrund organischer Bestandteile zum Schimmeln neigt. Das Fehlen eines Verschlusses wie das große Volumen des Tintenfassens unterstreichen, daß Möser ein Vielschreiber ist; das Tintenfaß wird ihm aus einem großen, wohlverschlossenen Behälter häufig nachgefüllt. Verbindungen Möser zum Harz, die den Besitz des Stückes erklärlich machen, bestehen mit der Familie der Schwester Möser in Blankenburg, Ernestine Juliane, die seit 1751 mit dem Regierungssekretär und -rat Johann Georg Friderici verheiratet ist. MM

>Briefe 1992:212

2.7., 2.8  
Tintenfaß und Sand-  
streuer aus dem Besitz  
von Justus Möser





**2.8** Sandstreuer. Schwarz und rot gefärbtes Holz, aus dem Besitz Justus Möser – Höhe 141 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 9956

Obwohl es Löschpapier mindestens seit dem 17. Jahrhundert gibt (Comenius 1658), wird bis ins 19. Jahrhundert hinein feiner Streusand zum Ablöschen frischer Tintenschrift gebraucht.

Der Sandstreuer ähnelt in seiner Form einem Römer-Pokal. Das zylindrische Unterteil hat einen ausgestellten Fußrand; scharf hervortretende Profilinge finden sich am unteren und oberen Ende des Zylinders und unter der Kuppel. Im Boden der Kuppel sind um ein Loch in der Mitte weitere Löcher in drei konzentrischen Ringen angeordnet. Die Streubüchse ist in zwei Teilen gedreht, die fest miteinander verbunden sind. Der Sand wird von oben durch die Streulöcher eingefüllt, was durch die Höhe und Weite der Kuppel erleichtert wird. Der Sand kann mehrfach wiederverwendet werden; vom beschriebenen Blatt schüttet man ihn zurück.

Streusandbüchse und Tintenfaß sind neben den in der Regel aus den Schwungfedern von Gänsen geschnittenen Schreibfedern die wichtigsten Utensilien auf den Tischen von Schreibern und Advokaten, oft gemeinsam mit Feder- und Radiermesser, Siegellack und Kerzenhalter als Ensemble auf einem Untersatz. Solche Schreibzeuge gibt es aus Silber, Zinn und keramischen Materialien, Tintenfässer häufig auch aus Glas. MM

**2.9** *Die Gerechten und siegreichen Waffen Seiner Königlichen Majestät in Großbritannien und Churfürstlicher Durchlaucht zu Hannover Georgs des Andern besungen im Auftrag der deutschen Gesellschaft in Göttingen von Justus Möser. Göttingen, gedruckt bey Johann Friedrich Hager. 1743 – 12 Bl. 4°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: MC 4.  
Poet.Germ.III.8344

Im Österreichischen Erbfolgekrieg schlägt die »Pragmatische Armee« (sie verteidigt mit der »Pragmatischen Sanktion« die Regierung Maria Theresias) unter der persönlichen Führung Georgs II. am 27. Juni 1743 eine französische Armee bei Dettingen am Main. Zeitzeugen berichten, der König habe sich im feindlichen

Feuer befunden und »behaved very gallantly«; ein damals bereits recht ungewöhnliches Verhalten.

Justus Möser dürfte in diesem Fall sich auch persönlich über den besungenen Sieg gefreut haben, denn im Winter 1741/42 hatten französische Truppen Quartier im Osnabrückischen genommen. Am 1. Juli 1743 überreicht er die Ode im Namen der Deutschen Gesellschaft Johann Matthias Gesner anlässlich seiner Übernahme des Prorektorats der Universität Göttingen. Bm

>Sheldon 1970:22; Handrick 1991:203

**2.10** *Georgius II. Rex [...] Cum Gratia et Privilegio. Sac. Caes. Majestatis. Georg II. (1683–1760), König von Großbritannien seit 1727, aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg; im Brustpanzer mit Kommandostab, Helm, Krone, Reichsapfel und Szepter, auf eine Reiter Schlacht im Hintergrund weisend. Kupferstich, bez.: »Kubetzky Müller delineavit«, »G. Daniel Heumann sculpsit«, Augsburg, nach 1743 – Platte 612 x 396 mm*

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500271 PAD

Der zweite englische König aus dem Geschlecht der Welfen vermag weder in seinem Königreich noch in Kurhannover Akzente zu setzen. In London ist durch Konstitution und Parlament sein Spielraum begrenzt, er hat im wesentlichen seinen englischen Ministern zu folgen. In Hannover führt der überaus befähigte Gerlach Adolf von Münchhausen die Geschäfte. In der Historiographie werden allein die soldatischen Tugenden des Königs hervorgehoben, auf die auch der Kupferstich Bezug nimmt. Immerhin gründet er während seiner Regierungszeit in London das Britische Museum und in Göttingen die Georg-August-Universität.

Außenpolitisch kennzeichnet ihn die Konkurrenz zu Preußen; mit König Friedrich Wilhelm I. verbindet ihn eine persönliche Feindschaft. Im Österreichischen Erbfolgekrieg steht er auf Seiten Österreichs, streitet aber vor allem gegen französische Interessen. Bei Dettingen erreicht er am 27. Juni 1743 einen glänzenden Sieg. In Großbritannien hat er zu gleicher Zeit mit den sich unter dem Stuart Karl Eduard erhebenden Schotten zu tun. Eine herbe Einbuße ist für ihn mit dem Aussterben des



Hauses Cirksena im Fürstentum Ostfriesland verbunden: Friedrich II. von Preußen setzt sich trotz aller Proteste aus Hannover in Ostfriesland durch. Erst der Siebenjährige Krieg findet Georg II. und den preußischen König in einer Koalition.

In Osnabrück muß man sich auf Georg II. in dieser Zeit vor allem als militärischen Gegner des eigenen Fürstbischofs einstellen. Erst ein Jahr nach dem Tod des Königs stirbt Fürstbischof Clemens August, und das Welfenhaus kommt zum Zug. Dennoch kommt es zuvor zu einem nicht ganz gewöhnlichen Kontakt zwischen der kurfürstlichen Regierung in Hannover und Osnabrück. 1750 fragt man aus Hannover bei dem Vater Möser, Johann Zacharias an, ob dieser für das Welfenhaus in der Grafschaft Bentheim Erkundigungen einziehen könne. In Hannover ist das Gerücht publik geworden, der Bentheimer Graf Friedrich Karl Philipp (1725–1803) plane den Verkauf seiner Grafschaft. Der Osnabrücker Konsistorialrat Möser verweist indes auf die Dienste seines Sohnes, die man in Hannover auch in Anspruch nimmt. Justus Möser reist ins Bentheimische und sendet einen ausführliches »PRO MEMORIA« nach Hannover. Auch wenn Möser darin die Verkaufsabsichten nicht bestätigen kann, zeichnet er ein genaues Bild der Grafschaft und verweist auf den ungefähren Grad der Verschuldung. Nur zwei Jahre später verpfändet der Bentheimer Graf sein Land an König Georg II. und sorgt damit für die entscheidende Weichenstellung für die spätere Zugehörigkeit der Grafschaft Bentheim zum Königreich Hannover. St

>ADB; NDB; OM 9, 1870:356–368; Berghaus 1978:175

**2.11** *A General Prospect of the Royall House And Garding at Hernhausen – Vue du Plan Général du Jardin Roial et Maison de Plaisance a Hernhausen.* Kupferstich, bez. »I.I. Müller delineavit.«, »I. van Sasse fecit«, um 1735 – 512 x 608 mm

Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover: VM 41538

Mit der Anlage des Gartens beim Dorf Haringhausen beginnt 1666 Michael Grosse, zunächst noch mit Anklängen an die italienische Spätrenaissance. Ab 1682 wird die Anlage von Charbonnier im französischen Barockstil zum

heutigen Umfang ausgebaut. Herrenhausen gilt als der regelmäßigste und damit abstrakteste Barockgarten Deutschlands.

Das Regierungszentrum der kurhannoverschen Lande liegt im 18. Jahrhundert allerdings nicht in Hannover. Es ist vielmehr die »Deutsche Kanzlei« in London, die den Austausch zwischen dem König und den in Hannover regierenden Geheimen Räten regelt. Georg II. weilt aber während des Österreichischen Erbfolgekrieges in Herrenhausen und zieht von hier aus in die Schlacht bei Dettingen. Bm

**2.12** *A New & Exact Map of the Electorate of Brunnswick-Lunenbourg and thy rest of Thy Kings Dominions in Germany. Very much Improved by thy kind Assistance of severall curious gentlemen, natives of those Countries.* Politische Karte des Kurfürstentums Hannover. Kolorierter Kupferstich, bez.: »Herman Moll, Geographer«, London, zwischen 1716 und 1728 – Platte 62 x 102 cm

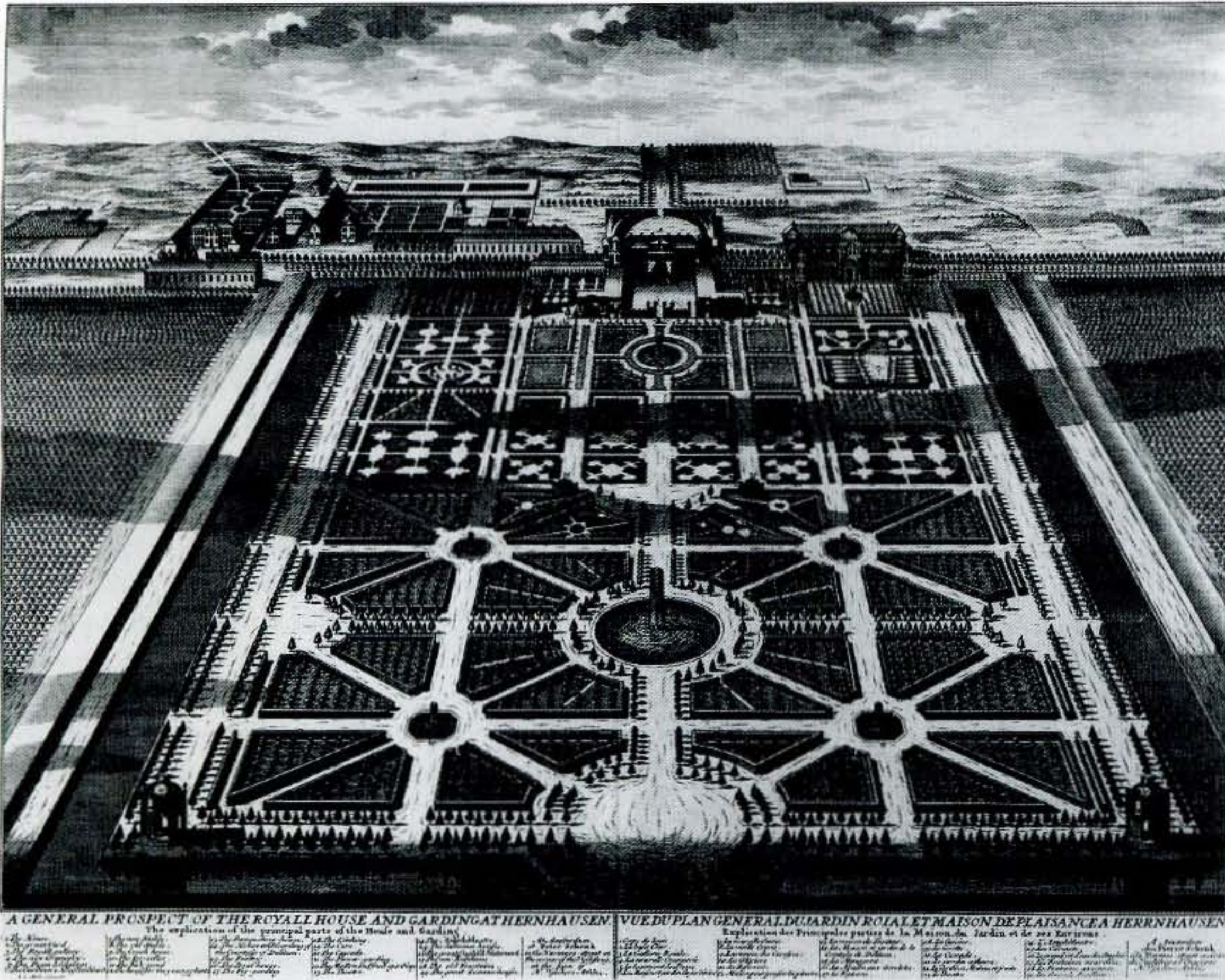
Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 2328

In der Folge der »Glorious Revolution« beschließt das englische Parlament 1689 mit der »Bill of Rights«, künftig eine katholische Thronfolge nicht zuzulassen und entsprechend eine »protestantische Sukzession« für seine konstitutionelle Monarchie. Zu einer Nebenlinie des englischen Hauses Stuart gehörend, wird Sophie von der Pfalz (1630–1714) so zur nächstberechtigten Erbin des Thrones von Großbritannien. Nach ihrem Tod fällt die englische Thronfolge 1714 an ihren Sohn Georg Ludwig, den künftigen König Georg I.; für die nächsten 123 Jahre besteht eine Personalunion Großbritanniens mit dem Kurfürstentum Hannover.

Ganz aus der Sicht der Londoner Residenz sind mit der Karte die Besitzungen der Welfen auf dem Kontinent zu besichtigen: Die geographische Lage verdeutlicht eine oben eingeschaltete Teilkarte mit der eingezeichneten Linie einer Seeverbindung »from the River Thames to the Kings sea Port Town of Harburg«. Über den Reichtum des Hinterlandes verrät die Legende, daß etwa die Silberminen im Harz »bring a great yearly Revenue to his Majesty«. Im übrigen ist »the country hereabouts being plentyfull stored with Wood«.



2.11  
Ansicht des königlichen Schlosses und der Gärten in Herrenhausen. Kupferstich, um 1735



Das noch wenig arrondierte, erst seit 1692 mit der Kurwürde versehene Fürstentum Hannover zeigt die Karte auf dem Weg zum Territorialstaat. Über das nur alternativ-sukzessiv zum Welfenhaus gehörende Hochstift Osnabrück regiert, wie die Legende vermerkt, derzeit der Bruder des Königs, Fürstbischof Ernst August II.

>Schindling 1991:35ff., 50f. (Abb.)

2.13 Ernst August II. (1674–1728), Fürstbischof von Osnabrück seit 1716. Ölmalerei auf Leinwand von unbekanntem Maler – 805 x 635 mm

Stadt Osnabrück, Rathaus

Der am 17. September 1674 in Osnabrück geborene, jüngste der sechs Söhne Ernst Augusts I. und Sophie von der Pfalz wird 1716 durch das Domkapitel zum Fürstbischof von Osnabrück gewählt.

Ernst August II. ist als Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Duke of York and Albany auch aus dynastischem Interesse wesentlich stärker an seinem Bistum interessiert als sein Vorgänger, Franz von Lothringen. Ständig im Land residierend, bemüht er sich um wirtschaftliche und politische Fortentwicklungen. Bei allem persönlichen Engagement bleibt er dabei im wesentlichen ohne Erfolg.

Seine zwölfjährige Regentschaft – er stirbt 1728 – ist zu kurz, um durchgreifende Veränderungen durchzusetzen. Sein Episkopat ist überdies von starken politischen und konfessionellen Auseinandersetzungen begleitet. Die Beschneidung der Archidiakonsgerichtsbarkeit stößt auf den Widerstand des Domkapitels, das in dieser Frage den Hofrat in Wien und schließlich das Reichskammergericht anruft. Der Widerstand der katholischen Seite verstärkt sich, als es Ernst August unternimmt, die Zahl der Klöster zu beschränken und die in Osnabrück lebenden Jesuiten auszuweisen, um die konfessionellen Verhältnisse des sogenannten »Normaljahres« 1624 wiederherzustellen. Um die Kontinuität des Verwaltungshandelns





2.13  
Ernst August II.  
(1674–1728), Fürst-  
bischof von Osnabrück  
seit 1716. Portrait-  
malerei um 1725

zu gewährleisten und die Interessen der Welfen abzusichern, richtet er in Osnabrück für die Folgezeit der Regierung eines katholischen Bischofs das Amt eines hannoverschen Repräsentanten ein.

Wirtschaftspolitisch orientiert sich Ernst August an merkantilistischen Grundsätzen. Er fördert die Salz-, Kohle- und Erzgewinnung, die Einrichtung von Manufakturen und die Verbesserung des Landesausbaues. Letztlich bleiben aber die wirtschaftlichen Unternehmungen Stückwerk; so hat etwa die Produktion von Seide und Fayencen keinen Bestand.

Das Portrait zeigt Ernst August mit den Zeichen fürstlicher Macht: dem heraldischen Hermelin, rotem Tuch, aber ohne Bischofsmütze: Auf seine Herkunft aus dem weltlichen Haus Braunschweig-Lüneburg weist der bildbeherrschende schwarze Kürass mit Schulterkacheln.

JL

>Kaster 1991:236ff.; Welker 1993:368ff.

2.14 *Prospectus Palatii Principis Osnabrugae. Prospect des Fürstl. Schloß zu Osnabrüg.* Kolorierter Kupferstich, bez: »Georg Mathaeus Probst, sculps.«, »Georg Balthasar Probst, excud.«, Augsburg, nach 1777. Zugleich Guckkastenbild mit spiegelbildlich erscheinender Bezeichnung »Vue du Palats Prince D'Osnabruk«, wohl nach einem Kupferstich von Christian Ludolph Reinhold. – Platte 305 x 418 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 2404

Als Residenzschloß nach italienischen Vorbildern geplant, wird die Anlage auf der Grundlage eines 1665 geschlossenen Vertrages mit der Stadt Osnabrück errichtet – das Hauptgebäude (Corps de logis) von 1669 bis 1673, die Flügel von 1678 bis 1683. Mit dem Schloßbau Ernst Augusts I. ist für die Stadt die Übergabe der Schlüsselgewalt über ihre Tore und die Stationierung von fürstbischöflichen Truppen verbunden; im Gegenzug werden ihre Privilegien bestätigt.

Betreibt Ernst August II., der 1674 in Osnabrück geborene Fürstbischof (1716–1728), den Ausbau des Schlosses sowohl für Zwecke der Hofhaltung als auch für administrative Zwecke (Regierung, Archiv, Konsistorium), so sind die Ambitionen des Nachfolgers Clemens August andere; er hält sich nur selten hier auf. Erst während der Regierungszeit König Georg III., dessen Sohn Friedrich von York 1764 als minderjähriger Landesherr des Fürstbistums eingesetzt wird, beginnt ab 1770 die Instandsetzung des Komplexes, wird der Garten durch Zuerwerb arrondiert und für den volljährig gewordenen Prinzen, der im August 1783 feierlich in seine Residenzstadt einzieht, eine Wohnung eingerichtet.

>Westermeyer 1991:95 (Abb.); Kaster 1991

2.15 *Delineatio Episcopatus Osnabrugensis olim iam ex conatibus Mascopii a Giga et Meuschenio postea emendatis in tabulis exhibita geographicis [...].* Farbig angelegter Kupferstich von Christoph Ludolph Reinhold nach der Karte von Georg Wilhelm von dem Bussche und Franz Christian Benoit aus dem Jahr 1774. Verbesserte Karte des Fürstbistums Osnabrück mit Ansicht der Stadt von Westen, Ansicht des



Schlosses und Bildnis des Bischofs Friedrich von York, 1776 – 660 x 555 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: E 1847

Die Karte ist der 1766/67 von den hannoverschen Offizieren von dem Bussche und Benoit entworfenen Generalkarte des Fürstbistums samt der Exklave Reckenberg nachgestochen. Diese bis dahin exakteste Landesaufnahme, durchgeführt mit den seinerzeit modernsten Vermessungsmethoden, bleibt zunächst geheim, erscheint aber dann 1774 im Druck. Das auch bei Reinhold wiedergegebene Gradnetz basiert auf der von Georg Christoph Lichtenberg vorgenommenen Bestimmung der geographischen Lage von Osnabrück.

Der studierte Mathematiker Christian Ludolf Reinhold lebt seit 1763 in Osnabrück, wo er am Ratsgymnasium Mathematik, Physik und Zeichenkunde unterrichtet; daneben ist er als Landvermesser in preußischen Diensten und als Autor mathematischer, bau- und zeichentechnischer Schriften tätig, die er mit eigenen Kupferstichen illustriert. Reinhold versieht die Benoitsche Karte mit einer Stadtansicht von Westen, einer Abbildung des Schlosses und einem Bildnis des Fürstbischofs Friedrich von York.

Die Karte veranschaulicht in ihrer Art vielleicht am besten den Wirkungskreis Möser. Sein Aufgabenbereich betrifft das ganze Fürstbistum Osnabrück mit den verschiedenen Amtsbezirken. Die besondere Verfassungsstruktur Osnabrücks, das Neben- und Miteinander der beiden Konfessionen, kommt durch die Kennzeichnung der katholischen und evangelischen Kirchspiele zum Ausdruck. Der herausragende politische und ökonomische Mittelpunkt des Fürstbistums, die Stadt Osnabrück, wird schließlich ebenso dargestellt wie die fürstliche Präsenz in dieser Stadt durch die Ansicht des Schlosses. St

>1200 Jahre Osnabrück 1980:249; Kaster 1991:249 (Abb.)

**2.16** Clemens August, Herzog von Bayern, Kurfürst von Köln (1700–1761). Portraitmalei, Öl auf Leinwand, von unbekanntem Maler – 800 x 630 mm

Stadt Osnabrück, Rathaus

Der 1700 in Brüssel als Sohn des dortigen Statthalters aus dem Hause Wittelsbach geborene



2.17  
Allegorisches Bildnis  
des Kurfürsten  
Clemens August von  
Bayern. Schabkunst-  
blatt, nach 1728

Clemens August, wird nach dem Tod des evangelischen Fürstbischofs Ernst August II. als Achtundzwanzigjähriger zu dessen Nachfolger gewählt. Erst 1727 zum Priester geweiht, vereinigt er damit im Norddeutschen Raum die Bistümer Paderborn, Hildesheim, Münster, Osnabrück und das Erzbistum Köln in einer Hand. Als Landesherr über diese fünf geistlichen Territorien, dem die Zeitgenossen den Titel »Monsieur de cinq Églises« (Herr Fünfkirchen) geben, versucht er, mit einem zentralen Gremium eine einheitliche Verwaltung zu etablieren. Er scheitert an der immer wieder betonten und von den jeweiligen Landständen durch die von diesen wesentlich getragenen Landesverwaltungen durchgesetzten Eigenständigkeit dieser Gebiete. Selbst als gemeinsamer Landesherr der Bistümer Münster und Osnabrück vermag er es nicht, die seit altersher bestehenden Grenzstreitigkeiten im Raum



Damme/Neuenkirchen zu schlichten. Aufgrund des Wechsels der Landesherrschaft (Alternation) ist der politische Spielraum des Fürstbischofs in Osnabrück durch Rücksichten auf Hannover und die Einflußnahme der Welfen auf die überwiegend protestantische Ritterschaft zusätzlich eingeschränkt.

Clemens August residiert höchst selten in Osnabrück; einigemal verbringt er jeweils kürzere Zeit hier, vermutlich bei der Rückkehr von Jagdaufenthalten im Hümmling (Schloß Clemenswerth). Den von seinem Vorgänger Ernst August begonnenen Neubau des Schlosses läßt er beenden. Unter seiner Regentschaft erfolgt der Umbau des Westflügels des Schlosses zu einem schließlich bis 1818 bespielten Theater.

Das Bild zeigt Clemens August in der Kleidung eines Kirchenfürsten mit Hermelinumhang und Pektorale. Das auf Untersicht angelegte Portrait verdeutlicht den herrschaftlichen Anspruch des Abgebildeten, wenngleich die Qualität der Malerei nur den Eindruck eines zurückgezogenen, ja leicht gelangweilten Fürstbischofs vermittelt. Im Spannungsfeld zwischen geistlicher und politischer Existenz agierend, steht Clemens August bei seinen Zeitgenossen im Ruf großer Vergnügungssucht und gleichzeitiger tiefer Frömmigkeit. Nach seinem Tode löst im Zuge des Wiederaufbaues und der Modernisierung infolge des beendeten Siebenjährigen Krieges (1756–1763) ein aufgeklärt-absolutistisches Herrschaftsverständnis das höfisch-barocke, dessen typischer Repräsentant Clemens August war, auch in den geistlichen Territorien ab. JL

>Clemens August 1987; Biogr. Handbuch 1991; Kaster 1991:244ff.

**2.17 Allegorisches Bildnis des Kurfürsten Clemens August von Bayern.** Schabkunstblatt, bez: »I. G. Berckmüller delin.«, »Bernardus Vogel Sculps. Aug. Vind.«, Augsburg, nach 1728 – Platte 389 x 282 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: K65–109 LM

In einer für die barocke Malerei typischen allegorischen Präsentation erscheint die Portraiddarstellung Clemens Augusts in Form eines Medaillons, ähnlich einer Kartusche, an einem zeittypischen Architekturteil. Fünf Frauenge-

stalten halten die Wappenschilder mit den Motti der geistlichen Territorien. Der Wittelsbacher Löwe als Schildträger mit dem entsprechenden Wappen weist auf den Titel eines Herzogs von Bayern. Die vor dem Betrachter ausgebreitete Landkarte zeigt deutlich die territorialen Ansprüche.

Der Schriftzug oberhalb des Portraits Clemens Augusts verweist auf das im Matthäusevangelium erzählte Gleichnis von den Knechten, die das Gut ihres Herren verwalten sollten. Damit findet einerseits der im geistlichen Zusammenhang obligatorische Hinweis auf die Gnade Gottes einen Ausdruck – ein Gedanke, der im Standartentuch der Trompete blasenden Engelsingestalt eine Aufnahme erfährt (»Quinque tenent Coelum«) – andererseits aber auch der selbstzufriedene Anspruch barocker Herrscher, heißt es doch in Matthäus 25,29: »Denn wer hat, dem wird gegeben werden und er wird die Fülle haben«.

1719 wählen die Domkapitel von Münster und Paderborn den erst Neunzehnjährigen zu ihrem Fürstbischof. Nur wenige Jahre später (1723) folgt er seinem Onkel als Kurfürst von Köln nach. Seit dieser Zeit ist er als Metropolit das geistliche Oberhaupt der Katholiken im bikonfessionellen Bistum Osnabrück. 1724 wird Clemens August, wiederum als Nachfolger seines verstorbenen Onkels, Fürstbischof von Hildesheim und 1728 Fürstbischof von Osnabrück.

Die »Fünfkirchen-Herrschaft« dient auch den weitreichenden Zielen des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, der nach dem zu erwartenden Aussterben der Habsburger im Mannesstamm die Kaiserkrone für das Haus Wittelsbach anstrebt. Die Schaffung eines »Bischofsreiches« im Nordwesten soll diesen reichspolitischen Zwecken dienen. Mit der Zustimmung zur Pragmatischen Sanktion, die im Hause Habsburg die weibliche Erbfolge sichern soll, setzt sich Clemens August aber in Widerspruch zu den Interessen der bayerischen Wittelsbacher. Der Dank des Wiener Kaiserhofes besteht in der Zustimmung zur Wahl Clemens August zum Hochmeister des Deutschen Ordens (1732): Clemens August erlangt zusätzlich den Rang eines Reichsfürsten. JL

>Clemens August 1897; Biogr. Handbuch 1991



Aus: Justus Möser: »Pro Memoria«  
über die Verhältnisse in der Graf-  
schaft Bentheim, 1751

Ihro Hochgebl. Exzellenzes Befehle zur gehorsamsten Einfolge, habe ich mich sofort nach der Grafschaft Bentheim begeben, und soviel es ohne Verdacht zu erwecken an fremden und kleinen Orten geschehen können, die verlangten Erläuterungen zu erhalten mich äußerst bemühet, überall aber niemand angetroffen, der dem Vorgeben von einem wirklich vorsehenden oder vorgewesenen Verkauf einige Gründe zulegen können [...].

Sonsten ist der persönliche Charakter des Grafen, wie jedermann zu rühmen weiß, also beschaffen, daß er die Gefälligkeit gegen seine Gemahlin, einer Marquise von Bournonville, welche ihn bewogen, in französische Dienste zu treten, als seine größte Schwäche selbst betrachtet, und durch die sorgfältigste Rücksicht auf seine Länder, durch allerhand neue Verordnungen und durch Einführung verschiedener jetzt überall hervorkommenden nützlichen Anstalten, z. E. wegen Verkürzung der Prozesse etc. seine Abwesenheit denen Unterthanen unmerklich zu machen suchet, woraus denn eben keine Neigung, seine Länder zu versäumen und zu verkaufen hervorscheinet. Indessen ist es gleichwohl gewiß, daß seine Gemahlin, mit welcher er jetzt ins 4te Jahr verbunden, wegen eines Krebschadens, oder wie andere wollen, wegen einer Krankheit, so ihr der Herr Graf selbst zugebracht, und weshalb das Mitleiden seine sonderbare Gefälligkeit gegen sie unterstützen soll, außer Stande sei, ihrem Gemahl Erben zu verschaffen. Es ist dieselbe auch so schwach gewesen, daß der Graf vor einem Jahr selbst gesagt, wie er nicht glaubte, daß sie noch ein Jahr solchergestalt zubringen würde. Denen neueren Briefen zufolge aber ist dieselbe in einem etwas besseren und ziemlichen Stande. Wenn also etwas den Grafen zu dem Verkauf seiner Grafschaft bewegen sollte: So würde es nichts anders, als die sich verlierende Hoffnung eines Erben und das Andringen seiner Gemahlin sein, welche vermuthlich sich lieber ein sicheres Leibgeding in Frankreich, als die unsichere pension eines agnati wünschen dürfte.

Er hat auch seit der Zeit, daß er General-Major geworden, und ein Regiment in französischen Diensten erhalten, weniger Vergnügen als vordem in Frankreich gefunden [...]. Die Gräfin hat auch, um nur Gesellschaft zu haben, zwei Anverwandtinnen zu sich kommen lassen, woraus sich denn die Bentheimschen Unterthanen eine baldige Wiederkunft des Grafen prophezeien [...].

Es hat der Graf von Bentheim 2 Günstlinge, wovon der erstere der Cammer-Rath Wenig zu Schüttorf wohnend, und der andere der Regierungs-Rath Branus zu Bentheim ist; diese regieren fast alles in der Grafschaft und suchen daher die Zurückkunft des Grafen durch alle nur erdenkliche Mittel zu verhindern. [...]

Bei dem Grafen von Steinfurt, wohin ich auf meiner Rückreise zu gehen der Nothwendigkeit erachtet, weil im Bentheimischen von ihm wenig zu erfahren war, scheint niemand außer der Jagd, der Musik und den Pferden einen besonderen Vorzug in der Gnade zu besitzen. Doch dürfte vielleicht der dortige Rath Iken, ein Vetter des Pastoris in Bremen, dessen Gesinnung in Ansehung eines Verkaufs erforschen können. Er ist sonst zum Aufwande sehr geneigt und ohnerachtet er kaum 10 000 Rthl. Einkünfte hat, dennoch dieses Jahr mit seiner Gemahlin in Paris und den Winter hindurch zu Berlin gewesen. [...]

Die Grafschaft Bentheim theilet sich in die Ober- und Niedergrafschaft. [...] Die ganze Grafschaft hält in der Länge, vom Kirchspiel Ohne bis Uelsen, etwa 12 a 13 Stunden und ihre Breite ist zwischen 6 und 7. Vordem ist alles nur ein Wald gewesen; des jetzigen Grafen Urgroßvater aber hat ihn völlig weghauen lassen, um von der Burg zu Bentheim ein freies Gesicht übers ganze Land zu erhalten; gleichwohl ist der Wald auf jenseits Bentheim noch eine Stunde lang, und so voller Wild, daß ich dessen über 50 Stück im Durchreisen gesehen. Unter denen Städten Bentheim, Nienhaus und Schüttorf ist Northorn ein sehr nahrhafter Ort, und eben derselbe, wohin der 6 Stunden von Damme abgebrochene Münsterische Canal, welcher jedoch dem ungeachtet sehr befahren wird, geleitet werden sollen.

Möser



2.18a–b [Johann Wilhelm Ludwig Gleim:] *Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. [1758] Mit Anhang: Der Grenadier an die Kriegsmuse nach dem Siege bey Zorndorf den 25. August 1758. 1759 – 6 Bl. 136, 52 S. Kl.8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lo 1935

*Friedrich Wilhelm* [sic!] *Gleim*. Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803), Kupferstich bez.: »F Kauke Sc. 1759.« – Platte 165 x 102 mm  
Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Die um einen volkstümlichen Ton bemühten »Kriegslieder« des nur literarisch als Grenadier auftretenden preußischen Dichters Gleim, zeugen von der zeitgenössischen Verehrung für Friedrich II. und wollen diese noch befördern.

Als Sohn eines Steuerbeamten ab 1738 Student der Rechte in Halle und dann als Hauslehrer in Potsdam und in Dessau tätig, wird Gleim 1747 Sekretär des Domkapitels in Halberstadt. Sein Amt ist mit der Pfründe eines Kanonikats verbunden, bietet ihm reichliche Einkünfte und erlaubt ihm, in großem Umfang literarische Freundschaften und Briefwechsel zu

unterhalten. Seit 1744 veröffentlicht Gleim lyrische Dichtungen in der Tradition höfisch bestimmter, rokokohaftiger Gesellschaftspoesie (Anakreontik). Sein gastfreies Haus stattet er mit einer großen Bibliothek und zahlreichen Portraits der geistig und literarisch bedeutenden Zeitgenossen aus (darunter Justus Möser) – und macht es so zu einem »Tempel der Musen und der Freundschaft«.

Möser lernt Gleim durch die Familie des in Blankenburg am Harz als Regierungssekretär amtierenden Schwagers J. G. Friderici kennen, der seit 1751 mit Mösers Schwester Ernestine Juliane verheiratet ist. Mit Gleim korrespondiert er wegen der Herausgabe altdeutscher Dichtungen und berichtet nach einer Anfrage Gleims wegen eines Darlehns 1757 über den weiteren Verlauf des begonnenen Siebenjährigen Krieges. Aus London macht Möser ihm 1763 für die »Kriegslieder« ein Kompliment: »Ihren Preussen habe ich sogleich an seinem Ton erkannt. Er ist so stark in seiner eigenen Manier, daß ich gleich bey der ersten Zeile bey mir sage: o, das ist unser lieber Herr Gleim!«

>Aufklärung 1986; Jørgensen 1990; Briefe 1992:191, 196, 303; Siebers 1994

2.18

»Kriegslieder« des Dichters Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803), 1758/59







Justus Möser an den Abt  
Jerusalem in Braunschweig,  
24. Juli 1757

2.18  
Johann Wilhelm  
Ludwig Gleim,  
Kupferstich, 1759

[...] Ich versichere Ihnen auf mein Gewissen, daß ich tausendmahl lieber die Franzosen als unsere morgen à 1500 Mann stark vor die sämtliche Stifter sich in Bewegung setzende Creistruppen sehen mögte. Letztere gehen nach Cöln, wo sie Zelte und was dazu gehöret empfangen sollen [...] Es ist aber wohl mehr als gewiß, daß der dritte Theil nicht nach Cöln kommen werde, indem sie alle durchgehen [...]

Es ist freylich eine Beschwerde vor die Länder, wo die fränz[ösische] Armee hinkommt. Da sie aber, ganz zuverlässigen Nachrichten nach, nicht über 80 000 Mann, alles miteingerechnet, was sie unterwegs in den Besetzungen haben, stark sind, so müßte es ein Wunder seyn, wenn sie ihren Vorsatz glücklich vollführte. [...]

Die preußischen Unterthanen im Clevischen und Märkischen sind mit allem – außer den vielen Fuhren – vergnügt und wünschen nur, daß die Franzosen einen freyen Fluß haben mögten, damit sie dieser Beschwerde überhoben seyn könnten. Hingegen ist Münster und Paderborn so ruinirt, daß sie sich in 50 Jahren nicht wieder erholen werden. Der Oberhoffmarschall von Asseburg im Paderbornischen hat alle seine Bediente und Pferde biß auf einen Knecht abschaffen müssen, weil das Brod im Paderbornischen fehlt und von beyden Armeen verzehrt, von einer aber so wenig als von der andern noch zur Zeit bezahlt ist. Um Backsteine zu Backofen zu haben, ist in der Geschwindigkeit ein neues Haus abgebrochen, und die Kirchen zu Magazinen eingerichtet, wohin jetzo 800 Fuhren von hieraus abgegangen, um Korn von Hamm nach Paderborn zu fahren. In vier Wochen kommen diese Fuhren wieder zu Hause [...]

2.19 FERDINANDUS DUX BRUNSVIGO-GUEL-PHERBYTANUS. Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg (1721–1792). Kupferstich, bez. »Johann Lorenz Rugendas invenit et Sculps. Aug. Vind.«, Augsburg, um 1760. Mit den Versen: »Erhaben durch sein Fürstenblut / Mit Tapferkeit und edlem Muth / Den nie sein Geist verliehrt, / Führet das Heer und feurt es an / Es folgt ihm willig auf die Bahn / Die sie der Feldherr führt.« – Platte 222 x 333 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Die Darstellung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg auf seinem Roß vor der Kulisse eines Schlachtfeldes zeigt, worin die Bedeutung dieses Welfenfürsten liegt. Als preußischer Generalfeldmarschall ist er im Rahmen des englisch-hannoverschen Bündnisses die führende militärische Persönlichkeit des Siebenjährigen Krieges von 1756 bis 1763 in Nordwestdeutschland. Dabei verteidigt das friderizianische Preußen seine Eroberung





2.19  
 Herzog Ferdinand von  
 Braunschweig-Lüne-  
 burg (1721–1792),  
 Befehlshaber des preu-  
 ßisch-hannoverschen  
 Heeres im Sieben-  
 jährigen Krieg.  
 Kupferstich, um 1760

Schlesien und die eigene Existenz gegen Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden und einen Teil der Reichsfürsten. Eine über Europa hinausgehende Bedeutung erlangt dabei die Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich um die Kolonien. Herzog Ferdinand wird im November 1757 mit der Führung des aus norddeutschen Soldtruppen bestehenden Heeres gegen die französischen Truppen in Nordwestdeutschland und Hessen beauftragt. Er erreicht 1762 durch die Rückeroberung von Kassel die Vertreibung der Franzosen aus Hessen.

Das Fürstbistum Osnabrück spielt im Siebenjährigen Krieg wie die übrigen westfälischen Länder die Rolle eines Durchgangslandes, aus dem sich die Streitkräfte beider Parteien bedienen. Die wechselnden Besetzungen des Landes durch französische und preußisch-englische Truppen drohen, das Fürstbistum zu ruinieren. Der Landesherr, Erzbischof Clemens August, steht auf österreichisch-französischer Seite. Die Stände und insbesondere die Ritterschaft müssen dagegen eine differenzierte Stellung einnehmen – ein Gebot, das sich aus der Alternativsukzession ergibt: Der nächste Landesherr würde aus dem Haus Braun-

schweig-Lüneburg gewählt werden. Gleichwohl ist die besondere Stellung Osnabrücks zugleich eine Chance, die Möser, der für die Stände die Verhandlungen mit den Kriegsparteien führt, zu nutzen versteht. Es gelingt ihm, Herzog Ferdinand und seine Ratgeber davon zu überzeugen, daß das Fürstbistum nur sehr bedingt als Feindesland anzusehen sei, weshalb die Kontributionszahlungen zumindest zu kürzen seien. St

>NDB; Frankenfeld 1922; Van den Heuvel 1984:142–145

2.20 *La Vue de l'Hotel de ville a Osnabruck – Prospekt des Rathhauses zu Osnabruck.* Markt-  
 platz mit Rathaus und Marienkirche, kolorierter  
 Kupferstich, seitenverkehrt als Guck-  
 kastenblatt, nach einem Stich von Christian  
 Ludolf Reinhold, verlegt von Georg Balthasar  
 Probst, Augsburg, nach 1777 – 515 x 345 mm

Stadt Osnabrück, Rathaus

Das Blatt zeigt das Zentrum des bürgerlichen  
 Osnabrück zur Zeit Möser's von Osten. Ob-



Aus: Justus Möser: »Unterthänigste Vorstellung und Bitte Mein, Joseph Patridgen, General-Entrepreneur der Winterquartiers-Lustbarkeiten bey der Hohen Alliierten Armee, prä. den 12. Jan. 1760, in puncto des Abzugs von 1. p[ro] C[ent]«

*Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr!*

*Euer Hochfürstl. Durchlaucht haben zwar endlich Dero Haupt-Quartier verändert. Allein meine Umstände sind dadurch noch nicht viel gebessert, und der heutige Tag, als der letzte, worauf sich alle meine Hoffnung gründete, scheint mir, als dem General-Entrepreneur der Winterquartiers-Lustbarkeiten, noch nicht sehr viel zu versprechen. [...]*

*Was mir am mehrsten zu Herzen gehet, sind die vergeblichen Kosten, welche ich an meine Opern-Maschinen und andre Dinge gewandt habe, die nun gar von keinem Gebrauch seyn werden. Eine Pastete von papier maché doré & vernissé par Martin, Ein prächtiger welscher Hahn, welchen Jupiter in die Pastete ritt; eine tapezirte Mausefalle von Crebillon Fils; Ein schöner blauer Himmel mit gemahlten Geigen; Eine ordentliche Seeschlacht und mehr als dreyhundert Ellen nagelneuer Wellen; Ein Sturm couleur de Pompadour; Eine Sonne, welche im Meere unterging von Le Brun; die Sieges-Göttin auf einem sechsspännigen*

*Wagen von Englischen Pferden gezogen. Ein Winter-Campement von Zucker mit kleinen Lauriers und in der Mitte, anstatt der Pyramide, Dillenburg zum dessert; Allerhand Arten von Cremes à la Glace natürlich; und mehrere Kostbarkeiten, welche mir auf Höchst-Deroselben Geburtstag fast eben so viel als eine Fourage-Entreprise einbringen sollen, stehen und liegen jetzt da, wie alte Familien-Stücke, welchen der Enkel, da sie niemand kaufen will, noch aus Gnaden ein Plätzgen auf dem Heuboden gönnet. [...]*

*Das einzige, was mich noch aufrichtet, ist ein Vorschlag, welchen ich dem lieben Gott diesen Morgen gethan habe, und worüber ich die Bestätigung alle Augenblicke erwartete. Er bestund darin, daß er mich zum Gross-Zahlmeister aller Wünsche machen mögte, welche heute für Euer Hochfürstl. Durchlaucht Wohlseyn geschehen. Wenn ich hierunter erhöret werden sollte, so zweifle ich nicht, oder Höchst-Dieselbe werden mir einen geringen Abzug von 1 p. Cent erlauben, ein so kleiner Abgang wird bei der Menge unmerklich, vor mich aber so hinlänglich seyn, dass ich nicht nöthig haben werde das Glück andrer Zahlmeister zu beneiden, und meinen jetzigen Schaden zu bedauern.*

*Mit dieser Hoffnung habe ich die Ehre, in tiefster Ehrfucht zu beharren*

*Euer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigster Knecht* Joseph Patridge.

wohl das Rathaus das Thema des Stiches sein soll, bestimmt die Größe der Marienkirche das Bild des Marktplatzes. Um die Häuserreihe rechts ins Bild setzen zu können, ist die Perspektive erheblich verändert. Vor dem Rathaus ist der damals noch vorhandene Brunnen zu sehen, rechts davon die Hauptwache. Am neuen Rathaus, an der Wende zum 16. Jahrhundert erbaut, sind zwischen den Fenstern die Standbilder zu erkennen, die die Front des Rathauses schmücken. Ende des 18. Jahrhunderts ver-

wittert, werden sie später entfernt. Danach schmückt für lange Zeit allein Karl der Große noch das Portal des Rathauses.

Im Siebenjährigen Krieg muß man im Osnabrücker Rathaus mit den andern Ständen des Fürstbistums auf die diplomatischen Fähigkeiten Justus Mösers vertrauen, dem die Verhandlungen mit den kriegführenden Parteien übertragen werden. In Hannover und Münster entscheidet sich das Schicksal der Stadt, die in ganz erheblicher Weise zu den Kontributionen





2.20  
Marktplatz mit Rathaus und Marienkirche in Osnabrück, seitenverkehrtes Guckkastenbild nach Chr. L. Reinhold, 1777

beizutragen hat, vor allem aber durch Einquartierung, Geiselnahme und Plünderung betroffen ist. Die Drohung, die Stadt niederzubrennen, findet als Erpressungsmittel Anwendung. Noch im Oktober 1762 werden von den Franzosen im Rathaus prominente Bürger – u.a. der Domdechant und die beiden Bürgermeister der Stadt – festgesetzt, um den Forderungen Nachdruck zu verleihen. Da trotz sofortiger Geldsammlung die geforderte Kontributionssumme nicht zusammengebracht werden kann, werden die Gefangenen als Geiseln mitgenommen.

>Crusius 1955:38

St

2.21 Die Feldmark der Stadt Osnabrück. Karte der Landvermessung des Fürstbistums, Reinzeichnung, Tusche auf Papier mit farbigen Signaturen von Johann Wilhelm du Plat, 1787 – 730x1150 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 100 Nr. 1, Blatt IV 21b

Die Karte zeigt die Stadt noch befestigt, doch sind diese Befestigungsanlagen zur Zeit Möser's nichts mehr wert. Im Siebenjährigen Krieg dringen die jeweiligen Kriegsparteien nach Belieben in die Stadt ein. Betroffen ist natürlich auch die Feldmark der Stadt, die wesentlich zur Ernährung der Bevölkerung beiträgt. Die Gärten vor den Haupttoren der Stadt, die Äcker und Wiesen sind den heranziehenden Truppen, aber auch Marodeuren schutzlos ausgeliefert. Im Herbst 1761 gehen etwa die Heu- und Strohlager am Gertrudenberg in Flammen auf.

>Kaster 1991:263 (Abb.)

St



2.22 *Unterthänigste Vorstellung und Bitte Mein Joseph Patridgen General-Entrepreneur der Winterquartiers-Lustbarkeiten bey der Hohen Alliirten Armee, praes. den 12. Jan. 1760. in puncto des Abzugs von 1 p.C. – 8 S. 8°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8°  
Hlbi.IV,9513

Als Möser im Januar 1760 ins Winterquartier des Befehlshabers der alliierten preußisch-hannoverschen Armee, Herzog Ferdinands von Braunschweig, nach Kropfdorf bei Marburg reist, dauert der Krieg gegen eine österreichisch-französische Militärallianz, in die auch der Fürstbischof der geistlichen Besitztümer Köln, Hildesheim, Münster, Osnabrück und Paderborn, Clemens August, einbezogen ist, zweieinhalb Jahre an. Osnabrück hat im Winter auf das Jahr 1758 ein französisches Winterlager zu beherbergen, bevor im März eine alliierte Besatzung in das Territorium des abwesenden katholischen Fürstbischofs einzieht und zunächst 225.000 Taler Kontribution fordert. Verhandlungen folgen; Osnabrückische Deputationen – unter ihnen Möser – werden nach Münster und Hannover gesandt. Schließlich reist Möser mit einem Mandat der Stände zu Verhandlungen über die vom Hochstift zu erbringenden Leistungen, erreicht deren Verringerung, Aufrechnung und die Umwandlung eines Teils der Geldforderungen in Obligationen. Im Sommer 1759 wird Osnabrück Kriegsschauplatz, der Winter bringt neue Einquartierung, bevor sich mit dem Tod Clemens Augusts im Februar 1761 für das Hochstift eine Zukunft unter welfischer Landesherrschaft ankündigt.

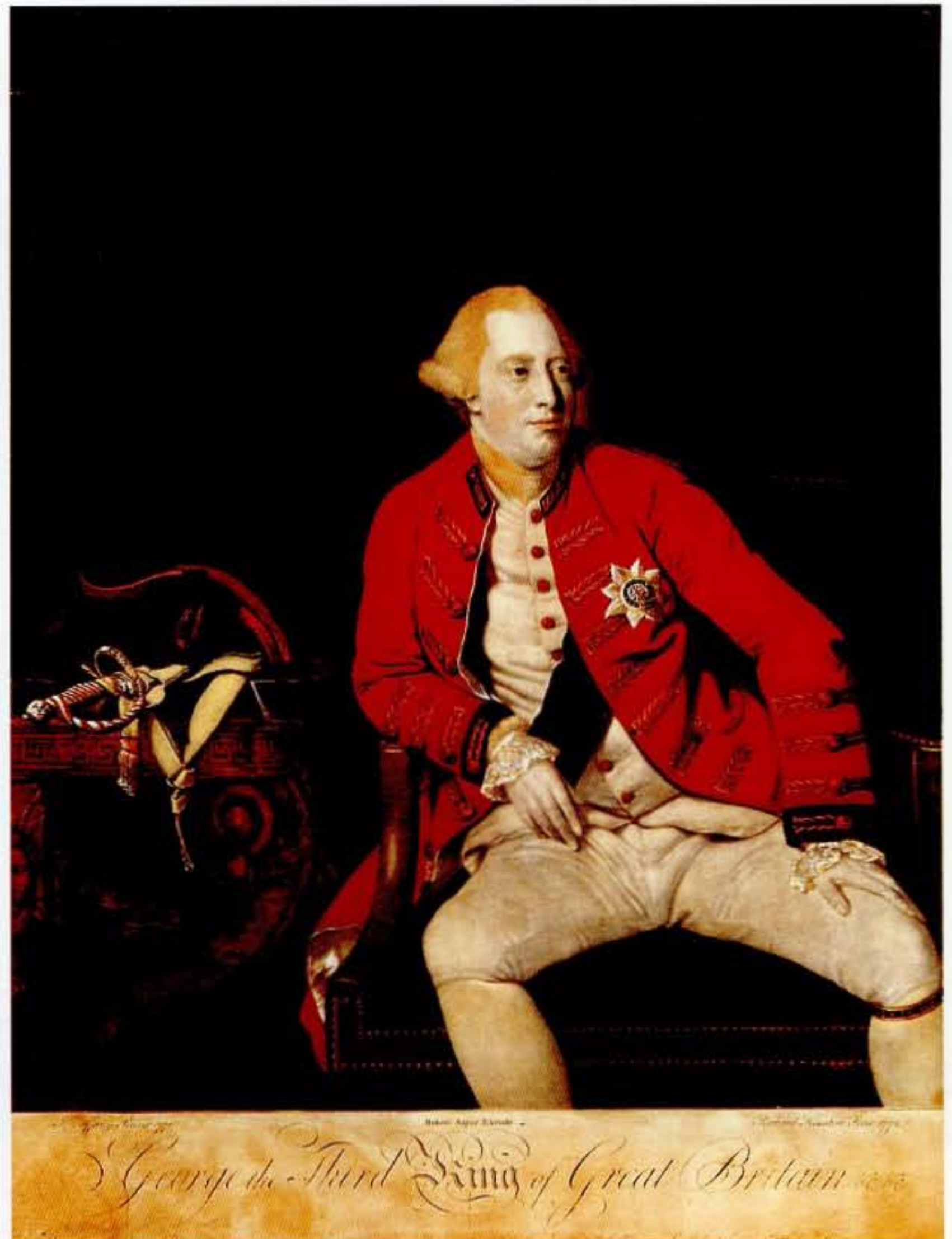
Möser maskiert sich in seiner kleinen Schrift als Verantwortlicher für die Lasten (=»Lustbarkeiten«) des Winterquartiers der Truppen. Der Name »Pa(r)tridge« spielt vermutlich auf eine Don-Quichotteske Figur aus dem Roman »Tom Jones« von Fielding an. An Thomas Abbt schreibt Möser im Mai 1762: »Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputierten durfte ich nirgend erscheinen. Mit meiner lustigen Maske war ich überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach, und so wurden die Lichter einigermaßen bezahlt.«

>AA II:299ff.; Frankenfeld 1922, v.d. Heuvel 1984:142ff.; Briefe 1992:272

Justus Möser an König  
Georg III., 13. März 1764

*Das Vertrauen, welches Ihro Königl. Majestät in mich zu setzen geruhet haben, indem Allerhöchstdieselbe mir als advocato die Vertheidigung und Beachtung des bischöflich-osnab. Interesse allergnädigst auftragen wollen, erkenne ich mit vollkommensten Dank und stelle es lediglich Ihro Königl. Majestät Gnade anheim, was Allerhöchstdieselbe mir desfalls pro honorario zulegen wollen, indem ich zum voraus versichert bin, daß meine Wünsche dadurch völlig befriediget und meine Dienste gar leicht vergolten seyn werden.* Möser.

2.24  
Georg III.  
(1738–1820), Kurfürst  
von Hannover und  
König von Groß-  
britannien. Schab-  
kunstblatt, 1772





## Consulent und Referendar der Regierung

2.23 *A General View of the City of London, next the River Thames. Vue Général de la Ville de Londres, du Coté de la Tamise. London Printed for Rob<sup>t</sup> Sayer [...].* Ansicht von London, Kupferstich, bez.: »T. Bowles delin et sculp«, London 1751

Landesbibliothek Oldenburg: GeII2h/86:III

Mit einer Bewilligung von 10 Reichstalern Diäten pro Tag reist Möser Anfang November 1763 im Auftrag der Stände in die Residenz des britisch-hannoverschen Königs Georg III. nach London, um erneut über die Kontributionsforderungen an das Hochstift zu verhandeln und die Gegenrechnung der Osnabrücker aufzumachen. Daneben wird mit dem ergebnen Möser, der die Osnabrücker Verhältnisse genauer kennt, die Nachfolge des verstorbenen Fürstbischofs Clemens August erörtert. In Anbetracht der Minderjährigkeit des eben erst

geborenen, für das Amt ausersehenen Prinzen Friedrich von York hilft Möser, die Vormundschaftsregierung König Georg III. gegen den Widerstand des katholisch dominierten Domkapitels durchzusetzen; Möser bleibt fünf Monate in England.

In brieflichen Schilderungen ist wenig zu spüren von einer enthusiastischen Begeisterung angesichts der englischen Metropole. So finden etwa die Theater in Covent Garden und Drury Lane in seinen Augen wenig Gnade; an den Halberstädter Dichter Gleim schreibt er: »Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein und gar nicht prächtig. [...] So lang ich hier bin, habe ich noch nicht gesehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden [...]. Mit ihrer tragischen Action bin ich gar nicht zufrieden [...]. Die komischen Vorstellungen sind besser, aber lange nicht so, wie ich sie vermuthete [...]«.

Gegenüber dem jungen Thomas Abbt resümiert er im Mai 1764 nach seiner Rückkehr: »Man kommt von der Anglomanie nicht besser zurück als in England [...]«.

2.23  
Ansicht der englischen  
Metropole London aus  
Südwesten, Kupfer-  
stich, 1751



T. Bowles delin. et sculp.

Published according to Act of Parliament August 20. 1751.

*A General View of the City of LONDON, next the River Thames. | Vue Générale de la Ville de LONDRES, du côté de la Tamise.*

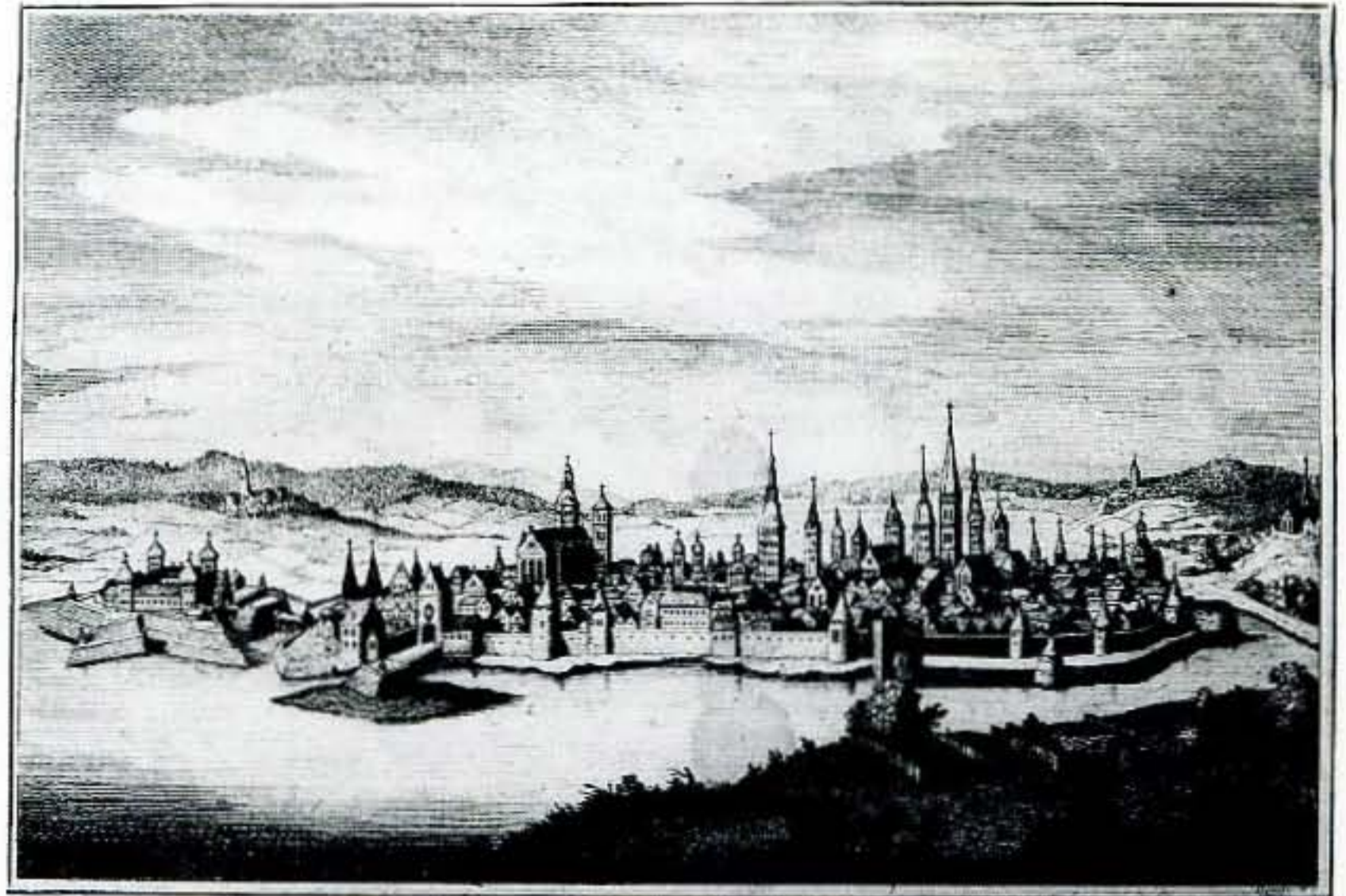
London Printed for Rob<sup>t</sup> Sayer at the Golden Buck, opposite Fetter Lane, Fleet Street. P. & Son. Overton without Newgate.



So wenig Möser die Begeisterung für englische Moden bestärken mag, so entschlossen wirbt er später für die wirtschaftlich erfolgreiche Handwerks- und Handelsnation in den Beiträgen zum Osnabrückischen Intelligenzblatt. »Der prächtigste Anblick von London zeigt sich im Gegenteil in den Buden der Handwerker. [...]«

Die nach Nordwesten gerichtete Ansicht aus erhöhter Perspektive rückt St. Pauls Cathedral ins Zentrum; am rechten Rand ist als mächtiges Geviert der Tower zu sehen, links im Hintergrund Westminster Abbey und der St. James's Park, in dessen Nähe Möser wohnt.

>Maurer 1988; Siebers 1991; Briefe 1992:302, 315



OSNABURG in WESTPHALIA.

Published Jan<sup>y</sup> 12. 1782, by I. Fielding, N<sup>o</sup> 23 Paternoster Row.

**2.24** *George the Third King of Great Britain etc etc.* Koloriertes Schabkunstblatt, bez.: »J. Zoffany Pinxit 1771«, »Richard Houston Fecit 1772«, »Done from the Original Picture in the Possession of his Majesty – Published as the Act directs 20<sup>th</sup> of May 1772 by Robert Sayer N<sup>o</sup> 53 Fleet Street London« – 537 x 402 mm

Historisches Museum am Hohen Ufer Hannover: VM 41539

Nach dem frühen Tod seines Vater Friedrich folgt Georg III. (1738–1820) seinem Großvater Georg II. 1760 auf den englischen Thron. Anders als der Großvater fühlt er sich allerdings ganz als Brite und besucht nie seine hannoverschen Stammlande. Georg III. sucht, die Position des Monarchen in England auszubauen, auch wenn er keine absolute Herrschaft nach französischem Vorbild anstrebt. Mit seiner parlamentsfeindlichen Haltung hat er sich ungünstige Urteile liberaler Historiker zugezogen. 1788/89 und ab 1810 ist er durch Geisteskrankheit regierungsunfähig.

Für Hannover hat er wenig Interesse und überlässt es ganz der Verwaltung durch die Geheimen Räte, auch wenn er seine drei Söhne an der Landesuniversität Göttingen studieren lässt.

Abweichend von älteren Bildtraditionen des repräsentativen Herrscherportraits zeigt das Blatt den konstitutionellen Monarchen in einer relativ privaten Pose, ungezwungen sitzend im schlichten roten Rock mit dem Hosenbandorden. Bm

>NDB; Watson 1960

**2.25** *Osnabrug in Westphalia. Published Jan<sup>y</sup> 12. 1782 by I. Fielding. N<sup>o</sup> 23 Paternoster Row.* Ansicht der Stadt Osnabrück von Osten, Kupferstich, London 1782 – 188 x 243 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 62a Nr. 107 H

Die in London herausgegebene Ansicht läßt als Hintergrund die für das Jahr 1783 bevorstehende, formelle Übernahme der Regentschaft über das Hochstift Osnabrück durch den volljährig gewordenen Prinzen Friedrich von York vermuten.

Aus leicht erhöhter (>Kavaliers<-) Perspektive wird die Stadt als kleine, aber vieltürmige (und damit nicht unvermögende), mittelalterlich-wehrhafte Besitzung in fast insularer Lage zwischen ausgedehnten Gewässerflächen vorgestellt.

Beziehungen zu früher entstandenen Ansichten der Stadt sind wahrscheinlich, denn der ungenannte Stecher hat, den topographischen Willkürlichkeiten nach zu urteilen, nicht nach eigener Anschauung gearbeitet.

>Borchers 1955:28f. (Abb.); 450 Jahre Reformation 1993:39f., 62, 613

2.25  
Ansicht Osnabrücks  
von Osten, Kupfer-  
stich, 1782



2.26 [Justus Möser:] *Rechtliche Behauptung derer Gründe, worauf die von Sr. Königl. Majest. von Großbritannien [...] in Ansehung der Osnabrückischen Bischofs-Wahl und der Regierungs-Einrichtung im Stifte, während der Minderjährigkeit des erwählten Herrn Bischofs Königlicher Hoheit, genommenen Maasregeln gebauet sind, der nähern Beleuchtung dieser Gründe, welche von dem Dom-Capittel zu Osnabrück angestellet worden, entgegen gesetzt. Anno 1767 – 119 S. 2°*

Staatsarchiv Osnabrück: fol. 1870

Die Denkschrift Möser gehört zu einer ganzen Reihe von Gutachten und Ausführungen des Regierungskonsulenten, der ein Jahr später zum Regierungsreferendar aufrückt. Den offensichtlichen Verfassungsbruch, den die Form der Minderjährigkeitsregierung im Streit um die Osnabrücker Vormundschaft durch Georg III. bedeutet, will das Domkapi-

tel nicht hinnehmen. Das von der Mitregierung ausgeschaltete Domkapitel bemüht Reichshofrat und Reichstag, um seine Rechte zu wahren. Die anwaltliche Vertretung des Hauses Braunschweig-Lüneburg übernimmt Justus Möser. Er bestreitet die Gültigkeit jenes Paragraphen der »CAPITULATIO PERPETUA«, nach dem im Fall einer Wahl eines minderjährigen Landesherrn aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg das Domkapitel die Regierung zu führen habe. Er verweist dabei vor allem auf die Nichtbeanspruchung der geistlichen Gerichtsbarkeit über die Katholiken durch die welfische Vormundschaftsregierung und die Geltung des gemeinen Vormundschaftsrechts.

Möser, der in dieser Frage nicht nur das Welfenhaus vertritt, sondern auch die nachsitzenden Stände, die Ritterschaft und die Städtekurie, hinter sich weiß, ist sich bewusst, daß er mit seinen Argumenten vor einem Reichsgericht wenig Chancen haben würde, ist doch die Reichsverfassung unmittelbar tangiert. Er muß es also als Aufgabe ansehen, den Streit mit dem Domkapitel auf andere Weise zu beenden. Dies gelingt, als 1770 Georg III. und das Domkapitel zu einem Vergleich kommen. Das Domkapitel läßt sich die Akzeptierung der welfischen Vormundschaftsregierung mit jährlich 8.000 Reichstalern vergüten. St

Renger 1970:13–19

2.29  
Friedrich von York  
(1763–1827). Seit 1764  
Fürstbischof von  
Osnabrück. Portrait-  
malerei, 1784



2.27 Putto als Advocat. Porzellanmanufaktur Fürstenberg, modelliert 1772/73 von J. Chr. Rombrich nach einer Figur der Berliner Porzellanmanufaktur Wegely. Ohne Signatur – Höhe 105 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 3229

Auf einem »Grassockel«, der am Rand purpurn staffiert ist, steht in lässig ponderierter Haltung der kleine Advokat, beide Unterarme waagrecht ausgestreckt, auf der geöffneten linken Hand ein Geldsack, ein weiterer hinter dem linken Bein auf dem Boden. Die Beine und der Bauch bis über den Nabel sind nackt, Oberkörper und Rücken von einem zu weiten Mantel bedeckt, der in Falten auf dem Boden aufliegt. Die hochgetürmte, tief gescheitelte und über die Schultern herabfallende Allongerücke ist grau bemalt, der Mantel violett mit gelbem Futter, das Wams rot wie die Schärpe, die sich von der linken Hüfte über die Scham



hinzieht, am Hals ein schwarzes, goldgerandetes Bäffchen. Der Sack auf der Hand ist mit »XII«, der auf dem Boden mit »XV« beschriftet.

Verkleidete Putti oder Amoretten als Verkörperungen von Berufen scheinen im Programm der Porzellanmanufakturen außerordentlich beliebt gewesen zu sein, jedenfalls darf man das aus der großen Zahl der erhaltenen Exemplare schließen. Im Formenverzeichnis der Fürstenberger Manufaktur erscheinen unter der Nummer 23 – 35 »Amoretten in verschiedener Verkleidung« mit dem Namen des Modelleurs Rombrich.

In frivoler Weise ist die Nacktheit von berufstypischer Kleidung mehr oder weniger verdeckt; Absicht ist eine parodistische Wirkung, die durch Attribute noch unterstrichen wird.

Der Putto als Advokat wird allgemein als Kopie nach Meißner Vorbild angesehen, hingegen ist die Ähnlichkeit in Körperhaltung und Ausdruck mit dem 1755 in Berlin entstandenen Figürchen viel größer; von ihm sind sieben Exemplare belegt. MM

>Ducret 1965

**2.28** Ausstattungsproben für einen bischöflichen Thron des Friedrich von York im Dom, darunter Muster von Karmoisin-Samt der Firma von der Leyen in Krefeld, 1785

Staatsarchiv Osnabrück: Rep 100/332 Nr. 36a

Nach der Erlangung der Volljährigkeit am 16. August 1783 kommt im September der junge Landesherr nach Osnabrück, um die Huldigung der Stände entgegenzunehmen. Bereits im Herbst 1782 beginnen in der Hasestadt die Vorbereitungen für die zu erwartende Anwesenheit des nunmehr regierenden Landesherrn mit der notwendigen Renovierung und Möblierung des Schlosses. Traditionell hat der neue Fürstbischof nach Antritt der Regierung einen mit rotem Samt ausgelegten Thron mit goldenen Tressen und dem in Gold gestickten Wappen des Landesherrn auf dem Rückenpolster zu stiften. Aufgestellt im Chor der Domkirche, fällt der Thronszitz nach dem Tod des Landesherrn dem Domschatz zu.

Auch Friedrich von York will dieser Sitte nachkommen. Die Ausführung läßt freilich auf sich warten, man schickt im August 1785 einen Sattlermeister nach Münster, um am dortigen

Thron Maß zu nehmen. Die Kosten für einen solchen Thron werden mit mehr als 800 Reichstalern veranschlagt, wobei allein die Kosten für den Samt und die Goldtressen mehr als 600 Reichstaler verschlingen. Vielleicht liegt es an der Höhe dieser Summe, daß die Bewilligung der Gelder auf den ausdrücklichen Wunsch des Domkapitels, »daß Unser Bischöflicher Thron in der Dom-Kirche nunmehr nächstens errichtet werden möge«, erst am 1. November 1791 erfolgt. Die 1731 in Krefeld gegründete Samt- und Seidenmanufaktur von der Leyen verfügt über einen Personalbestand von mehr als 700 Personen. St

Crusius 1955:8; Möller 1989:205

**2.29** Friedrich von York (1763–1827), seit 1764 Fürstbischof von Osnabrück. Portraitmalerei, Öl auf Holz, 1784 Geschenk an seinen Hofmarschall Ludwig Dietrich von Münster-Langelage anlässlich seines Besuchs in Osnabrück vom 23. bis 25. Juli 1785. – 305 x 250 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 325

Der zweite Sohn König Georgs III. von Großbritannien ist noch nicht ein Jahr alt, als man ihn in Osnabrück auf Wunsch seines Vaters zum Fürstbischof von Osnabrück wählt. Der Prinz wächst in England auf, wo er militärisch ausgebildet wird. 1780 kommt Friedrich von York auf den Kontinent, weilt in Hannover und Braunschweig, Berlin und Wien. Der glühende Verehrer Friedrichs II. von Preußen begegnet diesem 1783 in Berlin persönlich.

In Osnabrück residiert Friedrich von York außer bei seiner Huldigung 1783 nie länger. Er läßt zwar das Osnabrücker Stadtschloß im Inneren umbauen, renovieren und ausstatten, doch erlebt das Schloß keine Renaissance als wirkliche Residenz. Die Regierungsgeschäfte in Osnabrück werden unter dem Geheimen Rat von dem Bussche von Justus Möser und nach dessen Tod von Justus Friedrich August Lodtmann geführt. 1802 gibt der Fürstbischof sein Amt auf und verzichtet 1803 zugunsten seines Vaters auf das Hochstift. Bedeutung erlangt der letzte Osnabrücker Fürstbischof und Duke of York (seit 1784) als Feldmarschall und Militärreformer, wenn auch seine Feldzüge in den Revolutionskriegen gegen Frankreich erfolglos bleiben. St

>Kaster 1991:251



## Justus Möser an Thomas Abbt, 12. Mai 1764

[...] Voltaire hat längst bemerkt, daß ein Richter, Capitain oder Pfarrer, die ihre Stelle kauften, eben so geschickt sein konnten als Leute, die sie nicht kauften; und dies gilt auch vom Parlament, wo alle Stimmen sich eingekauft und wieder verkauft haben. Man kann sich so etwas venalis gar nicht vorstellen. Ein Membrum stirbt; fluchs zieht ein Entrepreneur [...] nach dem Dorfe, tractirt die Einwohner aufs beste, giebt jedem etwas und läßt sich wählen. Die letzte Wahl zu Middlesex im Jan. 1764, wo einer namens Luther und ein anderer namens Conyer über 40 000 [Pfund] jeder gegen einander aufwandten, um sich wählen zu lassen. Luther trug endlich den Preis davon; und 6 Wochen lang vor dem Wahltag suchten sich die beyden täglich in den Zeitungen fast zu überbieten. Jeder sagte, wer ihm die Stimme geben wollte, der werde bey seiner Hinreise nach London zu N. in dem Wirtshause A., zu O. in dem, zu P. in dem etc. freye Zehrung, freye Vorspanne und in London in der und der Taberne ein gutes Logis und gute Zubereitung finden. [...]

Der esprit de commerce beherrscht den großen Lord, und der Krämer kuckt aus dem General. Der Brodneid ist stark, und ein Nachbar sucht den andern zu untergraben. Es geht so weit, daß man gar kein treues Gesinde hat. Der Kaufmann besticht es gleich; und der eine giebt dem Gesinde 5 und der andere 6 und der dritte 7 p[ro] c[ent] von dem, was sie vor ihre Herschafft einkaufen. Die königl. Parthey im Parlament muß beständig mit Gelde erkaufte werden, und man spricht davon, daß es ein recht Scandal ist.

Zu der Tyranny, welche die Freyheit ausübt, gehört besonders die Grösse der politischen Maschine, welche – wie die Wasser-

kunst zu Versailles – nie ohne grosse Kosten in Bewegung gesetzt werden kann und daher entsetzlich drückt. Hiernächst gehört auch dazu die Verwaltung der öffentlichen Fonds; welche mit so vielen Abzügen verknüpft ist, daß es eine Schande ist. Von jeder Zahlung bleiben ordentlich 7 pro cent an den Händen der Auszahler kleben und bisweilen doppelt so viel. [...]

Auf solche Art liegen die Steuern entsetzlich schwer, und ein Monarch würde ihnen 50 p[ro] c[ent] faux frais ersparen. Die Cabalen sind dort stärker und gefährlicher als die von einem Favoriten oder Maitresse. [...]

Die Engländer sind Slaven der Freyheit; sie bezahlen solche zu theuer mit einem großen Theile ihrer Ruhe und ihres Vermögens. Ihre Einbildung hält sie aber schadlos, indem sie sich die Verfassung anderer Länder so abmahlen, wie sie mit ihrer Freyheit am besten contrastirt. Auswärts sehen ist nichts als die Hölle. Sie meinen, die Franzosen sind Slaven, welche in ihren Fesseln tanzen, und die Deutschen ein gutes Zugvieh, das seine Last dahin zieht, ohne viel umzusehn. [...]

England sollte nur einen zehnjährigen bürgerlichen Krieg erleben; seine Kaufleute nur immer vor Plünderungen zittern; der Landedelmann an der Jagd verhindert und der Bürger von seinem Pudding verschuechet werden; das Parlament sollte nur unentgeltlich und alle Augenblick sich versammeln, sich von dem Morgen bis in den Abend quälen, zanken, und zerreißen – o, wie sanft würde der stolze Patriot sich unter das Joch zur Ruhe begeben! Frau und Kinder würden um eine friedfertige Sklaverey bitten, und der Reiche.

So viel aber gewis; drey Jahre thäte Ihnen ein solches Unglück nichts.



2.30 Ehrenpforte beim Einzug des Fürstbischofs Friedrich von York in Osnabrück. Dreiteiliger klassizistischer Torbogen, Federzeichnung mit Wasserfarben von Clemens Lipper – 285 x 380 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: LR 301

Der Entwurf für eine Festdekoration des Domkapitels gehört zu den vielfältigen Vorbereitungen für den Besuch des volljährig gewordenen Prinzen Friedrich von York in Osnabrück anlässlich des formellen Regierungsantritts. Nach einer Huldigung des Domkapitels am 16. August wurde am 26. September 1783 der Prinz mit seiner – in der Zeichnung von Lipper nur angedeuteten – Kutsche einfahren und das Tor passieren; mit dem Wahlspruch »Amore et Obsequio«, mit Liebe und Gehorsam also, würden sich die Osnabrücker zu ihrem Landesherrn bekennen, für den nach wie vor die Regierung in Osnabrück, und mit ihr Möser, die Geschäfte führt.

Die Zeichnung aus der Hand des architektonisch ambitionierten Osnabrücker Stiftsherrn Lipper (1742–1813), gekrönt von Giebeldreieck mit Figuren, läßt den Kanonikus Lipper als Anreger und Vermittler klassizistischer Bauweisen in Osnabrück erkennen.

>Borchers 1955:37; 1200 Jahre Osnabrück 1980:218;  
Biogr. Handbuch 1990; Westfalen 1993:75

2.31 [Justus Möser:] *Darstellung der Gründe welche Seine Königliche Hoheit den Herrn Herzog von York als Bischöfen von Osnabrück bewogen haben das Simultaneum zu Fürstenau und Schleddehausen einzuführen und darüber mit dem Domcapitel den 29. December 1786 einen Vergleich zu schließen nebst einer kurzen Widerlegung der von der Stadt Fürstenau dagegen beym CORPORE EVANGELICORUM eingebrachten Ausführung. Osnabrück, bey Johann Wilhelm Kisling und Sohn, Hochfürstl. privil. Buchdrucker [1793] – 56 und 64 S. 4° – Rechtskommentar von Justus Möser mit 16 Aktenstücke in einem Anhang.*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium:  
C.IX.162

Nach Dreißigjährigem Krieg und Westfälischem Friedensschluß wird 1650 mit der »CAPITULATIO PERPETUA« eine Verfassungsurkunde für das konfessionell gemischte Hochstift Osnabrück gültig, die für die Landesherrschaft einen



2.26  
Rechtsgutachten Justus  
Mösers zur Osnabrückischen Bischofs-  
Wahl, 1767

Wechsel zwischen katholischer Reichskirche und dem protestantischen Welfenhaus – quasi unter dem Gesichtspunkt eines geteilten Nießbrauchs – als Dauerlösung verordnet.

Für die einzelnen Gemeinden wird der konfessionelle Zustand des angenommenen »Normaljahres« 1624 verbindlich. Von 53 Pfarreien und Kirchspielen werden 28 als katholisch und 17 als protestantisch erkannt, für acht Kirchspiele wird je ein Pfarrer beider Konfessionen vorgesehen – mit den entsprechenden Folgen für Pfarrbesetzung und Schulunterricht. Fürstenau wird gegen die Majorität der Bewohner protestantisch; Schleddehausen, wo die Protestanten in der Mehrzahl sind (1772: 2300 zu 43), erhält einen katholischen Pfarrer. Mit evangelischen Gottesdiensten und der Unterhaltung von Nebenschulen bieten dort die adeligen Herren von Schele auf der Schelenburg den Protestanten provozierenden Rückhalt, so daß für das katholische Domkapitel immer wieder die Destabilisierung des konfessionellen und politischen Gefüges im Hochstift auf die Tagesordnung gesetzt ist.

Nach dreijährigen Verhandlungen, die in Gang kommen, nachdem die Kirche in Schle-



dehausen 1781 einem Brand zum Opfer fällt und an den Wiederaufbau allein durch die Katholiken nicht zu denken ist, kann eine sechsköpfige Kommission, darunter Justus Möser, 1786 einen Religionsvergleich aushandeln, in dessen Folge auch der Pfarrzwang hinsichtlich des Unterrichts im ganzen Hochstift aufgehoben wird.

>Rudersdorf 1990

**2.32** *CODEX CONSTITUTIONUM OSNABRUGENSIS* oder Sammlung von Verordnungen, gemeinen Bescheiden, Rescripten und anderen erläuternden Verfügungen, welche das Hochstift Osnabrück betreffen. Erster Theil die Verordnungen etc. welche von der Administration der Justiz in Civil- und Criminalfällen und von den verschiedenen Landes-Collegiis, Justiz und Amtsstellen handeln enthaltend. – 2 Bl., S. 1–834; 4°

[Dass.:] *Ersten Theiles zweeter Band welcher die Verordnungen über die Administration der Justiz- in Civil- und Criminalfällen, besonders in Erstattung der Ladungen, Führung des Processes, Bestimmung der Canzley und Gerichtstaxen, Depositen etc. etc. nicht minder die in Civil, Brüchten und Criminal- auch Militairsachen ergangenen Verfügungen enthält. Osnabrück, gedruckt bey Johann Wilhelm Kißling, Hochfürstl. privil. Buchdrucker. 1783. – S. 835–1814; 4°*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: C IX.92.I.1–2

Das Interesse, Gesetzgebung und Verwaltung des Hochstifts künftig auf konsistente Rechtsgrundlagen zu stellen, ist für die von Möser geplante und unter der Redaktion des jungen, mit Möser verwandten Juristen Justus Friedrich August Lodtmann (1743–1808) entstehende »Sammlung von Verordnungen [...]« in zwei Teilen und vier Bänden maßgeblich. Die von den Landständen finanzierte Publikation erscheint in einzelnen Lieferungen ab 1770, der komplette erste Teil 1783, ein zweiter 1819. Die Sammlung geht damit dem preußischen Gesetzgebungswerk des »Allgemeinen Landrechtes« voraus, das 1784 im Entwurf veröffentlicht wird und 1794 in Kraft tritt.

Im Intelligenzblatt spricht sich Möser in seinem »Vorschlag zu einer Sammlung einheimischer Rechtsfälle« im Oktober 1773 gegen den »Hang zu allgemeinen Gesetzen und Ver-

ordnungen« und für eine kasuistische Rechtskodifizierung aus: »[...] es geht in der Rechtskunst wie in der Arzneykunst, eine Sammlung richtiger Erfahrungen mit ihrer Behandlung und Entscheidung ist allemahl nützlicher und brauchbarer als ein System, worin doch immer allgemeine Raisonnements und Hypothesen den größten Platz einnehmen und Menschen nicht so richtig als Erfahrungen sprechen.«

>AA V:183f.; 450 Jahre Reformation 1993:548; Renger 1970; v.d. Heuvel 1984:145–159

**2.33** *Allgemeiner Reichs-Calender, für das Hochstift Osnabrück eingerichtet; auf das Jahr Christi 1791 worin sowohl die Aspecten, Fest-, Fast- und Bettage, Processionen, Posten, Jahrmärkte und Kornpreise [...] desgleichen die hohen und niederen Collegia und Bediente des Hochstifts zu finden. Osnabrück, bey J. W. Kisling und Sohn, Hochfürstl. privil. Buchdrucker. – 28 Bl. 4° – Expl. im geprägten, farbigen Papiereinband; auf Blatt 16<sup>f</sup> Justus Möser als »Geheimer Referendarius« aufgeführt.*

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: C.IX.172

Mit dem bis ins 16. Jahrhundert nachweisbaren Osnabrücker Stifts-Kalender erscheint (seit 1762 endgültig bei Kisling) die einzige regelmäßige Publikation am Ort, zu haben in Folio-, Quart- und Sedezformat. Im kleinsten Format erreicht er bereits 1727 eine Auflage von 11.000 Stück, im Quartformat ein knappes Zehntel davon und bietet neben dem eigentlichen Kalender Wissenswertes wie die zugehörigen Heiligennamen, astronomische Daten, Sonn- und Feiertage, Monatssprüche.

Der Anhang, das Verzeichnis der »Collegia und Bediente des Hochstifts«, teilt die jeweils aktuellen öffentlichen Zuständigkeiten mit und macht – als eine Art »Who is Who« – den Kalender zu einem Leitfaden für den Verkehr mit der Obrigkeit – insbesondere auch für das weniger gebildete Lesepublikum. Kleinere summarische Abhandlungen gelten ferner meteorologischen und astrologischen Vorgängen sowie wichtigen historischen Ereignissen. »Bei dem Bauer und schlichten Bürger standen die Kalender deshalb überall in hoher Gunst.« (Runge)

Seit 1771 hat der Jurist J. F. A. Lodtmann, dessen Projekt einer Monatsschrift, der »Osnabrüggische Unterhaltungen«, nur kurzlebig ist,



in der Redaktion des Kalenders eines seiner Betätigungsfelder.

>Crusius 1955:8; Runge 1892: 100; 201f., 246f.; Biogr. Handbuch 1990; Buck 1994

2.34 [Justus Möser:] *Ueber das Sprichwort: wer es nicht nöthig hat, der diene nicht.* In: *Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen, 25tes Stück* vom 21. Juni 1777

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

In dieser kurzen Betrachtung Möasers, gedruckt in der Beilage zum Osnabrücker Intelligenzblatt der ›Westphälischen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen‹ und später in die ›Patriotischen Phantasien‹ aufgenommen, skizziert Möser das Ideal des beamteten Dienstes am Gemeinwesen. Die bürgerliche Funktionselite bezieht ihr Selbstbewußtsein dabei aus der Beförderung des Staatsnutzens, die nicht einfach einer besoldeten Loyalität zum Fürsten entspringt, sondern von ›patriotischen‹ Motiven getragen ist: »Für ein Land ist es auch immer eine große Beruhigung, wenn es sieht, daß Männer im Dienste sind, die nicht bloß für Brod, sondern aus Liebe für ihr Vaterland und für denjenigen, der es groß und glücklich macht, dienen.« Möasers Empfehlung an den Fürsten hinsichtlich der finanziell unabhängigen Beamten wie er selbst einer ist: »[...] und ich wollte wohl sagen, daß er sich auf dasjenige, was diese ihm rathen und sagen am meisten verlassen könne.«

Den lateinischen Wahlspruch: »Hic sit alterius qui suus esse potest« – (wörtlich: ›Dieser soll eines anderen sein, der der Seinige sein kann‹) – schreibt Möser bereits 1774 dem durchreisenden Gelehrten und Kritiker Ernst Theodor Langer ins Stammbuch.

Zum 60. Geburtstag Möasers widmen Freunde ihm eine Medaille, »vermutlich von ihm selbst erfunden«, wie Leisewitz schreibt, mit der gleichen Aufschrift.

>AA VI:112



# III. Politik der Kultur – Schaubühne, Historie, Literatur

## *Arminius. Regelrechter ›deutscher‹ Held*

Den Cheruskerfürsten aus der Zeit der römischen Kolonisierung germanischer Siedlungsgebiete machen schon die Humanisten des 16. Jahrhunderts – in der Folge der Wiederentdeckung lateinischer Überlieferungen des Historiographen Tacitus – als ›Befreier Germaniens‹ zu einem »teutschen« Helden. Im 17. und 18. Jahrhundert gilt Arminius oder – sprachlich zweifelhaft heimgeholt – »Hermann« als literarischer Träger nationaler Utopien. Er steht gegen die Romhörigkeit geistlicher wie auch gegen die politische Selbstgenügsamkeit weltlicher Territorialfürsten und ist insbesondere durch den Arminius-Roman Daniel Casper von Lohensteins bekannt.

In Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Regelpoetik erklärt Justus Möser in der Vorrede zu seiner eigenen Adaption des Stoffes: »Ich habe also wenigstens in diesem Stücke gegen die poetische Klugheit nicht gefehlet, da ich einen Held der Schaubühne von neuem gewidmet, dem Altertum, Wahrheit und Vorurtheil längst eine allgemeine Ehrfurcht zuwege gebracht haben«.

Mösers Interesse an dem Stoff richtet sich auf die politischen Folgen im Anschluß an die kriegerischen Ereignisse der Varusschlacht – die er übrigens, abgeleitet aus römischen Münzfunden, in der Nähe Osnabrücks lokalisieren zu können glaubt. In dem Trauerspiel »Arminius« gestaltet Möser als dramatischen Konflikt, was zeitgeschichtlich auf den Dualismus zwischen dem Habsburger Kaiserthron und den Partikularinteressen der Territorialfürsten zu münzen wäre. Bei Möser wird Arminius aufgrund seiner Verdienste als Heerführer zum Anwärter auf ein vernunftbegründetes germanisches Wahlkönigtum und steht dabei gegen Sigest, den auf seiner eigenen uneingeschränkten Macht beharrenden Fürsten und Schwiegervater. Edle Freundschaften werden von Loyalitätskonflikten belastet und können grimmige Bluttaten nicht verhindern. Arminius endet, aber die Utopie politischer Einigung in ständisch verfaßter ›deutscher Freiheit‹ lebt.

Gottsched, die Leipziger Oberinstanz für literarische Kritik, bedenkt Möser in seinem Vorwort zur Arminius-Bearbeitung des Dichters Schönaich (»Herrmann, oder das befreyte Deutschland«) 1751 mit der gebührenden Anerkennung: »Im 1725sten Jahr trat auch in Deutschland, Arminius in einem Schauspiele [...] ans Licht. Vor etwa zehn Jahren verfertigte der sel. Herr Prof. Schlegel [...] unter meiner Anführung ein gleiches. [...] Vor kurzem aber hat auch Herr Secretär Möser, dieselbe Materie nochmals, unter dem Titel, Arminius, auf die tragische Bühne gestellt; welche Stücke dann auch an verschiedenen Orten, mit nicht geringem Beyfalle aufgenommen worden; und das Andenken eines so preiswürdigen Helden gebührend erneuert haben.«

Klopstock bleibt es vorbehalten, die Hermanns-Figur an die in den 60er Jahren aufkommende, nordische Bardendichtung fiktiver ›Sänger‹ wie Ringulf und Ossian anzubinden und in dieser vermeintlich kulturell-autochthonen literarischen Gewandung weiter zu popularisieren.

## *Vom Recht des Harlekin*

»Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu seyn«, läßt Justus Möser in seinem Theatermonolog »Harlekin« die Titelfigur stolz sagen und steckt damit seiner ›Verteidigung des Groteske-Komischen‹ das Ziel. Bezugspunkt ist das legendäre Leipziger Theaterereignis der ›Vertreibung des Harlekin‹ des Jahres 1737, bei dem die Schauspielpatronin Caroline Neuber jene unter wechselnden Namen als »Arlecchino«, »Hans Wurst«, »Jean Potage«, »Pickelhering« oder »Harlekin« bekannte Clownsfigur, die in der Tradition der Jahrmarkts- und Straßentheater auf der Bühne vieler Wandertheater erscheint, aus der Spielhandlung ausschließt und von der Bühne verjagt. In seiner »Hamburgischen Dramaturgie« nennt Lessing die Harlekins-Vertreibung selbst »die größte Harlekinade«, »die jemals gespielt worden«.

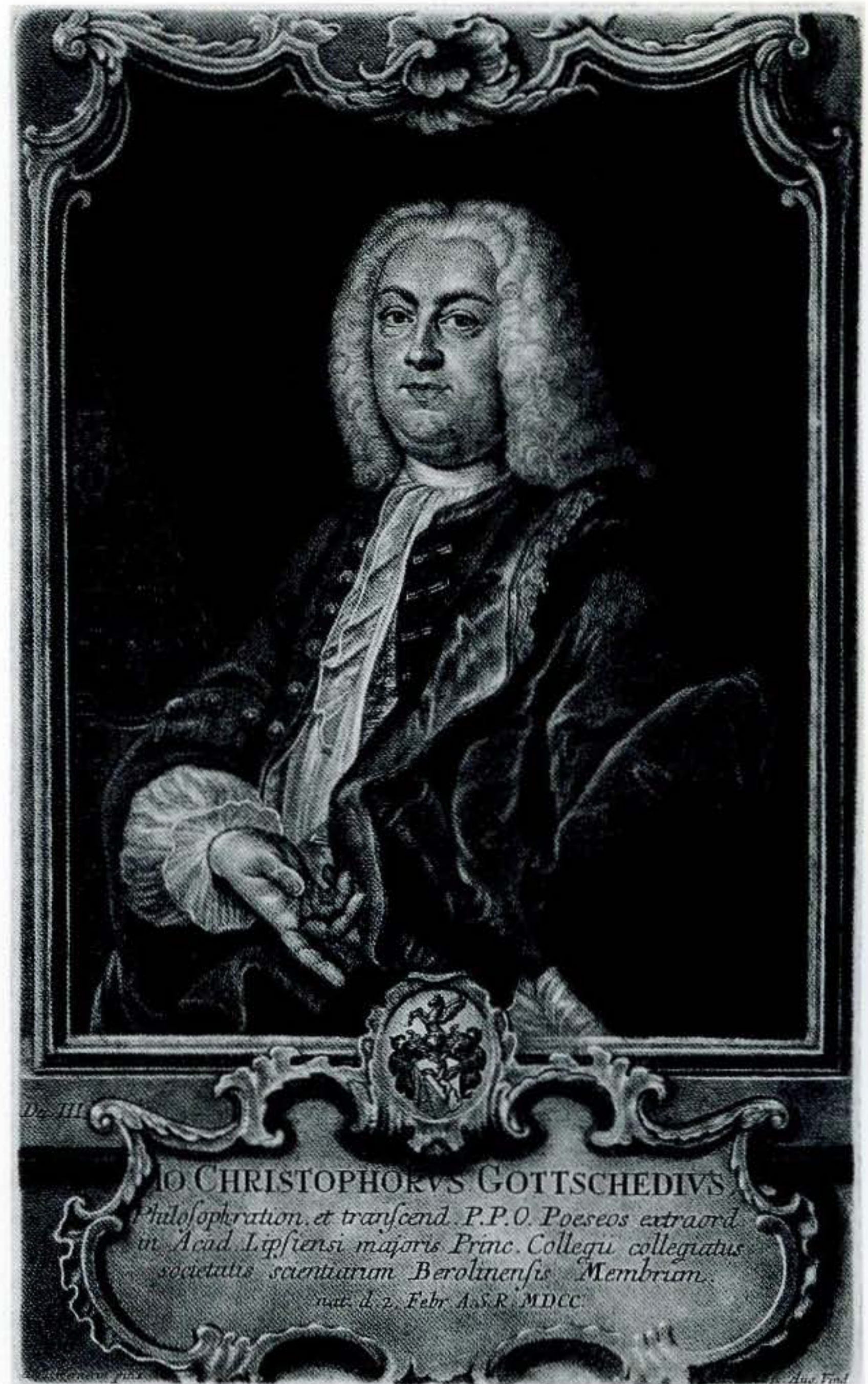


Nicht daß Möser für anarchisch-grobe Späße eintreten möchte: sein Harlekin soll keine Zoten reißen und auch nicht die tragenden Helden der ›Haupt- und Staatsaktionen‹ auf der Bühne brüskieren: »Hanswurst der Dreizehnte, welcher mit Carl dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner Familie gewesen [...]«

Das Plädoyer in eigener Sache zeigt Harlekin denn auch mit durchaus vernunftgemäßen, erzieherischen Ansprüchen. Das Bedürfnis nach der Harlekinade sieht Möser in des Bürgers Abendstunde, wenn »der ermüdete Gelehrte gähnet«, aber auch am Hof, wo der »überlaufene Staatsminister« »nach einer Erlösung seufzet« und sogar bei »übersättigten Freifrauen« und »gelangweilten Fürsten«.

In der Poetologie der Aufklärung, die nach dem Sinken von Gottscheds Stern von der Diskussion um die Schaffung von ›Nationalliteratur‹ und ›Nationaltheater‹ bewegt wird, erscheint Möser's Erweckungsbemühen für eine Figur, die mit der rationalistischen Forderung nach vorbildhaften Bühnengestalten ins Abseits gestellt ist, geradezu als überfällig. Möser macht sich daran, dem Harlekin als einer Figur, die die sittlichen Verfehlungen der Menschen humorvoll schildert und mit satirischer Übertreibung Wirkung erzielt, das Recht auf eine Rückkehr zur Bühne zurückzugewinnen.

Ein bürgerlich-realistisches Theater wie es Lessing begründet, das die Verhältnisse in der Ständegesellschaft ›nach der Natur‹ zur Folie der Handlung nimmt, kann Harlekins Sache allerdings nicht sein. Die Typenkomödie der Commedia dell'arte spitzt die widersprüchlichen Seiten der Personen im Denken und Handeln satirisch zu, setzt Verfehlungen und Abweichungen als Unverhältnismäßigkeiten dem Lachen aus. Triebhaftigkeit, Eitelkeit und Dummheit der Bühnenfiguren werden zum Ziel des Spottes und erscheinen als ewige menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten, die bei den Betroffenen ein vernünftiges Augenmaß für ihre Möglichkeiten vermissen lassen. »Größe ohne Stärke«, wie Möser sagt, darf man sich nicht gestatten, ohne lächerlich und anmaßend zu erscheinen. Einsicht und Besserung soll sich nicht, wie in der Tragödie, durch Erschrecken und Abscheu einstellen, sondern der gute Zweck ist, die »heilsame Arznei des Vergnügens zu genießen«. Daß Harlekin weder mit dem Zeigefinger belehrt noch als strenger Sittenrichter den Unwillen des Publikums auf sich zieht, dankt er – der wegen sei-



3.2  
Johann Christoph  
Gottsched  
(1700–1766). Kupfer-  
stich, um 1760

ner unterbürgerlichen Herkunft nicht satisfaktionsfähig ist – dem »Anstand einer Dummheit«: die »rettet meinen Rücken«!

### *Sturm und Drang. Diskurs über Sprache und Literatur*

Der 1780 erscheinende, literarische ›Bericht zur Lage der Nation‹ aus der Feder des ›Philosophenkönigs‹ Friedrich II. läßt an der deutschsprachigen Literatur, dem Zustand der deutschen Sprache und der Wissenschaften kaum ein gutes Haar. Die bürgerlich-nationalen



Motive insbesondere der Literatur des »Sturm- und-Drang« ebenso verkennend wie den »Geniekult« der jungen Dichter verachtend, kritisiert Friedrich II. Verstöße gegen bewährte Regeln der Dramatik und der Dichtkunst. Die deutsche Aufklärungsgesellschaft ist betroffen und sieht sich – durch die pauschale Kritik in negativer Identität vereint – zum Widerspruch herausgefordert. Eine der Gegenschriften verfaßt Justus Möser unter dem Titel: »Über die deutsche Sprache und Literatur«. Er macht dem König den Vorwurf, zu sehr »nach dem Geschmack der Hofleute« zu urteilen, und

spitzt die Gegenkritik mit der Forderung nach einer notwendigen Anerkennung und Parteinahme für die »eigenen Gewächse« in der Kultur zu.

Das Verdikt des Königs betrifft insbesondere das 7 Jahre zuvor erschienene Stück »Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand«, das seinem Autor Goethe in den Augen Friedrichs unverdienten Ruhm verschafft. Möser hält entschieden dagegen: »Goethes Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten.«

3.3  
Kupferstich von Sysang in »Hermann, oder das befreyte Deutschland« von Schönaich, 1753



Haubold bringt den Kopf des Paris  
dem Hermann.  
12 Bűch.

### *Osnabrückische Geschichte. Nation durch Historie*

Es ist insbesondere auch Möser's Historiographie, mit der er die Aufmerksamkeit jener jungen Schriftsteller und Dichter gewinnt, die sich in den 1770er Jahren zu der folgenreichen literarischen Bewegung des Sturm- und-Drang formieren. 1765 sind die ersten Bogen von Möser's »Osnabrückischer Geschichte« gedruckt; 1768 erscheint der erste Teil in kleiner Auflage fertig im Druck.

Bei Voltaire und Montesquieu, in David Humes englischer Geschichte und in der »Geschichte der Kunst des Altertums« Winckelmanns findet Möser historiographische Modelle, Orientierung und Parallelen, die ihm Stoff zur kritischen Auseinandersetzung bieten.

Ausgehend von den altsächsischen Stammesgesellschaften und ihrem »Sozialkontrakt« setzt Möser in seinem Geschichtsentwurf die »gemeinen Landeigentümer«, die landbesitzenden Bauern des weitgehend agrarisch wirtschaftenden 18. Jahrhunderts, als »wahre Bestandteile der Nation«. Gegenüber dem Freund Thomas Abbt erklärt er im Juni 1765: »Ich verlange die Geschichte des Volks und seiner Regierungsform und sehe den Regenten als einen zufälligen Umstand an«. So geht es Möser mit seiner historiographischen Utopie, die er bis ins Mittelalter fortschreibt, ausdrücklich um »die Geschichte eines Ideals«, um eine »Epopée«, ein Heldengedicht der Nation- und Staatswerdung.



Für die bürgerlich-patriotischen Intellektuellen liegt nach den Diskussionen um einen ›deutschen Nationalgeist‹ in den 60er Jahren ein neues Geschichtsparadigma in der Luft. Herder und Goethe begegnen sich 1770/71 in Straßburg und lesen Möser's ›Osnabrückische Geschichte‹ wie auch seine Beiträge zum ›Osnabrückischen Intelligenzblatt‹. Und Herder gibt 1773 einen Auszug aus der Vorrede zu Möser's ›Geschichte‹ in seiner Textsammlung ›Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter‹ heraus. So findet Möser's historiographisches Konzept einen prominenten Platz in dem nur scheinbar disparaten Themenkreis der Beiträge dieser Programmschrift des Sturm-und-Drang, die außerdem die Authentizität der alten gälischen Volksdichtungen des Barden Ossian fast unkritisch feiert, der theatralischen Kraft des ›Originalgenies‹ Shakespeare nachspürt und der Geschichte der Baukunst im allgemeinen und dem gotischen Straßburger Münster mit seinem kühnen Baumeister Erwin von Steinbach im besonderen gewidmet ist.

Die zweite, erweiterte Auflage der ›Osnabrückischen Geschichte‹ Justus Möser's erscheint im Jahr 1780. Dem Verleger Nicolai schreibt Möser nach Abschluß des zweiten Teils im März des Jahres: »An eine Fortsetzung derselben denke ich noch nicht [...] die historischen Arbeiten erfordern zu viel Nachschlagen und Nachlesen. Das Phantasieren aus dem Kopfe geht besser von der Hand; und man kann es auf dem Stuhle verrichten.«

### *Pyrmont. Aufgeklärte Begegnungen. Gemischte Gefühle*

Die erste Bekanntschaft mit dem waldeckischen Ziel sommerlicher Badereisen macht Justus Möser als 26jähriger. Weitere Aufenthalte schließen sich an, so etwa 1766, als er hier mit Lessing zusammentrifft – »Brunnen-Freyheit. Herr Lessing ist hier; und ich befinde mich wohl«, schreibt er an Abbt – und in den 70er und 80er Jahren, in denen Möser als häufiger bis regelmäßiger Gast in den Logier- und Kurlisten ausgewiesen ist. Pyrmont ist im 18. Jahrhundert ein Synonym für die mögliche Überschreitung der Standesgrenzen. Hier begegnen sich die ›Brunnengäste‹ im Zeichen ihrer vermeintlich vorrangigen Privatheit im öffentlichen Raum der zentralen Allee, im Trinkhaus am Brunnen, im Ballhaus und bei

# Harlekin,

oder

## Verteidigung

des

## Grotestke = Komischen.

Anche io son Pittore.



1761.

anderer Gelegenheit. Dafür, daß niemand unerkant bleibt und man einander einzuschätzen weiß, sorgen Kur- und Logierlisten und die persönliche Kenntnis der schon länger am Ort Weilenden. So ist der Ort für die Zeitgenossen von einiger Magie: ein Laufsteg, auf dem sich die aufgeklärten Brunnengäste zu bewähren haben, ihren gesellschaftlichen Rang suchen und unter dem Einsatz der liebenswerten Seiten ihrer Person Geselligkeit zu entwickeln trachten. Im Kult der Freundschaft umarmen sich die Bürger zur Selbstvergewisserung, und ›Freundschaft‹ scheint ihnen hier auch als eine mögliche Verkehrsform im untertänigsten Um-

3.10  
Justus Möser's  
Verteidigung des  
›Harlekin‹, 1761



3.30  
Radierung aus der  
Reihe »Natürliche und  
affektirte Handlungen  
des Lebens, erste  
Folge« von D. Chodo-  
wiecki, 1778



gang mit dem Adel, wenn der sich dazu herablassen mag. Unterbürgerliche Kreaturen treten als Kutscher, Dienstleute und Kammerzofen kaum in Erscheinung.

Das Überschreiten der Ständegrenzen, wenn es zustandekommt, gelingt nur unter den Auflagen einer strengen Etikette. »Ich bin vor 40 Jahren in Pyrmont gewesen und damals, ob ich gleich nur Secretair war, in allen Gesellschaften zugelassen worden. Man war bey weitem noch so adelstolz nicht, als man nachher geworden ist«, erinnert sich der 64jährige Möser gegenüber dem Badaerzt Marcard im Herbst 1784.

An den Komplimenten, die den Gästen und ihrem Charakter gelten, erscheinen zugleich die Ansprüche der Aufklärungsgesellschaft an ihre Mitglieder. Man ist unterhaltsam, gesellig, liebenswürdig etc. Das geistige Rüstzeug, eine gediegene Gesprächs-, Brief- und Gefühlskultur, muß mitgebracht oder erworben werden. Für Möser's Ehefrau, die über all dieses verfügt, vielleicht eine schwer erträgliche Umgebung? Möser jedenfalls reist in seinen späteren Jahren offenbar stets ohne sie nur in Begleitung seiner verheirateten Tochter Jenny von Voigts.

Zur Kultiviertheit der Person zählt hier auch die Kommunikation über Rezepturen, Therapien und Krankheiten, als deren schlimmste und zugleich weit verbreitetste die Hypochondrie gilt. Man bittet sich gegenseitig um Rat wie Möser wegen seiner »Nervenkoliken« den Freund Nicolai im April 1782: »[...] ich habe irgendwo gelesen, daß H[err] Mendelsohn seiner großen Nervenschwäche halber sich alles Schreibens begeben habe. Sollte derselbe irgendwo ein Mittel gefunden haben, um sich in diesem zustande zu soulagieren, so bitte ich, mir solches mitzuthemen«.

Abseitige Kuren werden erörtert, so die Empfehlung eines medizinischen Ratgebers, »einen Maulwurf [...] langsam in der Hand todtdrücken, und dann haben die Finger dieser Hand in der Zukunft die Kraft [...] das Fieber zu heilen und die Verdauung gar sehr zu befördern«, worüber der hannoversche Hofarzt von Zimmermann im Juli 1790 Möser brieflich allerdings seine Verwunderung nicht verhehlen kann.

Die Kultur der Individualität und des Vermögens, dem eigenen Ich einen Ausdruck zu geben, bewegt sich auch in Pyrmont im Rahmen der eisernen Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs. Sich am Ort mit Kleidung und Schmuck nach eigenem Gefallen auszustatten und zu zeigen; sich nach persönlichen Vorlieben die Gesprächspartner auszusuchen und zu wechseln; sich dem Genuß der Natur oder auch dem Glücksspiel hinzugeben, all dieses erlaubt den Gästen Freiheiten, die sie übers Jahr zuhause vermissen.

So ist es schließlich allenfalls der Tod, der der aufgeklärten Bürgergesellschaft noch die Sprache nehmen kann, nicht mehr aber ihre »Contenance«. Als Möser's Sohn Johann Ernst Justus, der Göttinger Student, im Mai 1773 stirbt, wird dies den Verwandten und Freunden mittels einer gedruckten Todesanzeige bekanntgegeben. Dem irritierenden Gerücht über eine unnatürliche Todesursache – ein Duelltod in der Familie des Autors der Abhandlung »Von dem Faustrecht«? – gibt die Familiennachricht keinen Raum: »den fünften Tag an den Masern krank gelegen«, so heißt es dort über Möser's Sohn, habe es dem Allerhöchsten gefallen, ihn »von dieser Welt abzufordern«. Ihren Gatten entschuldigend setzt Frau Möser im Brief an den Hofrat Jung in Hannover von Hand hinzu: »Sein gerechter Schmerz ist von so einer Beschaffenheit, daß er ihn ganz betäubt und sogar zu freundschaftlichen Ausdrücken unfähig macht.«



**Arminius.**  
**Regelrechter ›teutscher‹ Held**

3.1 *Arminius. Ein Trauerspiel.* Von J. Möser, *ADVOC. PATRIAE, Secret. der H. Ritterschaft des Hochstifts Osnabr. und Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen.* Hannover und Göttingen, bey Johann Wilhelm Schmid, Buchhändl. 1749 – 8 Bl., 14, 81 S. 8°

Staatsarchiv Osnabrück: Z 1467/76

Im Mittelpunkt des Trauerspiels steht der nach der Varusschlacht aufbrechende Konflikt zwischen Arminius, dem erfolgreichen »Heerführer der Deutschen«, und den germanischen Fürsten, die als Verfechter ›altgermanischer Freiheit‹ auftreten. Möser folgt dabei den Gottschedschen Regeln der Poetik; so wird etwa die geforderte ›Einheit des Ortes‹ streng gewahrt: »Der Schauplatz ist im Zelt Armins«, lautet die entsprechende Regieanweisung.

Arminius wird schließlich aus seiner nächsten persönlichen Umgebung ermordet, weil er

nach der Krone politischer Führerschaft greifen will. Seine Gegner, insbesondere der Schwiegervater Sigest, setzen sich gegen den Versuch zur Wehr, mit Unterstützung des Volkes ein einigendes, aufgeklärtes Königtum einzuführen. Dagegen verspricht Möser geremt: »[...] die Freiheit steht beim Throne unverletzt / Der Fürst ist von Natur zum Knecht des Volks gesetzt«.

In der Vorrede zum »Arminius«, der dem Osnabrücker Adligen und Freund Johann Friedrich von dem Bussche gewidmet ist, heißt es über den Cheruskerfürsten: »Sein Charakter ist schon bekannt, daß es unnötig seyn würde, von demselben weitläufig etwas anzuführen.« Der These vom Barbarentum der Germanen tritt Möser entgegen, »[...] indem ich nicht der Meinung bin, daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeinlich, bey dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pfelegt« – und kommt zu dem Entschluß, »[...] die Rauhigkeit und Einfalt, welche Tacitus, wenn er die Deutschen den Römern entgegen stellt, ihnen beygelegt hat, nicht überall anzunehmen«.



3.1  
 Justus Möser's Bearbeitung des Arminius-Stoffes, 1749



Mit der Ergänzung: »Aufgeführt zu Wien in dem Kaiserlich Königlich privilegirten Stadt-Theater 1751 Zu finden in dem Kraußischen Buchladen, nechst der Kaiserlichen Burg« gelangt Möser's »Arminius« in die von Gottsched beeinflusste Sammlung »Die Deutsche Schaubühne zu Wienn nach Alten und Neuen Mustern« und wird in einer Fortsetzung der Sammlung 1761 erneut abgedruckt.

>Stauf 1989; Krebs 1994; Zimmermann 1988

**3.2a–b** *IO. CHRISTOPHORUS GOTTSCHEDIUS.* Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Kupferstich, bez.: »A. M. Wernerin pinx.«, »J. J. Haid sc. Aug. Vind.«, Augsburg, um 1760 – 313 x 198 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

*Versuch einer Kritischen Dichtkunst Durchgehends mit den Exempeln unsrer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Christoph Gottscheden, der Weltweish. u. Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig, Dritte und vermehrte Auflage, mit allernädigster Freyheit. Leipzig 1742. Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. – 8°*

Landesbibliothek Oldenburg; SprV/66

Die zuerst 1730 erscheinende, in späteren Auflagen erweiterte »Kritische Dichtkunst« des »Professors für Weltweisheit und Dichtkunst«, der auch die Aufklärer Wolff und Leibniz popularisiert und in Leipzig nach dem Vorbild der »Académie Française« eine »Deutsche Gesellschaft« gründet, ist ein poetologisches Monument, das Bewunderer und Kritiker jahrzehntelang beschäftigt. Gegen die als schwülstig und wertlos verworfene Barockdichtung will Gottsched das Theater, das die »Gemüthsneigungen des Menschen« hin zu größerer Vernunft zu beeinflussen imstande ist, zur Formenreinheit der Antike zurückführen.

Aufgabe des Dichters dabei ist die »Nachahmung der Natur«, der vernünftigen Wirklichkeit, mit Vernunft und Geschmack: »Der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit des Satzes erhellet. Hiernächst suchet er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begeg-

net ist; und von diesen entlehnet er die Namen, für die Personen seiner Fabel; um derselben also ein Ansehen zu geben.«

Obskure Götter und Zauberwesen oder gar Harlekine sind in Gottscheds Poetologie von der Bühne verbannt. Aber das Verdikt gegen die bei wandernden Theatergesellschaften auftretenden Figuren der italienischen Commedia dell'arte und gegen das wachsende Interesse am Theater Shakespeares, das den »Regeln« nicht entspreche, stößt seit den 1740er Jahren zunehmend auf Widerspruch.

Als Förderer »regelrechter« deutscher Theaterstücke, die er in seine Schauspielsammlungen aufnimmt oder in Zeitschriften positiv bespricht, tritt Gottsched auch bei den Arminius-Dichtungen Möser's, Schlegel's und Schönaich's in Erscheinung.

>Jørgensen 1990

### 3.3a–f Variationen über Arminius.

*Daniel Caspers von Lohenstein Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, Als Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit, Nebst seiner Durchlauchtigen Thussnelda In einer sinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geschichte Dem Vaterlande zu Liebe Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In zwey Theilen vorgestellt Und mit annehmlichen Kupffern gezieret. Leipzig, Verlegt von Johann Friedrich Bleditschen Buchhändlern und gedruckt durch Christoph Fleischern Im Jahr 1689. Unter Ihrer Röm. Kayserl. Majestät sonderbaren Begnadigung. – 2 Bde. 4° – Mit zwei Kupferstichen, bez. »P.1.« und »P.81.«*

Universitätsbibliothek Osnabrück: CKA-L 8331

*Herrmann, ein Trauerspiel, von Joh. Elias Schlegeln.* In: »Die deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Mustern der Alten, Vierter Theil, darin sechs neue deutsche Stücke enthalten sind [...] ans Licht gestellet von Joh. Christoph Gottscheden, Leipzig 1743. Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.« – 8°

Universitätsbibliothek Osnabrück: CJW-D 4011-132

*Herrn Christoph Ottens, Freyherrn von Schönaich, der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg Ehrengliedes, Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht.*



*Mit einer Vorrede ans Licht gestellet von Job. Chr. Gottscheden. Leipzig, verlegt Bernhard Christoph Breitkopf, 1751. – 8°*

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: Poet Germ IV 639

*Haubold bringt den Kopf des Varus dem Hermann. Kupferstich, bez. »Crusius del. Sysang Sc.« zur zweiten Auflage von Schönaichs »Hermann«, 1753.*

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-1200(5) LM

Der Roman des Breslauer Juristen und Kaiserlichen Rats Lohenstein (1635–1683) verarbeitet – wie alle Bearbeitungen des Stoffes – Beschreibungen des alten Germanien, die um 80 n. Chr. der römische Historiograph Tacitus verfaßt. Er macht in einem weltumspannend angelegten, universalen Geschichtsentwurf die Rolle ›der Deutschen‹ in Historie und Gegenwart zum Thema. In erzählerischer und diskursiver Form wird das ›Lob der Deutschen‹ entfaltet mit der Absicht, »[...] denen wahren Geschichten derer alten Teutschen durch sinnreich erdichtete Umstände eine andere und bessere Gestalt und Ansehn zu geben«. Mit großer dichterischer Freiheit wird bewiesen, daß »[...] fast die gantze Welt nichts wichtiges ohne Teutschen Rath und Hülffe ausgeführet hätte«.

Das zum höfischen Barock zählende Epos huldigt als Schlüsselroman in der Arminius-Figur zugleich dem Kaiser Leopold. Der 1731 von Gebauer in Leipzig neu herausgegebene Roman – ein »listig-ohnmächtiges Gelehrtenressentiment gegen die offenkundige Übermacht der romanischen Kultur« (Laporte) – glänzt überdies mit topographischem, naturwissenschaftlichem und technologischem Wissen u.a. aus Heil- und Arzneikunst, Metallurgie, Textilgewerbe und Brauwesen und läßt auch philosophische und religiöse Fragen nicht aus.

Die zahlreichen Illustrationen, die von anhaltender ästhetischer Wirkung auf das 18. Jahrhundert waren, stammen von dem in Amsterdam ausgebildeten, später in Nürnberg ansässigen, renommierten Maler und Stecher Jacob von Sandrart (1630–1708).



3.3  
Kupferstiche von Sandrart aus: »Großmüthiger Feldherr Arminius [...]« von Lohenstein, 1689



Das von Gottsched 1743 veröffentlichte Trauerspiel »Herrmann« seines 23jährigen Studenten Johann Elias Schlegel inszeniert einen römisch-germanischen Bruderzwist, um darin für den tapferen und treuen Arminius und gegen den romtreuen und verweichlicht-kulti-vierten Bruder Flavius Partei zu nehmen. Das Stück will damit zugleich der These eines kul-turellen Defizits der deutschen gegenüber der vorbildhaften französischen Kultur widerspre-chen. Auch als Gegenentwurf zu der französi-schen Arminius-Bearbeitung Campistrons (1684) gedacht, spitzt Schlegel die Charakteristik des Helden zu, indem er ihm private Motivlagen verwehrt und die Bereitschaft der Aufopferung für höhere Ziele fordert. So ruft sein Herrmann schließlich aus: »Man sage, wenn man einst von meinen Thaten spricht: Thusnelden liebt er sehr, doch mehr noch seine Pflicht!«

Auch das ›Heldengedicht‹ »Hermann, oder das befreite Deutschland« von Christoph Otto von Schönau erscheint unter dem Patronat des Leipziger Literaturprofessors Gottsched, der es wegen der Regelmäßigkeit seiner Konstruktion zum epischen Mustergedicht erklärt und so in den Disput mit den Zürchern Bodmer und Breitinger um die Gültigkeit seiner Poetologie hineinzieht. Bodmer, der Förderer Klopstocks, karikiert 1756 in der Verssatire »Armi-nius-Schönau, ein episches Gedicht. Von Hermannfried« den sächsischen Landadligen und seine Poesie: »Ihn hatt' ein obotritischer Barde / Seine fallenden Füße des Verses ge-lehrt, und die Reime / An die Schwänze der Zeilen zu hängen; ihr Klappern bezaubert / jegliches Ohr der Wenden und Fennen mit sei-ner Musike, / Daß sie mit offenem Munde da stehn, und den Unsinn bewundern [...]«

>Szarota 1973; Zimmermann 1988; Stauf 1989; Buck 1993; Spellerberg 1994; Krebs 1994;

**3.4a-d** *Klopstock*. Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803). Kupferstich, bez.: »Juel pinx: 1780«, »J. H. Klinger sc.: Nov: 1789.« – Platte 310 x 213 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

[Friedrich Gottlieb Klopstock:] *Hermanns Schlacht Ein Bardiet für die Schaubühne Mit Römischkaiserl. und Churfürstl. Sächs. aller-*

*gnädigsten Privilegiis. Hamburg und Bremen. Bey Johann Heinrich Cramer. 1769 – 4°*

*Hermann und die Fürsten. Ein Bardiet für die Schaubühne. Mit Römischkaiserl. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 1784 – 8°*

*Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg, bey Benjamin Gottlob Hoffmann [1787] – 8°*

Landesbibliothek Oldenburg: SprXIII,4c/914, SprXIII,4c/915, 83–3489

Den Dichter Klopstock kennt die gebildete Welt bereits 1751 als »auteur de Messie«, wie Möser ihn in einem Brief an Friedrich von dem Bussche apostrophiert: Der junge Klopstock nimmt sich nichts Geringeres als die Erneuerung der deutschen Dichtung vor und das von 1748 bis 1773 bearbeitete Thema, der »Mes-sias«, kann anspruchsvoller nicht sein. »Die einseitige Verwerfung des Reims, die ausschließliche Benutzung antiker Maße, die man nicht einmal zu lesen wußte, die von solch ungewohnten Rhythmen getragene bald maje-stätische, bald rührende, bald in Seufzern und Thränen dahinschmelzende Sprache, die uner-hört kühne Wahl des Schauplatzes für das Epos in Himmel, Welt und Hölle [...]« (ADB) mach-ten Klopstock bekannt, wenn auch nicht unumstritten.

Als in der Folge der Herausgabe von Gesän-gen des blinden altschottischen Barden Ossian durch MacPherson in England und Gersten-bergs »Gedicht eines Skalden« von 1766 die ›Bardenmode‹ Literatur, Kunst und Kunstge-werke in Europa ergreift, hat Klopstock mit seiner Trilogie von ›Barditen‹ auf den Cherus-kerfürsten Arminius daran schnell Anteil: »[...] alsbald bekamen Apollo und alle neuen Musen den Abschied, um den nebelhaften Gestalten aus Walhall den Platz zu räumen. Keltische Sänger und altnordische Gottheiten mußten für echtes Eigentum germanischer Vorfahren gelten, der Parnaß ward durch den Hain, die Leier durch die Telyn, der Lorbeer durch das Eichblatt, die Nachtigall durch Bardale ersetzt, in dem Wahn, dadurch werde die Poesie recht vaterländisch [...], urteilt später Klopstocks Biograph Redlich (ADB).

Auch die Idee, Herzog Karl Wilhelm Ferdi-nand von Braunschweig, der Heerführer im Siebenjährigen Krieg, solle mit seinen Soldaten ›Hermanns Schlacht‹ bei der Roßtrappe im



Harz darstellen, wird Klopstock zugeschrieben. Klopstocks große Perspektive, die er mit der Widmung seiner »Hermanns Schlacht« an den jungen Kaiser Joseph II. unterstreicht – »Ich übergebe Unserem erhabenem Kaiser dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist. Nur Hermann konnte seine Schlacht wärmer schlagen [...]« – bleibt aber uneingelöst: Die Aussicht der Gründung einer Akademie der Wissenschaften und der Künste, einer Druckerei und eines Nationaltheaters, erfüllt sich nicht. So bleibt auch »Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wleamar. Herausgegeben von Klopstock. Erster Theil, Hamburg 1774« bloßes Programm einer Gelehrtenaristokratie und enttäuscht die Erwartungen der zahlreichen Subskribenten.

>ADB; Jørgensen 1990:230–254



3.5

»Zwey alte teutsche Soldaten mit einem Schachspiel.« Porzellangruppe, Fürstenberg, 1772

**3.5** *Zwey alte teutsche Soldaten mit einem Schachspiel.* Porzellangruppe mit zwei Figuren, um einen Spieltisch sitzend auf ovaler Bodenplatte, Manufaktur Fürstenberg, Modeller Anton Carl Luplau, 1772, Bezeichnung nach der Brandliste – Höhe 19 cm, Länge 18 cm

Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig: Für3058

Neben aufwendigen Tafelgeschirren sind es häufig porzellanene Götter, Komödianten, allegorische und amouröse Genrefiguren, mit denen sich höfische, adlige und bürgerlich-patrizische Tafeln und Sammlungen schmücken. Sie sind Teil jener kostspieligen Kunsthandwerksware, die von meist auf fürstliche Initiative gegründeten Manufakturen im 18. Jahrhundert hergestellt wird. Diese figürliche Rokoko-Gesellschaft »en miniature« wird in der Folge der mit Klopstocks Dichtungen verbundenen »Bardenmode« um Gestalten aus alter »teutscher« Vergangenheit aus der Porzellanmanufaktur Fürstenberg erweitert. Nicht jedoch als wilde Gesellen mit rauhem, kehligen Gesang treten sie auf, sondern als Edelleute, als germanische Fürsten aus dem Gefolge des Arminius, beim Schach, dem seit dem Mittelalter in Europa gepflegten »königlichen Spiel«.

Zur Vorlage für Anordnung und Ausstaffierung der Personen dient der Lohensteinsche Barockroman »Großmüthiger Feldherr Arminius [...]« aus dem Jahr 1689/90 mit den Kupferstichen Jacob von Sandrarts.

Den in verschiedenen Arminius-Dichtungen erscheinende kulturellen Zwiespalt zwischen römischer und germanischer Kultur bzw. zwischen (höfisch-)französischer und (bürgerlich-)deutscher Kultur thematisiert auch diese Figurengruppe. Der Fürst mit dem koketten, goldrandbesetzten und -befederten Hahnenhelm und einem fein fließenden Umhang erscheint gegenüber seinem felltragenden, widerköpfigen Gegenüber als französisch-kultivierter »Gallier« – eine Spannung, die auch durch die Gestik beider Figuren unterstrichen wird.

>Walz 1988; Westhoff-Krummacher 1988, 1989



## Vom Recht des Harlekin

**3.6** *La Révérence d'Arlequin – Arlequin Soupirant – Arlequin pleurant – Arlequin Glouton.* Vier Kupferstiche aus einer Folge von sechs Blättern von François Joullain nach Claude Gillot (1673–1722), bez.: »Gillot inv.«, »Joullain Sculp.«, Paris, 1728 – Blattgrößen 305–315 x 180–192 mm

Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig, Kupferstichkabinett: AB 3.11–14

Im »Inferno«, dem ersten Teil der ›Göttlichen Komödie‹ des Florentinischen Dichters Dante Alighieri (1265–1321), die den Weg der sündigen menschlichen Seele aus der Hölle über die Läuterung zur Erlösung verfolgt, ist es »Alichino«, der die Seelen der Verdammten mit seiner Heugabel traktiert. Seit dem 16. Jahrhundert erscheint Harlekin als naiv-tölpelhafter, burlesker und karnevalesker Typ aus Bergamo, von wo verarmte Bauern als deklassierte Tagelöhner und Dienstleute in die Stadt kommen. Ohne Standesehre, triebhaft, vulgär, lasterhaft und bauernschlau, macht Harlekin sich seinerseits über menschliche Schwächen anderer, nämlich der übrigen Gestalten der Commedia dell'arte auf dem Stegreiftheater der Straße und Märkte lustig und teilt mit seiner Pritsche Schläge aus. Als lebendiger Widerspruch von gesellschaftlicher Vernunft und individueller Leidenschaft, von kultivierter Sittlichkeit und triebhafter Lasterhaftigkeit, von triumphierender Entlarvung und blamierter Tor- und Narrheit ist Harlekin als mitleiderregendes Opfer der identifikationsheischende Liebling des Publikums und zugleich dessen Schul- und Zuchtmeister.

Das Pendant dieser ›lächerlichen Figur‹ trägt im deutschsprachigen Raum auch wohl den Namen »Hanswurst« oder »Pickelhering«, bis sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts der »Harlekin« durchsetzt. Den an Gottscheds ›Kritischer Dichtkunst‹ orientierten Theaterreformern ist die Figur ein Dorn im Auge. Sie verbannen den ewig flachsenden und frivolen Typen von der Bühne, wo es aufgeklärt und sittlich-ernst zugehen soll.

Die Kupferstiche Joullains entstehen als Illustrationen zu der 1728 in Paris erscheinenden »Histoire du Théâtre Italien« Riccobonis.

>Riha 1980: 29; Hansen 1985; Esrig 1985:97 (Abb.); Promies 1987



**3.7** Theater am Gänsemarkt. Aquarell, Kopie nach einem Original, datiert 1827. Ansicht des »Ackermann'schen Comoedienhauses«, später »Deutsches Nationaltheater«, 1766 – 410 x 480 mm

Museum für Hamburgische Geschichte: MHG 1914,1676

Das erste deutsche »Nationaltheater« hebt am 24. Oktober 1766 ein Konsortium von zwölf Hamburger Geschäftsleuten aus der Taufe. Die Aufführungen finden im neuen Schauspielhaus am Gänsemarkt statt, das Konrad Ackermann 1764 als Spielstätte für seine Truppe an der Stelle des abgerissenen älteren Opernhauses baut – mit Plätzen für 1600 Zuschauer.

Hamburg gilt im 18. Jahrhundert als eines der Zentren des deutschen Theaterlebens und blickt bereits auf eine längere Tradition von Opern- und Wandertheateraufführungen zurück. Der Versuch, mit der Gründung eines ›Nationaltheaters‹ das deutsche Drama und die deutsche Schauspielkunst dem französischen und englischen Theater ebenbürtig zu machen, scheitert aber bereits zwei Jahre danach im





3.6  
Kupferstiche von  
François Joullain nach  
Claude Gillot, 1728

März 1769. Finanzielle Schwierigkeiten, aber auch geringer Rückhalt durch die Schauspieler, die sich nur schwer von den Konventionen der alten Erfolgsstücke und ihrer Bühnenwirkung lösen können, und schließlich der Mangel an Theaterstücken, die den hochgesteckten Zielen der Hamburger ›Entreprise‹ entsprechen, sind dafür verantwortlich. Pl.

>300 Jahre Oper 1977 (Abb.)

**3.8a-b** [Gotthold Ephraim Lessing:] *Hamburgische Dramaturgie*, Hamburg. In Commission bey J. H. Cramer, in Bremen [1767/68] – 4 Bl., 416 S. 8°

Landesbibliothek Oldenburg: Te VI/130

Gotthold Ephraim Lessing, Portraitmalerei von Georg Oswald May, 1766.

Gleimhaus Halberstadt: A/45

In der zwei Bände umfassenden Schrift, die im Titel auf ihren Entstehungsort verweist, ver-

sammelt Lessing in zunächst bogenweise gedruckten Lieferungen die von ihm verfaßten Rezensionen von Theaterstücken, Berichte von Aufführungen und dramaturgische Überlegungen aus dem Zeitraum von April 1767 bis März 1769. Anlaß für diese Beiträge ist die Gründung des Hamburgischen Nationaltheaters am 22. April 1767, und sie sollen – so Lessing in der »Ankündigung« – ein »kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier tun wird.« Obwohl Lessing sich zunächst eng am Spielplan des Nationaltheaters orientiert, gehen die einzelnen Stücke der ›Hamburgischen Dramaturgie‹ bald über den Rahmen aktueller Theaterberichte hinaus. So findet im 18. Stück vom 30. Juni 1767 auch Möser's ›Harlekin‹ Erwähnung.

In einer kritisch-polemischen Auseinandersetzung mit der klassizistischen französischen Tragödie und ihren Vertretern Racine, Corneille und Voltaire mißt Lessing deren Stücke am Kanon der Poetik des Aristoteles und weist



den Franzosen eine schematische und damit verfälschende Anwendung seiner Regeln nach. Gleichzeitig stellt Lessing die Überlegenheit der französischen Tragödie z.B. über Shakespeare in Frage. In einer neuerlichen Auseinandersetzung mit Aristoteles gelangt er zu einer neuen Tragödiendefinition. Eine Tragödie ist demnach ein ästhetischer Prozeß, in dem eine bestimmte Form von Erschütterung (»Mitleid«) durch »Furcht« und »Schrecken« ausgelöst wird und zur Wandlung von Leidenschaften in »tugendhafte Fertigkeiten« genutzt werden kann. Die Tragödie und ihre Wirkung werden nicht mehr isoliert betrachtet, sondern als gegenseitig aufeinander bezogene Momente verstanden. Pl.

>Jørgensen 1990:254ff.

**3.9** [Justus Möser:] *Vorschlag zu einer einheimischen, beständigen und wohlfeilen Schaubühne*. In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen« vom 25. September 1773

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

In der Rolle eines Theatergründers berichtet Möser von seinem Versuch, eine feste »hiesige Schauspielergesellschaft«, bestehend aus zwölf Waisenkindern, auszubilden und zusammenzustellen – ein Unternehmen, das in der Hauptstadt des Hochstifts Osnabrück keine wirtschaftliche Basis hätte, wenn die Beteiligten nicht noch anderen Erwerbsmöglichkeiten nachgingen! Als Stadt ohne landesherrliche Residenz wird Osnabrück allenfalls von Zeit zu Zeit von Wanderbühnen besucht, wie den beiden Theatertruppen des Prinzipals Wäser.

Möser kommentiert schon früher die Theaterlandschaft »kulturpolitisch« illusionslos: »Ohne Hauptstadt sollen wir ein eigenes Nationaltheater, ohne Nationalinteresse Patriotismus, und ohne ein allgemeines Oberhaupt unsern eigenen Ton in der Kunst erlangen«.

Hier aber will er seinen Lesern die Idee eines obrigkeitlich geförderten, selbstorganisierten Theaters bzw. die entsprechende Ausbildungsmöglichkeit ans Herz legen: »Wie viele Witwen; die heimlich nach Brode seufzen, wie viele Männer, die des Morgens etwa zwei Suppliken machen oder zehn Bärte abzunehmen haben, wie viele Mädgen, die keine Gelegenheit wissen, ihren Eltern etwas zu erwerben, könnten hier auf solche Weise sich in dreien Abend-

stunden eine angenehme Beihülfe erwerben, wenn sie diese Erziehung gehabt hätten? Und wie beruhigend würde es vor den Patrioten sein, wenn er mit dem Gelde, was er solchergestalt seinem Vergnügen aufopferte, zugleich eine redliche Familie ernährte!«

>AA V:226ff., IV:255; Lochter 153f.; Schmitt 1990

**3.10a–b** [Justus Möser:] *Harlequin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen*. [Hamburg] 1761 – 80 S. 8°

Privatbesitz

[Justus Möser:] *Harlequin: Or, A Defence of Grotesque Comic Performances. By Mr. Justus Möser, Councillor of the High Court of Justice at Osnabruck, etc. Translated from the German by Joach. Andr. Fred. Warnecke, LL.C. London: Printed and Sold by W. Nicoll, in St. Paul's Church-Yard; T. Becket and P. A. De Hondt, in the Strand; and Mr. Drybutter, in Westminster Hall. 1766 – XV, 104 S. 8°*

Gesamthochschulbibliothek Kassel: FWHB Arolsen II 6a 16

Hintergrund der Schrift Möasers ist die symbolhaft-feierliche Vertreibung der Figur des »Hanswurst« von der deutschen Theaterbühne durch die Schauspieltruppe der Caroline Neuber im Jahr 1737. Damit erfüllt sie Gottscheds Forderung nach einer »Reinigung« des Theaters von den platten und obszönen Späßen des verbreiteten Volkstheaters auf Straßen und Plätzen zugunsten eines neu zu begründenden Literaturtheaters.

In einem etwa 50seitigen Monolog läßt Möser Harlekin als »Redner für eigene Sache« auftreten. Harlekin attackiert das Theater wegen seiner klassizistischen Regelmäßigkeit, des rigorosen Nützlichkeitsaspekts und der moralisierenden Orientierung am Vernunftpostulat: »Denn wenn die Absicht eines Verfassers ist alle Regeln zu verletzen, und er tut es auf eine glückliche Art: so ist sein Werk einig und vollkommen.«

Trotzdem verteidigt Möser nicht die Tradition des plumpen Spaßmachers. Im Kontext allgemeiner aufklärerischer Vorstellungen favorisiert er die lustige Person der Commedia dell'arte und betont, daß sein Konzept der »grotesken Karrikaturalmalerei« nach wie vor auf die »moralischen Gestalten und besonders ihre Auswüchse« gerichtet sei.





**HARLEQUIN:**  
OR, A DEFENCE OF  
GROTESQUE COMIC PERFORMANCES.

By Mr. JUSTUS MÖSER,  
COUNCELLOR OF THE HIGH COURT  
OF JUSTICE AT OSNABRUCK, ETC.

TRANSLATED FROM THE GERMAN BY  
JOACH. ANDR. FRED. WARNECKE, LL. C.

L O N D O N :

Printed and Sold by W. NICOLL, in St. Paul's  
Church-Yard; T. BECKET and P. A. DE  
HONDT, in the Strand; and Mr. DRYBUTTER,  
in Westminster-Hall. M DCC LXVI.

Die englische Ausgabe von Möser's Harlekin-Schrift geht auf eine Anregung von Möser's Sekretär Joachim Andreas Friedrich Warnecke zurück, der auch die Übersetzung verantwortet. Im sogenannten Londoner Theater-Brief an Gleim vom 15. Dezember 1763 bemerkt Möser: »Harlekin in London ist wie Harlekin in Deutschland, und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, ist bey der Bühne in keinem Stück befriedigt worden.«

Möglicherweise geht auf diese negativen Theatererfahrungen die Motivation zurück, den Harlekin auch in England zu publizieren. Der englischen Ausgabe vorangestellt ist eine Widmung für den von den Zeitgenossen hochgerühmten englischen Schauspieler, Theaterleiter und Autor David Garrick (1717–1779).

>AA III,327; Lochter 1967

Pl.

**3.11** Harlekin mit Dudelsack. Porzellanfigur, Modell von Simon Feilner, um 1756–60 nach Meißner Vorbild aus den Jahren 1743/44, Manufaktur Fürstenberg.

Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig; Für2890

Das Verdikt gegen die Hanswurst- bzw. Harlekinsfigur in den 1730er Jahren vermag die Figur für das künstlerische Gewerbe der Porzellanmanufakturen nicht in Mißkredit zu bringen. So wird in Meißen u.a. für den Herzog von Weißenfels eine Reihe mit Figuren der Commedia dell'arte entworfen und hergestellt. Und der 1753 nach Fürstenberg bei Höxter gekommene Bossierer und Modellmeister Feilner, geb. 1726, nimmt als erste größere Arbeit 1753/54 ebenfalls eine Reihe »italienischer Komödianten« in Angriff. Als Vorlage dient eine um 1720 erschienene Folge von Stichen aus dem Nürnberger Verlag Wolrab. Die Commedia dell'arte ist dem Gebildeten auch durch die in Paris spielenden »Comédiens italiens« geläufig, die 1697 aus ihrem Pariser Theater, dem Hôtel de Bourgogne, wegen gewisser »Respektlosigkeiten« vertrieben werden und erst ab 1716 nach Paris zurückkehren können. 1728 erscheint in Paris die »Histoire du Théâtre Italien« von Riccoboni.

Der Dudelsack des Harlekin ist eine Variante des üblichen Attributs der Figur, die sonst mit einer langen Pritsche im Gürtel zum Austeilen von Schlägen auftritt.

>Morley-Fletcher 1971; Walz 1988; Wolff Metternich 1988



Aus: Justus Möser: »Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen«, 1761.

*Harlekin:* Die Herren Gelehrten mögen bisweilen seltsame Einfälle haben. Denn in der Zeit, daß Kayser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Ritter, Rätthe, Kaufleute, Handwerker, und welche ich hier billig zuerst nennen sollen, Frauenzimmer und Geistliche, sich vor meiner Schaubühne einfinden, und mir ihren unverdächtigen Beyfall, durch ein offenherziges Lachen bezeugen; in der Zeit, daß der Bischoff seine Gemeinde, der Staatsminister seine neuen Vorschläge, der Feldherr seine Schlachten, und der alte ehrliche Sancho Pansa seine Statthalterschaft bey mir vergißt; so sitzt der unerbittliche Gelehrte in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der Kayser auf einem alten Reichsstädtischen Groschen, und rechnet nach Gründen aus, ob meine Vorstellungen gefallen können oder nicht? [...]

Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu seyn [...]. An den Tittel Komödie, ist mir ohnedem wenig gelegen. Es schadet einer schönen Polonoise nichts, daß sie nicht die Ehre hat Menuet zu heißen [...]. Meine komischen Vorstellungen mögen künftig immer »Harlekinaden« heißen, und meinen Namen, so wie ehemals eine Pflanzstadt ihren Stifter, verewigen. [...]

Wenn ich also nach meiner gewöhnlichen Unpartheylichkeit urtheilen soll: so müssen junge, verliebte, andächtige Heloisen, und andere Personen, zur Zeit, wo ihnen eine sanfte angenehme Rührung willkommen ist, das Trauerspiel besuchen; wer sich in einer zur Freude ohnehin ziemlich geneigten Gemüthsverfassung findet, der wird am besten thun, sich die Molierischen Komödien zu erwählen; und diejenigen, welche heute den Ton der guten Gesellschaft zu hören wünschen, mögen ihre moralische Seele an dem rührenden Lustspiele weiden.

Allein, nun ist noch eine nicht unfruchtbare Art menschlicher Geschöpfe übrig, welche in ihren besten Augenblicken nach meiner Hülfe lechzen. Auch die strengsten Richter werden nicht leugnen, daß sie bis-

weilen Stunden haben, worinn sie nicht denken, nicht lesen, und so zu sagen nichts empfinden können, was nicht mit Händen gefühlet werden kann. [...]

Der ermüdete Gelehrte gähnet in seiner Abendstunde, und das junge Herrchen fühlt schon kein Vergnügen mehr, die Gefangenschaft des Königs in der tapezierten Mausefalle zu lesen; der überlaufene Staatsminister seufzet nach einer Erlösung; und die von einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freyfrau ist ungeschlüssig, ob sie spielen oder in die Komödie gehen will, weil die Fehler ihres Nächsten die vom Plaudern geschwollene Zunge nicht mehr bewegen können. Die Säure hat sich aus dem fürstlichen Magen in die Gegenden des Kopfes gezogen, und die geplagten Hofleute haben ihre schlüpfrigen Erzählungen nach alphabetischer Ordnung erschöpft; der Hofnarr, oder vielmehr der Hausherr, welcher dessen Rolle seit einiger Zeit übernommen, käuert am Zahntocher, und lobt die Morgenländer, welche ihre Gesellschaft bey Tische mit nackten Gaucklerinnen unterhielten, um die gute Verdauung nicht durch ernsthafte Gedanken zu unterbrechen.

Solche Menschen, und überhaupt die große Menge der menschlichen Gesichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen ist, hat die weise und auf alles bedachte Natur meiner Vorsorge empfohlen. Sie hat mir aufgetragen, den Schlummer der letzten zu vertheilen, ihre Säfte zu verdünnen, ihre Drüsen zu erweichen, und sie wenigstens alle Tage eine Minute dahin zu bringen, sich ihres Berufs in der Welt erinnern zu können. [...]

Dasjenige, was man in der Malerey Karikatur nennet, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, dieses ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildere. So gut nun jene Gemälde ihre eigene Regeln und Vollkommenheiten haben, eben so gut sind auch meine Gemälde der Thorheiten einer eigenen Vollkommenheit fähig; ja ich getraue mir zu behaupten, daß die Karikatur, in so weit solche die schöne Natur übertreibt, in ihrer Art unvollkommener, als die meinige, sey, weil der moralische Mensch geschickter dazu ist, als der natürliche. [...]

Meine Art der Uebertreibung ist aber doch so fruchtlos nicht, wie meine Herren Gegner



behaupten. Ich traf vor einigen Tagen meine alte ehrliche Colombine bey dem Nachttische vor ihrem Hohlspiegel an. Ich erschrock, wie ich ihr über die Schulter in den ärgerlichen Spiegel sahe. Jede Runzel erschien in demselben, wie eine frisch gepflügte Furche; jeder Sommerfleck war ein rechtes Brandmaal; die ganze Haut ihres Gesichts schien verschimmelt und zotticht zu seyn.

Meine Colombine [...] versäumte aber keinen Augenblick zu ihrer Besserung, und schminkte sich aufs Schönste. Nun hätte ich zwar lieber gesehen, daß sie ihre ganze Haut gesprengt, und eine neue zugelegt hätte: da aber diese heroische Handlung mit gar zu vieler Gefahr vor mich vernüpfet war; so verachtete ich auch die Wirkung des Hohlspiegels nicht [...].

Was ich aber billig, als ein Geheimnis meiner Familie, bewahren sollte, ist dieses, daß ich in allen meinen Ausbildungen den Anstand einer Dummheit behalte. Dieser Anstand, oder das wahre »Goffo«, welches die Franzosen durch »naif« nur halb ausdrücken, schattiret alle meine Gemälde und rettet meinen Rücken. Ein Mann, der das Unglück hat Verstand zu besitzen, und solchen fein auszudrücken, wird allemal wohl thun, fürstlicher Thorheiten zu schonen. [...]

Ich aber mit dem Anstande meiner Einfalt kann die höchsten und niedrigsten Fehler, so lange ich keine Bosheit blicken lasse, kühn aufdecken, ohne die Empfindungen des Getroffenen zu verbittern. Er wird sich schämen, sich von einem Narren beleidiget zu halten, und doch das seinige daraus nehmen; eben wie der Gelehrte das Lob eines kleinen Geistes verachtet, und es doch heimlich mit zu seinem allgemeinen Beyfall rechnet. Dumme Leute loben nach Empfindung, Kluge nach Absichten. Und im Zweyfel muß man beydes zu seinem Vortheil annehmen. [...]

Wie elende ist das Gemische der Harlekina-den? Ohne Wahl, ohne Ordnung, ohne Einheit, ohne Ton, ohne Absicht ... Niedrig kriechend ... voller Zoten, liederlicher Anspielung ausgestopfter leerer Einfälle, ewige Sprichwörter ... ist alles, was wir noch bishero von diesen so hochgerühmten Karikatur-Gemälden gesehen haben: sagen meine unermüdeten Feinde, die Herren Kunstrichter.

[...] ich beurkunde hiemit eigenhändig und öffentlich, daß alle Mißgeburten dieser Art, welche zwey Köpfe und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben, keineswegs von mir abstammen, wenn sie gleich unter meinem Namen die Welt durchstreichen, und sich vor Geld zur Schau stellen lassen. [...] Hansß Wurst der Dreyzehnte, welcher mit Carl dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner Familie gewesen, [...] und nur alsdann erscheine ich mit recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne Grotesk ist. [...]

Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese, daß jeder Mensch wechselweise klug und närrisch ist. Das mehrere und wenigere in diesem Gemische entscheidet sein Lob. [...]

Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schreckt mich nicht. [...]



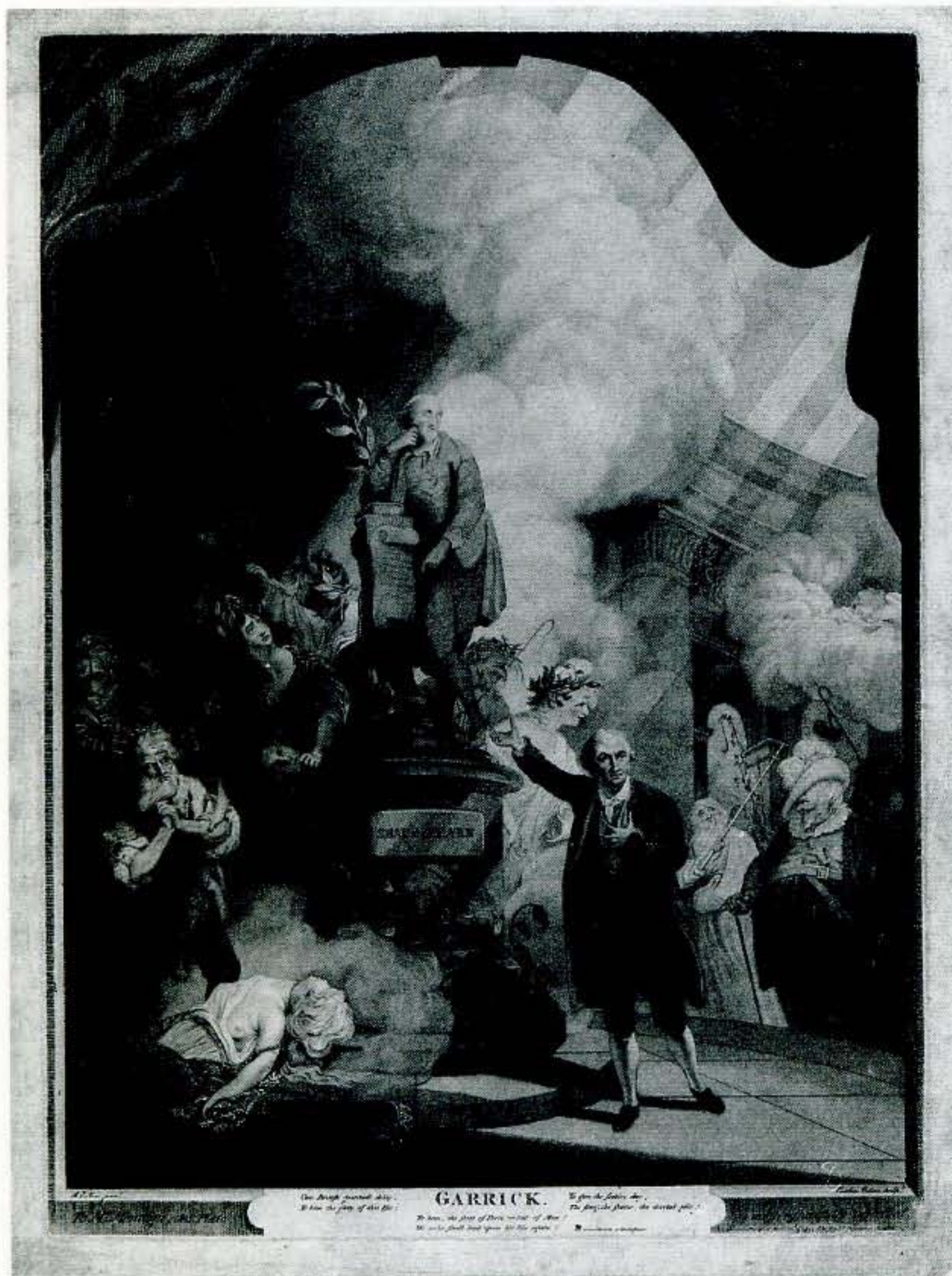
## Sturm und Drang. Diskurs über Sprache und Literatur

**3.12 Garrick.** David Garrick (1717–1779), vor einem Shakespeare-Denkmal deklamierend, mit Gestalten aus Shakespeare-Dramen. Stich bez. »R. E. Pine pinx.«, »Caroline Matson sculp.«, um 1770 – Platte 620 x 448 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500276 PAD

»Can British gratitude delay, / To him the glory of this Isle; / to him the first of Poets! – best of Men! / We ne'er shall look upon his like again! / To give the festive day, / The song, the statue, the devoted pile«, so lauten die feierlichen Verse einer Ode des Schauspielers David Garrick auf den überragenden Theaterdichter Shakespeare (1564–1616). Auf dem Kontinent und

3.12  
David Garrick  
(1717–1779), namhafter  
englischer Schauspieler,  
mit Gestalten aus  
Shakespeare-Dramen  
vor einem Shakespe-  
peare-Denkmal,  
Kupferstich um 1770



im deutschen Sprachraum genießt das aktionsreiche und gefühlswegende Theater Shakespeares seit den 1740er Jahren wachsende Aufmerksamkeit. Entgegen der Kritik an der »Unregelmäßigkeit« der Stücke findet das gebildete Publikum Gefallen an der Dichtung eines beispielgebenden »Originalgenies«. Shakespeares Namenstag wird auch unter den jungen Sturm- und Drang-Autoren feierlich begangen; 1771 verfaßt Goethe die Hymne »Zum Schäkespears Tag«.

»Einer der vornehmsten Acteurs, welcher sehr gerühmt wird und ihr Roscius und Baron gewesen seyn soll, namens Garrick, ist itzt verreiset«, schreibt Möser Mitte Dezember 1763 aus London bedauernd an Gleim. Möser besucht während seines mehrmonatigen Aufenthalts häufig die abendlichen Theatervorstellungen in Drury Lane und Covent Garden, auf deren Spielplan allein in den ersten Wochen 11 Shakespeare-Stücke stehen, und macht die Bekanntschaft des Komödianten Edward Shuter – eine Begegnung, über die später auch in den Osnabrückischen Anzeigen (»Das Glück der Bettler«) berichtet werden wird.

>AA V:65; Lochter 1967; Briefe 1992:302;

**3.13 Johann Wolfgang von Goethe.** Portraitzeichnung von Georg Friedrich Schmoll, Bleistift, 1775.

Kurpfälzisches Museum Heidelberg

»Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen worüber Homer und Shäkespear und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Ansehen eines braven Mannes«, schreibt der 22jährige Goethe im November 1771 an J. D. Salzmann, den väterlichen Freund aus Straßburger Studiensemestern. Hier liest Goethe auch Möser: Johann Gottfried Herder macht ihn auf dessen »Osnabrückische Geschichte« aufmerksam und die im April 1770 in den Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen gedruckte Abhandlung »Von dem Faustrechte«, die als Inspiration für Goethes Dramatisierung der Lebensgeschichte des Reichsritters von Berlichingen gilt.

Die Möserische Betrachtung zum mittelalterlichen Recht der Fehde bekommt in den gerade erschienenen »Patriotischen Phantasien« den Titel: »Der hohe Styl der Kunst unter den



Deutschen«. Und Goethe, dessen »Götz« großes Aufsehen macht, richtet im Dezember 1774 aus Frankfurt ein Schreiben an die als Herausgeberin genannte Mösertochter Jenny von Voigts:

»Madame! [...] nehmen Sie meinen einzelnen Danck für die Patriotische Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir u[nd] hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trag sie mit mir herum; wenn wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem H[errn] Vater.«

Die Porträtzeichnung des an den »Physiognomischen Fragmenten« Lavaters mitwirkenden Georg Friedrich Schmoll entsteht vermutlich während Goethes Aufenthalt im Juni 1775 bei Lavater in Zürich.

>Muschg 1982:80ff.; Göres 1981:81 (Abb.); Briefe 1992:498

### 3.14 Brief Goethes an Jenny von Voigts vom 31. Juli 1781. Tinte auf Papier – 1 Bl.

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 1979

»In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen auf das baldigste ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde als eine Silhouette nicht seyn kan. Gegenwärtig steht eine Büste eingepackt da und wünscht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeit im Transport fürchte, so bit ich um eine Adresse nach Osnabrück, wohin der Kasten abgeliefert werden kan. Leben Sie wohl! Diesmal nicht mehr von einem überhäuften Goethe.

Weimar d. 31. Jul. 81«

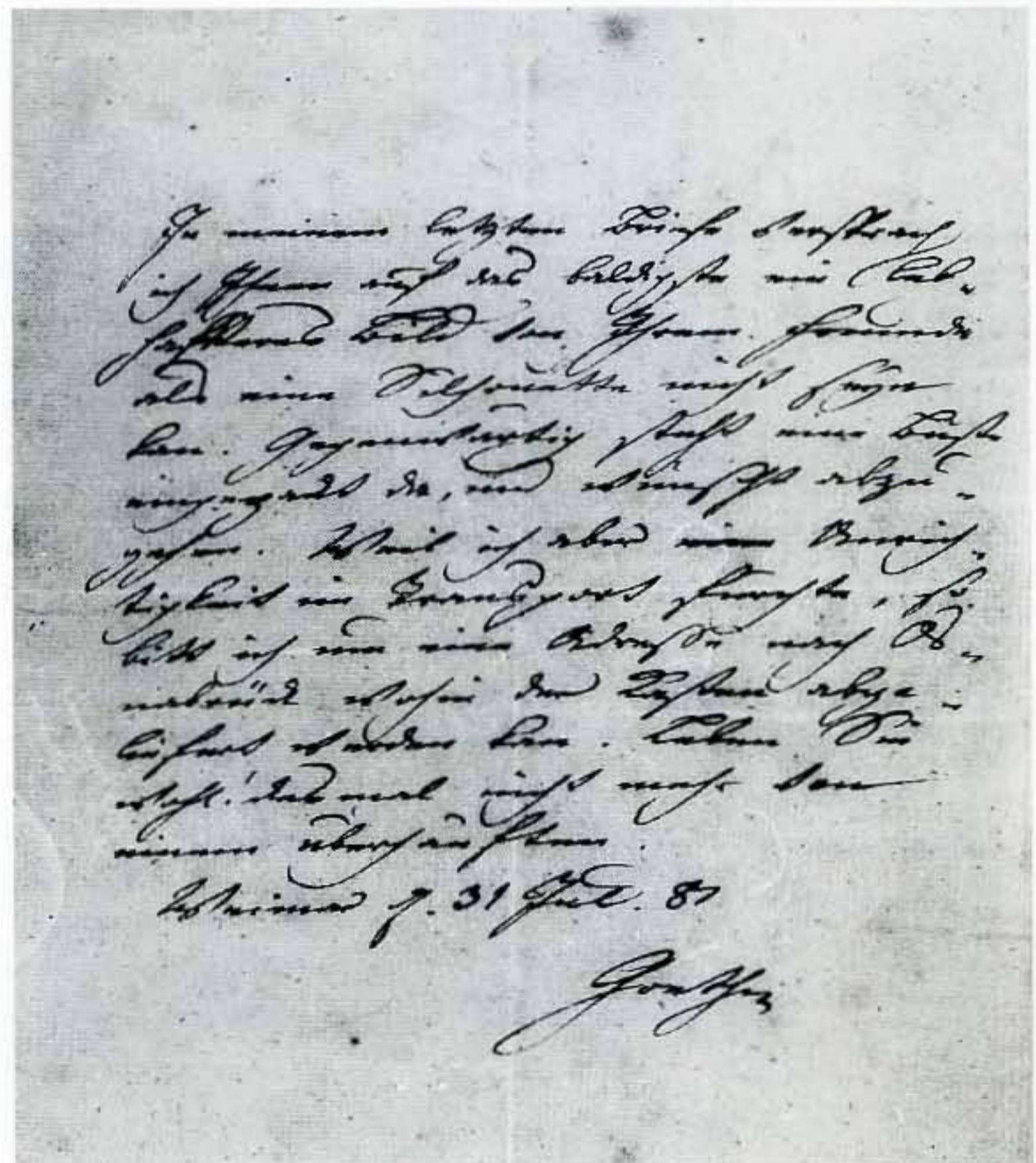
Zu den geschätztesten Freundschafts- und Ergebenheitsbeweisen im geselligen Verkehr zählt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Wunsch, von einem Korrespondenzpartner, einem lieben Verwandten, von Freunden und Freundinnen ein »Konterfei« zu erhalten. Spätestens seit Erscheinen der vierbändigen Sammlung von »Physiognomischen Fragmenten« des Schweizers Lavater erfüllen Zeichnungen,

3.13

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Porträtzeichnung von G. F. Schmoll, 1775

3.14

Brief Goethes an Jenny von Voigts über die geplante Übersendung einer Büste, vom 31. Juli 1781





Schattenrisse, Silhouetten, diesen Wunsch. Goethe bedankt sich noch im Juni 1781 brieflich für die Übersendung der Möser-Schrift »Über die deutsche Sprache und Literatur« bei Jenny von Voigts, die für ihren Vater diese Korrespondenz führt, und fügt ein Schattenbild bei. Mit der Aufforderung, »mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu [zu] bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht«, verspricht er überdies etwas, »das weniger Fläche ist«. Eine Büste, wie sie in mehreren Exemplaren der Weimarer Bildhauer Klauer herstellt, wird aber erst für das Jahresende angekündigt, denn: »Durch ein Versehen des Bildhauers war bey dem Ausgießen der Kopf nicht ganz richtig auf den Hals gesetzt, und ob es gleich nur wenig betrug und die Hauptform dadurch nicht verändert war, so gab es doch den Zügen eine scheinende Anstrengung und der Gebärde einen Ausdruck zwischen Stolz und Eitelkeit«, wie Goethe sich im August 1781 entschuldigt.

>Briefe 1992:603,606f.

**3.15** [Justus Möser:] *Von dem Faustrechte*. In: *Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen*, 15. Stück vom 14. April 1770

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Daß Goethe den »Götz von Berlichingen« als eine Figur von unbegrenzter individueller Freiheit charakterisieren kann, die auch das Redliche einer ständischen Rittervorstellung einschließt, geht auf seine Lektüre von Möser's Aufsatz »Von dem Faustrechte« zurück, der zuerst im April 1770 in den »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« und dann 1774 im ersten Band der *Patriotischen Phantasien* erscheint. Möser nennt das Faustrecht »ein Kunstwerk des höchsten Stils« und das Mittelalter, die Zeit seiner Geltung, eine Epoche, »wovon unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat.« Dagegen erscheint ihm die Gegenwart als eine Zeit, in der »alle individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit« sowohl in gesellschaftlicher als auch in staatsrechtlicher Hinsicht unterdrückt sei.

Pl.

>AA IV:263ff.; Stauf 1991:378–392

**3.16** [Johann Wolfgang von Goethe:] *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*. Ein Schauspiel. 1773 – 8°

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen:  
8°Poet.dram.III, 4001 Rara

Die Wirkung des »Götz«, der 1773 erstmals erscheint, und 1774 in Berlin uraufgeführt wird, ist sensationell; in »Dichtung und Wahrheit« bezeichnet Goethe sein Stück später als »Panier« des Sturm-und-Drang. Aber die Urteile sind zwiespältig: Friedrich II. betrachtet den Götz als »imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises«, Lessing reagiert distanziert auf die »Formlosigkeit« und Nicolai führt den Bühnenerfolg auf die Wirkung historischer Kostüme zurück. Die »Lebensbeschreibung Herrn Gözens von Berlichingen Zugesannnt mit der eisernen Hand« aus dem Jahr 1731 liefert Goethe den Stoff zu seinem Schauspiel. So kann die jüngere Generation in der Figur des Götz einen »Helden« von unbezweifelbarer Echtheit sehen, der »nicht aus der Luft« gegriffen ist und, mit einer für die Bühne neuen Sprache ausgestattet, die herrschenden Konventionen durchbricht.

Möser stellt in seiner Antwort auf Friedrichs Schrift »De la littérature allemande« die programmatische Frage, »ob wir nicht besser tun unsere Götze von Berlichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?« Pl.

>Jørgensen 1990; Stauf 1991

**3.17** Götz und Weislingen. Illustration zum 1. Akt von Goethes Schauspiel »Götz von Berlichingen« von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751–1829), Deckfarben auf Papier, um 1782

Goethe Museum Düsseldorf

Das Motiv aus dem erfolgreichen Drama im Geist des Sturm-und-Drang gestaltet der aus Rom zurückgekehrte Maler gleich mehrfach. Dort vor allem mit Studien zur Historienmalerei beschäftigt, folgt Tischbein einem klassizistischen Kunstideal Winkelmannscher Prägung.

»Der römische Tischbein ist bei mir [...] Ich hoffe, daß der mal meiner Idee vom Portraitmalen näher kommen wird, als alle, von denen



ich Portraite sahe«, empfiehlt ihn im Mai 1781 der Zürcher Lavater dem Weimarer Herzog Carl August. Der Herzog gibt ein Gemälde als Geburtstagsgeschenk für Goethe in Auftrag – eine weitere Fassung des Motivs. Auch »Dem lieben Merck«, dem Darmstädter Freund Goethes, widmet der Maler eine gleichartige Zeichnung.

In Zürich mit Bodmer und Lavater im engen Kontakt, zielt Tischbein auf eine physiognomische Ausdeutung der Spannung zwischen dem ehrlichen Ritter Götz und dem verräterischen Kontrahenten Weislingen.

>Göres 1981:68 (Abb.); Mildenerger 1986; Perels 1988:51 (Abb.); Maisak 1988:266

**3.18** *Clavigo. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.* Osnabrücker Theaterzettel zur Aufführung des Stückes von Goethes durch die Wäserische Truppe am 12. Januar 1778 – 330 x 195 mm

Staatsarchiv Osnabrück: Dep 7b Nr. 1 vol. I

Das Theaterleben Osnabrücks im 18. Jahrhundert, zur Zeit Möser, wird im wesentlichen von den Gastspielen wandernder Schauspielertruppen geprägt. So gibt 1777/78 die »Wäserische Gesellschaft deutscher Schauspieler« vom 29. Dezember bis zum 5. März insgesamt 45 Vorstellungen; einen Schwerpunkt dabei bilden Singspiele. Wenige der Stücke des Spielplans sind heute noch bekannt: außer Lessings »Emilia Galotti« und »Miß Sara Sampson« wohl nur Shakespeares »Hamlet« und Goethes »Clavigo«, bei dessen Aufführung am 12. Januar 1778 der Prinzipal der Gesellschaft, Johann Christian Wäser, in der Rolle des Beaumarchais zu sehen ist. MP

>Bäte 1930:21–27; Crusius 1955:36; Lochter 1967:16ff.

**3.19** [Justus Möser:] *Ueber die deutsche Sprache und Litteratur – Schreiben an einen Freund nebst einer Nachschrift die National-Erziehung der alten Deutschen betreffend.* von J. M. – Osnabrück, in der Schmidischen Buchhandlung, 1781 – 55 S. 8° – Ein zweiter Druck erscheint im gleichen Jahr in Hamburg bei Hoffmann.

Universitätsbibliothek Osnabrück: Zzf/Moe



3.17  
Götz und Weislingen.  
Illustration zu Goethes  
»Götz von Berlichingen« von J. H. W.  
Tischbein, um 1782

Die Schrift ist eine Entgegnung auf die 1780 in Berlin unter dem Titel »De la litterature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger« erschienene französische Schrift, in der der Preußenkönig Friedrich II. mit der deutschsprachigen Literatur, Kultur und den Wissenschaften seiner Zeit hart ins Gericht geht. Für den Preußenkönig hat das Beispiel des französischen Klassizismus mit der durch diesen vermittelten Literatur der Antike unübertroffene Geltung. Die neuere deutsche Literatur des Sturm-und-Drang vermag er nicht zu würdigen: »Aber nun erscheint auch noch ein »Götz von Berlichingen« auf der Bühne, eine scheußliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Publikum klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten.« Und auch die Sprache erscheint ihm unkultiviert: »Ich höre einen Jargon reden, dem jede Anmut fehlt und den jeder nach seiner Laune handhabt.«



3.19

Justus Möser's Schrift  
zur Verteidigung der  
jungen deutschen Lite-  
ratur gegen die Kritik  
Friedrichs II., 1781



Mit dem König im Wunsch nach einer gedeihenden deutschen Kultur prinzipiell durchaus einig, zeichnet Möser demgegenüber ein positives Bild der jüngeren Literatur und plädiert gegenüber dem Preußenkönig für die Geltung und Anerkennung der gewachsenen, eigenen Kultur.

An Goethe schreibt Jenny von Voigts im Mai 1781: »Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden und Ihre Sache gegen den großen Frederich aufnehmen würde.« Und der Weimarer antwortet einen Monat darauf artig: »Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft habe ich bei meinen Versuchen gedacht, was möchte wohl Möser denken oder sagen.«

>AA III:71ff.; Gutknecht/Kerner 1969; Woesler 1989; Briefe 1992:601

3.20a–b König Friedrichs II. Wachtparade in Potsdam. Radierung von Daniel Chodowiecki, 1777, Zustand vor aller Schrift – 265 x 336 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500272 PAD

[Friedrich II. von Preußen:] *De la Litterature Allemande; des Défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les Causes; et par quels Moyens on peut les corriger. A Berlin, chez G.J. Decker, Imprimeur du Roi. 1780 – 8°*

Möser-Dokumentationsstelle

Der Verfasser der »Physiognomischen Fragmente«, Johann Caspar Lavater, sieht im Altersbild Friedrich II. eine neue, »menschliche« Erscheinung des Königs: »Die Stellung ist nicht die des muthigen Helden. Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen [...]«.

Nicht als offizielles Repräsentationsbildnis vorgesehen, steht das vielfach kopierte Bildmotiv mit seiner Perspektive von Anteilnahme und Nähe für das Bedürfnis des Bürgerpublikums nach ideeller Überwindung der Distanz zum Monarchen und einem geistigen Ort an seiner Seite.

Die Schrift Friedrichs »Über die deutsche Literatur« geht auf Debatten am Hof zurück, etwa mit den Schwestern des Königs, Herzogin Charlotte von Braunschweig und Prinzessin Amalie, und mit dem Staatsminister und Leiter auswärtiger Angelegenheiten, Graf von Hertzberg, der Möser im Juni 1782 einen zustimmenden Brief sendet. Des Monarchen Geistes- und Literaturschelte hat ein weites Echo; viel gelesen wird auch Möser's Gegenschrift. So von Georg Christoph Lichtenberg, der dem Osnabrücker Schüler und Freund Hollenberg schreibt: »Möser's Aufsatz habe ich mit Vergnügen gelesen, manches, was mir darin nicht gefällt, würde mir gewiß gefallen, wenn ich Möser's Einsichten hätte. Meine Lage in der Welt und mein Gesichtskreis ist anders«.

>AA III:315ff.; Gutknecht/Kerner 1969; Bürgerliches Leben 1978:145; Bauer 1984:74f.; Wormsbäcker 1988:42





Aus: Justus Möser: »Über die deutsche Sprache und Litteratur. Schreiben an einen Freund«, Osnabrück 1781

*Edler lieber Freund!*

*Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsre deutsche Litteratur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahr damit beschäftigt, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen: so wagte er es in seinem Werke über die Vaterlandsliebe dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben, und wie diese Schöpfung vorüber ist, kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. [...]*

*Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bey den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen*

*und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. [...]*

*Indessen bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sey? [...].*

*Unsre Empfindungen sind das erste von allem, ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen, die Gefahr macht Helden und der Ocean hat tausend Waghälse ehe das feste Land einen hat. [...] Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bey uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang, wir suchen die Ehre fast blos im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beyden.*



[...] einige Deutsche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freyheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen. Aber im allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freyheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden. Keiner wird in allen so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthiget werden, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musick als in der Malerey, und in andern schönen Wissenschaften. [...]

Jedoch dieses bey Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andere, seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmt sind: so deucht mich, daß wir allemahl am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen, und wenn wir diesen Zweck erhalten; so müssen sie auch in ihrer Art schön und groß werden; denn alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück: Götz von Berlichingen, ist immer ein edles und schönes Produkt unseres Bodens, es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen.

Alles was der König daran auszusetzen hat, besteht darinn, daß es eine Frucht sey, die ihm den Gaumen zusammen gezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl seyn, und wenn von einem Volksstücke die Rede ist: so muß man den Geschmack der Hofleute bey Seite setzen. Der beste Gesang für unsere Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur

Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt, [...].

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger und andre neuern geleyet haben. [...]

Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben [...]. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton laß, um seinen Messias zu bilden. [...]

Nun noch ein Wort von unsrer Sprache, die der König der französischen so sehr nachsetzt, und ihr bald Armuth und bald Übellaut vorrückt. Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, ich gestehe es, in manchen Betracht noch immer arm; aber das ist der Fehler aller Buchsprachen, und am mehrsten der französischen [...].

Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vortheile verändert als die unsrige; nichts war armseliger als unsre komische Sprache, ausser dem Hanswurst war keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle andre redeten Buchsprache [...].

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched, den tapfern Schweizern, die sich seiner Reinigung widersetzten, obsieget hätte. Haller ward unser erster Dichter, und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Versemachen nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch hatten wir vor Hallern nur Versemacher und vor Gleimen keinen Liebesdichter. [...]

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winkelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geschrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht, was die Ausländer eignes hatten, sondern auch vieles auf unserm Boden gezogen. [...]

Die philosophische Sprache ist seitdem sie aus Leibnizens und Wolfens Händen kam, unend-



lich empfänglicher und fähiger geworden alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen, und unser historischer Stil hat sich in dem Verhältniß gebessert als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsre eigene Geschichte

wichtiger und werther gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. [...]



## *Osnabrückische Geschichte. Nation durch Historie*

3.21 Justus Möser. Portraitmalerei, Öl auf Leinwand von Ernst August Howind, 1765 – 880 x 705 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: E 376

Fernab von höfischen Dienstleistungsformen, ist die Portraitmalerei im Osnabrückischen als Handwerk einer »Schilderzunft« überkommen und reglementiert. Der aus Bremen stammende Ernst August Howind (Howien) ist seit 1765 als Gildebruder, 1786 als Meister der Malerzunft ausgewiesen.

Verstöße gegen deren Reglement werden verfolgt – wie etwa der Auftrag zu einem Porträt eines Osnabrücker Goldschmieds an den auswärtigen Maler Peithmann 1762 und das Wirken des Quakenbrücker Malers Linne-mann (Lindemann), »der sich bei dem hiesigen Statt. Musico Westerhoff aufgehalten und allhier verschiedene Persohnen abgemahlet als den H[errn] Obrist Lieutenant von dem Busche mit dessen Frau Gemahlin wie auch den H[errn] von dem Bussche von Hünnefeldt und den H[errn] Rath [Johann Zacharias] Möser und den Regiments Chirurgus nebst deßen Frau«. Die Klage läßt erkennen, wer zum Kundenkreis gehört: regelmäßig der Adel und in zunehmender Zahl das mit Ämtern, einem Handwerksbetrieb oder einer Handlung versehene Bürgertum.

Das Porträt Justus Möasers zeigt den respektablen Regierungsreferendar mit Urkunden und einer Akte in der Hand als gelehrten Praktiker des Rechts auf der Grundlage der von ihm selbst verfaßten »Osnabrückischen Geschichte«. Ist es der Ausdruck repräsentativer, steifer Würde, der Möser im Brief an Friedrich Nicolai von Howind als einem »MICHEL ANGELO DELLA SCOPA« – also einem »Michelangelo vom Kehrbesen«, einem Pfuscher – sprechen läßt? Immerhin läßt Möser das Bild nach Berlin expedieren, wo es von J. F. Schleuen nachgestochen wird, um 1775 im 26. Band der »Allgemeinen Deutschen Bibliothek« als Frontispiz zu dienen. An Nicolai schreibt Möser dazu im Februar 1775: »Die verlangte Abbildung von mir kommt hiebey, so gut und schlecht, wie sie hier zu machen gewesen. Daß ich sechs Fuß neun Zoll rheinländisches Maaß halte, ist nicht

nötig dabey zu bemerken, aber wohl dieses: Geb. den 14. Dec. 1720, gemalt 1774. Vom Gestorben wollen wir bey dieser Ausgabe noch nichts erwähnen. Ich denke, es bis zu Ende dieses Jahrhunderts zu verschieben.«

>Hollmann 1939; Borchers 1950; Briefe 1992:498; Siebers 1994

3.22a–b *Osnabrückische Geschichte. allgemeine Einleitung von Justus Möser, Hochfürstl. Osnabr. Justizrath und Geheimer Referendarius, Ritterschaftl. Syndicus und ADVOCATUS PATRIAE. Osnabrück 1768 Zu finden in der Schmidischen Buchhandlung.* – 11 Bl., 316 S. – Mit Leerseiten durchschossen und Möasers eigenhändigen Änderungen und Ergänzungen versehen.

Staatsarchiv Osnabrück, Bibliothek Ratsgymnasium: C.IX

*Justus Möasers, Hochfürstl. Osnabrückischer Justizrath und geheimer Referendarius, Ritterschaftlicher Syndicus und Advocatus Patriae, Osnabrückische Geschichte. Erster Theil, mit Urkunden. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Mit allergnädigsten Freyheiten. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. [1780].* Mit einem Kupferstich, bez: »J.W. Meil inv. et sc.« als Frontispiz.

Möser-Dokumentationsstelle

Mit Ausnahme der Vorrede ist nach jeder Seite des Möaserschen Handexemplars der »Osnabrückischen Geschichte« von 1768 ein zusätzliches Blatt eingefügt. Der so durchschossene Band soll offenbar Möasers Notizen zur Erweiterung bzw. Überarbeitung der »zweiten Ausgabe« (1780) aufnehmen. Auf 35 von insgesamt 338 Seiten finden sich handschriftliche Eintragungen Möasers. Sie umfassen die Korrektur von Druckversehen, die Ergänzung von Quellenbelegen, Streichung von inhaltlichen Doppelungen und vereinzelt auch Hinweise auf noch auszuwertende Quellen. Die Eintragungen dokumentieren die fortgesetzte Arbeit Möasers an diesem groß angelegten historischen Werk, das jedoch erst aus nachgelassenen Manuskripten Möasers weitergeführt werden kann.

In einem Brief an den Verleger und »wertheften Freund« Friedrich Nicolai erläutert Möser im Oktober 1779 seine Idee für einen der Neuauflage beizugebenden Kupferstich des Berli-





3.21  
Justus Möser. Portrait-  
malerei von Howind,  
1765



3.22

Justus Möser's »Osnabrückische Geschichte« in der zweiten Auflage, 1780. Mit einem Kupferstich von Meil als Frontispiz



Justus Möser,  
Hochfürstl. Osnabrückischen Justizrath und ge-  
heimen Referendaris, Ritterschaftlichen Syndicus  
und Advocatus Patriæ,

Osnabrückische  
Geschichte.

Erster Theil,  
mit Urkunden.

Neue vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai.

1780.

ner Stechers Johann Wilhelm Meil: »Unter einem Hakenpflug verstehe ich einen solchen, der noch ungekünstelt ist und von der ersten einfältigen Erfindung zeigt. Diesen habe ich mir also vorgestellt, daß die Deutschen, ehe sie den Gebrauch des Eisens gekannt, einen umgekehrten Ast dazu genommen [...] Ebenso grub man in der ersten Periode mit hölzernen Spaden, beschlug sie in der zweyten und machte sie in der dritten ganz von Eisen. Hieraus wird Herr Meil meine Absicht leicht errathen.«

>Plachta 1989; Briefe 1992:575

Pl.

[Charles de Montesquieu:] *De L'Esprit des Loix Ou du rapport que les Loix doivent avoir avec la Constitution de chaque Gouvernement, les Moeurs, le Climat, la Religion, le Commerce etc. à quoi l'Auteur a ajouté des recherches nouvelles sur les Loix Romaines [...]* A Geneve, Chez Barillot & Fils [1748] – 2 Bde.: 4 Bl., XXIV, 522 S. 4°; 2 Bl., XVI, 564 S. 4°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lm 4° 65

M. DAVID HUME (1711–1776). Kupferstich, bez.: »Dessiné par C.N.Cochin le fils«, »Gravé par S. C. Miger en 1764« – 195 x 147 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

### 3.23a–d Europäische Aufklärung – Die Historiker Montesquieu und Hume

MONTESQUIEU. Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689–1759). Aquatinta nach einer Medaille, bez.: »Dassier i.«, »J.B. Grateloup s.«, 1768 – Platte 106 x 73 cm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

[David Hume:] *Geschichte von Großbritannien Erster Band der die Regierungen Jakobs I. und Carls I. enthält. Aus dem Englischen des David Hume Esq. Mit allergnädigsten Freyheiten. Breslau und Leipzig, bey Johann Ernst Meyer, 1762.* 2 Bde: 7 Bl., 452; 1 Bl. 443 S. 4°

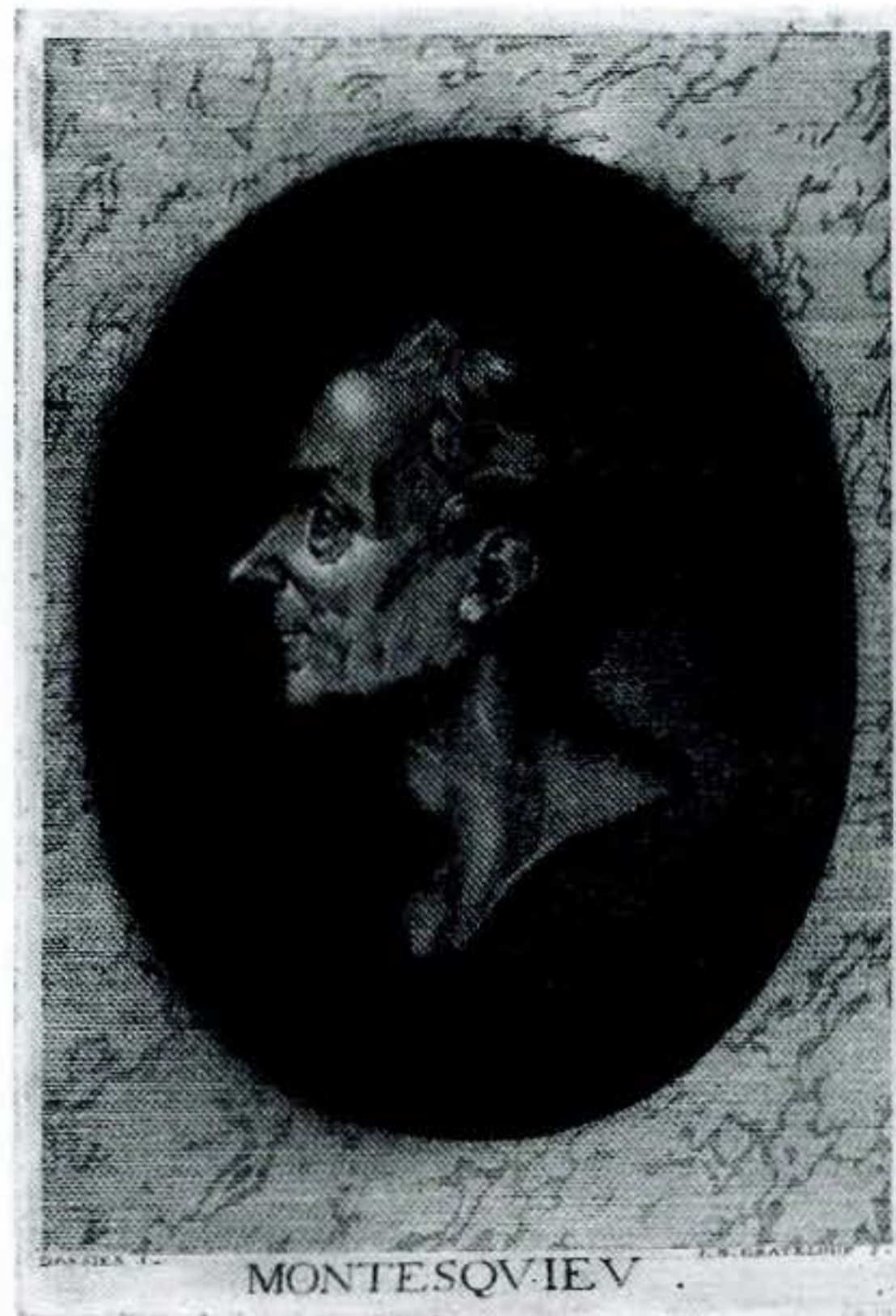
Herzog August Bibliothek: Wolfenbüttel Gr 4 57



In gut sortierten Bibliotheken des 18. Jahrhunderts ist der ›Geist der Gesetze‹ selbstverständlich vertreten. Das Werk, an dem sein Verfasser, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu, 20 Jahre lang arbeitet, ist vom Tag seines Erscheinens an ein formidabler Erfolg. 1748 in Genf gedruckt, erlebt es im Verlauf von anderthalb Jahren gut 20 Auflagen und erscheint bereits 1753 in deutscher Übersetzung.

Inspiziert ist der »Esprit des loix« von der empiristischen Philosophie John Lockes. Im erklärten Gegensatz zum Rationalismus eines Spinoza und Hobbes, läßt Montesquieu Gesetz und Recht nicht aus dem Staat oder gar aus dem Willen eines einzelnen hervorgehen, sondern aus dem ›Gemeingeist‹, dem »esprit général d'un nation«. Wie die zeitgenössische Naturwissenschaft, insbesondere die Astronomie, sich als eine Disziplin etabliert, die die Verhältnisse zwischen selbständigen, aber zugleich aufeinander bezogenen Elementen und Körpern betrachtet, so interessiert sich nun auch die Gesellschaftstheorie für die »rapports«, für die ›Bezüge‹. In diesem neuen Selbstverständnis hat die auch heute geläufige Theoriefigur von der notwendigen Teilung der Gewalten ihren Ursprung. Gesetzgebende, vollziehende und richtende Gewalt müssen im ›richtigen‹ Verhältnis stehen, um den Staat ausreichend gegen Willkürhandeln und Despotismus zu schützen – so der Verfassungslehrer Montesquieu. Republikaner und Demokraten verstehen dies seinerzeit als wohlkalkulierte Spitze gegen das Königtum, aber auch Monarchen, Aristokraten und Ständetheoretiker lesen Montesquieu – nicht zuletzt Justus Möser. Selbst wenn dieser bei Montesquieu zuweilen ›Oberflächlichkeit‹ ausmacht: in seinem Plädoyer für Standesehre und positive Religion als Säulen fürs ›Gemeine Beste‹ ist ihm der Franzose eine willkommene Berufungsinstanz. Denn daß sich der »esprit général« einer Nation nach deren jeweiligen Sitten, dem Klima, der Religion und dem Handel richten solle, muß dem Sachwalter des Fürstbistums Osnabrück sympathisch sein, läßt sich so doch die regionale Eigenständigkeit erfolgreich gegen gleichmacherisches, friderizianisches Anspruchsdenken behaupten.

Dies um so mehr, als Möser bei Montesquieu vorgebildet findet, woran ihm selbst liegt und was mit der historischen Rechtsschule eines Savigny bald systematische Formen annehmen wird: die Berufung auf ›die Geschichte‹ als Bei-



3.23  
Charles de Secondat,  
Baron de Montesquieu  
(1689–1759). Aqua-  
tinta, 1768

spielgeber für die Theorie, als Ziehbrunnen für allerlei obligate Rechtsfälle: »Ich schlage so eben noch den Montesquieu wegen der Licurgischen Gesetze nach«, schreibt Möser an Thomas Abbt und verknüpft im nächsten Brief vom Januar 1765 eine Anspielung auf die Montesquieu-Lektüre mit einem Hinweis auf das bevorstehende Erscheinen seiner ›Osnabrückischen Geschichte‹, nicht ohne darin kokett zu anzumerken, wie sehr eben auch er es versteht, »Historie, Geographie und ius publicum über den Haufen« zu werfen. Und noch im Juni desselben Jahres belehrt er den Briefpartner mit einem neuerlichen Fingerzeig auf seinen Kronzeugen: »Die Geschichte wird Ihnen erst das Recht lehren. [...] So hat Montesquieu die Historie gelesen und genutzt«.

David Hume wird 1711 in Edinburg als Sohn eines Landadeligen geboren und stirbt dort 1776. Dazwischen liegt ein umtriebiger Berufsleben, das ihn als Tutor eines geisteskranken Adligen, als Sekretär eines Generals, als Bibliothekar einer Juristenbibliothek und als einen im In- und Ausland tätigen Staatsdiener sieht. Ungeachtet dessen wird der Schotte schon bald zu einer Ausnahmeerscheinung der englischen Philosophiegeschichte. ›Human Nature‹, ›Hu-



3.24  
Beitrag Justus Möser  
zu der von Johann  
Gottfried Herder  
(1744–1803) heraus-  
gegebenen Sammlung  
»Von Deutscher Art  
und Kunst. Einige flie-  
gende Blätter«, 1773

man Understanding«, »Moral« und »Natural Religion« sind die Hauptthemen seiner Philosophie und titelgebend für die wichtigsten Schriften, die er »Essay«, »Treatise« oder »Enquiry« nennt.

Humes Werk ist vielseitig; seine »History of Great Britain« wird schon früh auch ins Deutsche übertragen. Möser bringt das zweibändige Geschichtswerk indessen von seinem Englandaufenthalt mit. Zwischen November 1763 und April 1764 hat er neben seinen diplomatischen Bemühungen um einen Ausgleich zwischen den Osnabrücker Interessen und dem britischen Königshaus Zeit, um an Humes »History« für das eigene Vorhaben Maß zu nehmen. Noch in London kann er das Manuskript seiner »Osnabrückischen Geschichte« abschließen und feiert, wie er rückblickend gesteht, kleine private Triumphe: »Ich habe mich in England sehr ergötzt, wenn ich da, wo Hume seine Unwissenheit bekandt, den Knoten gelöst habe. Meine Arbeit dort war, die Folgen von den Einrichtungen William des Erober[e]rs mit den Folgen von Carls des Großen Einrichtungen in Deutschland zu vergleichen und die Ursachen der verschiedenen Products zu finden. [...] Hume stutzt hier als ein Engländer, der ausser sein Vaterland nichts kennet, und unsre deutschen Geschichtsschreiber tändeln mit den Genealogien der Reichs-Beamten und glauben, damit eine Geschichte der Nation zu liefern. Ich würde nunmehr in einer neuen Reichsgeschichte nichts als die verschiedenen Schicksahle der Edlen und Gemeinen als der wahren Bestandtheile aller nordischen Nationen ausführen und ihre verschiedenen Verhältnis[se] gegen den Kayser als ihren Feldherrn und gegen die Reichsfürsten als die Kriegs-Obri-  
sten auseinandersetzen.« GB

>Vierhaus 1965; Briefe 1992:317, 354, 365

**3.24a–b** *Deutsche Geschichte. Vom Herrn Justizrath Möser.* Beitrag Justus Möser zu der von Johann Gottfried Herder herausgegebenen Sammlung »Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg, 1773 Bey Bode« – 8°

Möser-Dokumentationsstelle

Johann Gottfried Herder (1744–1803). Portraitmalerei, Öl auf Leinwand, von Anton Graff,



165

V.

## Deutsche Geschichte. \*)

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen; aus ihnen den Körper bilden und die groſſen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodenn dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epöee geben, worinn die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharacters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des Kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und

L 3

Fehl

\*) Vom Herrn Justizrath Möser.

entstanden in Karlsbad 1785, Geschenk Herders an Gleim im Jahr 1800.

Gleimhaus Halberstadt: A/111

Die Umstände der Entstehung der Sammlung von fünf Einzelschriften unter dem programmatischen Titel »Von Deutscher Art und Kunst« – als »fliegende Blätter« scheinbar in nur losem Zusammenhang stehend – sind lediglich teilweise bekannt. Die später sogenannte »Programmschrift des Sturm-und-Drang« enthält von Herder den fiktiven Briefdiskurs über die von MacPherson angeblich wiederentdeckten »Gesänge Ossians«, eines alten gälischen Bardens; ferner ein überschwengliches Bekenntnis zur »genialischen« Dichtung Shakespeares. Von Goethe, mit dem Herder in Straßburg eine Freundschaft begründet, stammt der Hymnus auf Erwin von Steinbach, den Baumeister des Straßburger Münsters, in dem Goethe den Prototyp genialisch-künstlerischen – ergo »teutschen« – Schöpfertums feiert.



Der Übersetzung einer Abhandlung zur gotischen Baukunst des Mailänders Paolo Frisi folgt schließlich dann der Möser-Text, den Herder aus der Vorrede der 1768 erschienenen ›Osnabrückischen Geschichte‹ Mösers auskoppelt. Ein Briefwechsel zu diesem Abdruck oder anderweitige Zeugnisse etwa eines Kontakts Herders mit Möser sind nicht bekannt.

Mösers in den ›ältesten Zeiten‹ beginnender Geschichtsentwurf verknüpft – ausdrücklich gegenüber sonst üblicher ›Fürstenhistorie‹ – das Fürstbistum und seine Bewohner ideell mit der altsächsischen Stammesgesellschaft. Die methodische Fassung der Historie als ›Epopee‹, als identifikationsträchtige Geschichtserzählung, die einen Kristallisationskern deutschen Nationalbewußtseins bilden kann, deckt sich mit Herders Auffassungen zur Beförderung ›deutscher Art‹. Er nimmt das Stück in die Textsammlung auf und die ›Frankfurter gelehrten Anzeigen‹, in den 1770er Jahren ein Organ des Sturm-und-Drang, befinden, »[...] daß es uns wichtiger als das ganze übrige Buch ist.«

>Keller 1974; Irmscher 1988; Stauf 1991; Buck 1992

3.25 Idealansicht der Via Appia, 1756. Radierung, 1756, als Titelkupfer zum zweiten Band von »Le Antichità Romane di Giambattista Piranesi Architetto Veneziano« – 403 x 634 mm

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Ud gr.2 12

Giovanni Battista Piranesi wird 1720 in Mogliano bei Mestre als Sohn eines Steinmetzes geboren. Nicht ohne Stolz hält er zeitlebens, selbst als er seinen Standort bereits nach Rom verlegt hat, an seiner venezianischen Herkunft fest. Vom gewählten, ihm von Anfang an zugeordneten Architektenberuf hat er indes seine eigene Auffassung. Piranesi baut wenig, zeichnet um so mehr. Sein Werk besteht aus einer immensen Anzahl von Radierungen, deren Themen wieder und wieder »Rom« und die eigene, nicht nachlassende Ruinenfascination variieren und beschwören. Zwar reagieren seine Stadtansichten wie die Arbeiten der Kollegen Vasi, Le Geay, Duflos u. a. auf den beginnenden Bildungstourismus, unterscheiden sich jedoch von ihnen in der konsequent jeder Genreansicht zuwiderlaufenden Ausgestaltung.

Piranesis Programm setzt andere, neue Akzente. Zunächst bindet er die Architektur an

3.25  
Idealansicht der Via Appia. Radierung von G. B. Piranesi, in: »Le Antichità Romane«, 1756





die einsetzende Archäologie, die ihre Aufgabenfelder gerade in Pompeji mit dem Abtragen der ersten Schichten der Vesuvasche abzustecken beginnt. Piranesi ist selbstverständlich vor Ort und kehrt begeistert zurück. Für solche Befreiungs- und Bewahrungsunternehmen, die die Geschichte als eine Geschichte von Ver-lusterfahrungen und Faszinationsangeboten auslegt, schlägt sein Herz. Entschieden ergreifen seine Radierungen Partei für einen Geschichtsbegriff, der in den Hinterlassenschaften vergangener Generationen mehr als nur den Steinbruch für die Jetztgeborenen sieht: »Als ich sah«, so schreibt er im Vorwort zu seinen 1756 erschienenen, insgesamt vier Bände umfassenden »Antichità Romane«, »daß die Reste der antiken Bauwerke, die größtenteils in Gärten und Feldern verstreut sind, von Tag zu Tag abnehmen – teils durch die Witterung zerstört, teils aber auch durch die Habgier der Besitzer, die sie mit barbarischer Unverfrorenheit heimlich ausgraben, um die Fragmente als Baumaterial zu verkaufen –, da nahm ich mir vor, sie im Druck festzuhalten.«

Piranesi's Architekturphantasien sind blendend, irritieren die herkömmliche Perspektive, die konventionelle Ästhetik – auch im Fall des Frontispiz zum 2. Band der »Antichità«. Vor dem untersichtigen Betrachterstandpunkt türmt sich ein Geschichts- und Zivilisationsberg, dessen kristalline Struktur ein gleichsam venezianisches Lagunenlicht abstrahlt: beleuchtet aus der Tiefe, leuchtend – wie sehr oft bei Piranesi – aus sich selbst. Die kompromißlose Aneinanderreihung und Übereinanderhäufung aller nur denkbaren Versatzstücke sepulkraler Architekturmonumente steht in Diensten einer sendungsbewußten künstlerischen Verwandlungsabsicht und Verwandlungsmacht. In diesem Fall präsentiert sich die Via Appia – und damit auch die Kunst eines Piranesi – als mehr denn nur eine nach Rom führende Straße unter vielen anderen. Hier ist sie Gattungsweg schlechthin. Für die in kleinen Gruppen Flanierenden, die sich gestenreich auf die angelandeten Kulturschichten am Straßenrand aufmerksam machen und ihrer Bedeutung allem Anschein nach gewahr werden, scheint damit tatsächlich der Weg selbst zum Ziel geworden zu sein. GB

>Wilton-Ely 1978:58; Hofmann 1989:23, 188

3.26 *Johann Winckelmanns, Präsidentens der Alterthümer zu Rom, und Scrittore der Vaticanischen Bibliothek, Mitglieds der Königl. Englischen Societät der Alterthümer zu London, der Maleracademie von St. Luca zu Rom, und der Hetrurischen zu Cortona, Geschichte der Kunst des Alterthums. Erster Theil. Mit Königl. Pohlnisch- und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Privilegio. Dresden 1764. In der Waltherischen Hof-Buchhandlung. – LII, 431 S. 4°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: M: Ud 4 84

Nicht Piranesi, sondern dessen philhellenischer Gegenspieler Johann Joachim Winckelmann – 1717 in Stendahl geboren, 1768 unter obskuren Umständen in Triest ermordet – gehört mit großer Selbstverständlichkeit zur Bibliothek des Justus Möser. Winckelmanns »Geschichte der Kunst des Altertums«, 1764 in Dresden publiziert, zählt zu den Orientierungsmarken der eigenen historiographischen Arbeit.

Wenige Jahre zuvor macht die zunächst pseudonym erschienene Schrift über die »Nachahmung der griechischen Werke« den unbekanntem Autor schlagartig berühmt. Zwischen Mai 1765 und April 1767 ist seine Kunstgeschichte in der Korrespondenz mit Thomas Abbt und Friedrich Nicolai Gegenstand häufiger Erwähnung.

Die Lehren, die Möser seiner Winckelmann-Lektüre entnimmt und dem dankbaren Abbt als Empfehlungen weiterreicht, belegen die Verwandtschaft der wissenschaftsmethodischen Auffassungen. »Sie sehen zum Ex[empel],« heißt es im Juni 1765, »wie in der ›Historie der Kunst‹, die Künste aller Völker nur als Episoden mit durchspielen, nachdem der Verfasser einmahl die Geschichte eines Ideals zur Haupt-Action gemacht hat.« Mit dieser Wiedergabe hätte sich der angesprochene Winckelmann gewiß einverstanden erklärt. Denn nachdem er »die griechische Kunst«, die er ausgerechnet in Italien an römischen Kopien studiert, einmal zur »Haupt-Action« erkoren hat, ist für ihn alles andere (wozu dann auch das von Piranesi hochgehaltene römisch-etruskische Zeitalter rechnet) tatsächlich nur noch »Episode«.

Auch wenn Möser dem Inhalt dieser klassizistischen Programmatik reserviert gegenübersteht – ihre idealistische Methodik gilt ihm als vorbildlich. »Sollte sich nicht«, fährt er gegenüber Thomas Abbt fort, »etwas Ähnliches in der Allgemeinen Geschichte thun lassen?« Natürlich ist dies rhetorische Untertreibung,



Justus Möser an Thomas Abbt, 1765 Juni 26

[...] und Sie sehen zum Ex[empel] in der »Historie der Kunst«, wie die Künste aller Völker nur als Episoden mit durchspielen, nachdem der Verfasser [d.i. Johann Jakob Winckelmann] einmahl die Geschichte eines Ideals zur Haupt-Action gemacht hat. Sollte sich nicht etwas Ähnliches in der allgemeinen Geschichte thun lassen? Freylich, die Geschichte des Menschen ist hier eigentlich die grosse Absicht; und dieser Mensch wird ein Ideal. Allein wie? Hic stamus pisces. Ich fühle wohl, daß hier die historische Materie etwa diejenige seyn müste, welche Montesquieu berührt. Allein ich fühle auch, daß um den Fortgang der Künste, Wissenschaften, Meinungen, Regierungsformen, Gesetze etc. in eine Art von Epopee zu bringen, mehr als eines Menschen Kräfte erfordert werden würden. [...]

Ich kann die Geschichte, nach der Ordnung der Regenten abgetheilt, nicht wohl vertragen. Ich verlange die Geschichte des Volks und seiner Regierungsform und sehe den Regenten als einen zufälligen Umstand an, der blos insofern wesentlich wird, als er einigen Stoff zur Veränderung in diesem oder jenem giebt. Insofern spielt er also seine Rolle in der Erzählung; im übrigen aber ist er nur ein Meilenzeiger, der an der Seite der Heerstrasse stehen muß. Sie werden viel Raum gewinnen und mächtig seyn können, wenn Sie solchergestalt tableaux historiques des périodes geben und dann die Meilenzeiger nachschleppen.

Von meiner »Osnabrückischen Geschichte« ist mit Gott und mit Ehren der siebte Boge[n] abgedruckt und der achte halb gesetzt. Allein meine Schöne ist nicht von der Art, daß sie sich stücksweise sehen lassen darf. Wann aber 12 Bogen fertig sind, so können Sie wenigstens einen Fuß ganz übersehen, und dann werde ich sie Ihnen zur Beherzigung übersenden. Es ist ein wunderliches Geschöpfe, desgleichen sich in

der Welt noch nicht findet. Mein Ideal ist die Geschichte der Edlen und Gemeinen. Solchen gebe ich einen General (den Kayser) mit der Vollmacht, seine Officiers (die Herrn Reichsfürsten) vor Alters zu ernennen. Ich lasse also maiestatem in populo residieren und kratze die Caesarinos und Fürstenerios, welche sich unter einander bisher über Dinge gezankt haben, die ihnen beyden nicht, sondern dem Volke gehören.

Der gröste und entscheidende Theil dieses populi ist der plebs. Ich mache also alle unsre Bauren zu freeholders, den Reichstag zum Haus des Gemeinen, die Fürsten zu Landboten (nur daß sie ernandt und nicht erwählt sind), die Landstände zum überschliessenden Rest der freeholders; – ich mache Germanien zum ersten Schwäbischen Bunde; – ich zeige, daß dieser Verein seine Hauptmacht gegen das heutige Ungarn und Pohlen gewandt gehabt, weil sie ihre stärkste Barriere (die Markomanni[e]r) gegen die Elbe angelegt – daß dieser Schwäbische Bund sich auf Hessen geschlossen – daß unsre Vorfahren, die Sachsen, vor Carl dem Grossen keine Germanier gewesen und damals nie so wie jetzt allemands genannt worden – daß die Sachsen und Schwaben vor Carl dem Grossen nie communes causam gemacht – vielmehr wechselweise den Römern und Franken gegen einander beygestanden; – ich zeige, daß einer Boier, Markoman und Hermundur zugleich seyn können, ersters von seiner Nation, das andre als Gränz-Bannalist oder Märker, das dritte als beständiger Vorpöster; denn Heermund ist wie Vormund und Markomannier wie Markgrafschaft – kurz, ich werfe Historie, Geographie und ius publicum über den Haufen. Ist das nicht eine verfluchte Verwegenheit vor einen Oßnabrücker? Ihre Schwaben sollen mir danken; ich lasse ihnen viele Gerechtigkeit wiederfahren. [...]



liegen doch die ersten Druckbögen der ›Osnabrückischen Geschichte‹ bereits auf seinem Schreibtisch! Ob ›Kunst des Altertums‹ oder ›Osnabrück‹ – für diesen Schluß lobt Möser seinen Winckelmann – die Historiographie schreibt die Geschichte eines Ideals, »ordnet« die »Summaria« »unter einem Blick«. GB

>Demandt 1986, Seeba 1986, Briefe 1992:358, 364

### *Pyrmont. Aufgeklärte Begegnungen. Gemischte Gefühle*

3.27 Blick ins Pyrmonter Tal vom Bomberg aus. Gemälde von Christian Georg Schütz d.Ä., bez.: »Schüz fecit. 1774«, Öl auf Leinwand, 1774 – 695 x 900 mm

Freies Deutsches Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum: IV-1959-19

»Fast eine Stunde in der Länge und in der Breite« erstreckt sich das Pyrmonter Tal, wie Zedlers Konversationslexikon im Jahr 1741 angibt. Es hat »die schönste und beste Vieh-Weiden, Wiesen und Gras-Wachs« und: »bis an die Berge hinauf sind fruchtbare Korn-Felder und Acker-Bau«. Schließlich ist das Tal »rings umher mit einem Circul grüner hoher Berge von allen Seiten eingeschlossen«.

Wegen der hier entspringenden, bereits im 8. Jahrhundert aktenkundig gewordenen Mineralquellen sieht der Ort seit dem Jahr 1668 ein Fürstlich-Waldecksches Projekt gedeihen, das damit beginnt, die »neue breite Strassen zum Brunnen abmessen, abstechen, und Pfähle einschlagen« zu lassen. Die Edelherren »begnadigten einige Häuser mit Freyheiten, schenckten die Bau-Materialien dazu, um die Quartiere zu bequemer Bewirtung der Fremden und Brunnen-Gäste wohl und räumlich einzurichten«, und »haben unter dem Namen der Neustadt Pyrmont dieser Brunnen-Strasse im Jahr 1720 mit Stadt-Privilegien und Freyheiten begnadigt«.

Im Zeitalter des Postkutschenreiseverkehrs ist Pyrmont der weithin berühmte Ort des Zusammentreffens für Fürsten, adlige Hofleute, das Amtsbürgertum, begüterte Patrizier und Gelehrte. Unter den idealischen Vorzeichen aufgeklärtern ›Menschentums‹ pflegen die Gäste die Gesprächs-, Gefühls- und Geschmackskultur.

Und besonders für letztere ist Pyrmont ein Schaufenster: »Den Sommer über ist zu Pyrmont wie ein beständiger Jahr-Markt oder Messe, und kommen viel Kauff- und Handelsleute mit ihren Waaren zum Brunnen. Man findet auf beyden Seiten der Allee um das Brunnen-Haus, auch hin und wieder auf der Neustadt die Buchladen, Boutiquen mit Silber-Waaren, Zinn- und Porcellain, Seifen und anderen Stoffen, Gemälden und alle Arten von Galanterie-Waaren. Ingleichen Caffee-Wirthe, Billards, Weinschenken, Tracteurs, Boutiquen mit Victualien etc.« – lauter Bewährungsproben für den rationalistischen, auf Nützlichkeit bedachten, aber den Vergnügungen des Geistes und des ›Witzes‹ aufgeschlossenen, zumal bürgerlichen Zeitgenossen.

Im Sommer 1766 geht an den jungen Thomas Abbt im nahen Rinteln ein brieflicher Hilferuf Justus Möser: »Herr Lessing geht ab heute über 8 Tage; ich aber übermorgen früh, fals ich nicht durch grosse Ursachen aufgehalten werde. Die erste davon ist, daß ich 40 bis 50 Louisd'or verspielt und etwan um 10 zu kurz komme, die ich mir von Ihnen bey diesem Boten leihbar ausbitte.«

Möser, der von 1746 an Friedrich von dem Bussche mehrfach hierher begleitet, ist als ›Rath‹ 1766 und seit den 1770er Jahren bis 1793 häufiger Gast. Für drei oder vier Wochen bezieht er ein sommerliches Refugium, das eine Vielzahl persönlicher Kontakte zu pflegen und zu schließen erlaubt.

>Kuhnert 1988; Erker 1991; Briefe 1992:410; Georg Chr. Schütz 1992:74f. (Abb.)

3.28 [Justus Möser:] *Schreiben des Verfassers an seine Schwester über den angenehmen Aufenthalt zu Pyrmont. Ohne Kupfer, Zueignungen, Vorreden, Summarien, Noten, Registern und Druckfehlern. Zum erstenmahl aufgelegt.* [Lemgo] [1746] – 7 Bl. 8°

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8°Tin.I,618

1746 kommt Möser das erste Mal nach Bad Pyrmont; bis 1793 lassen sich insgesamt 17 Aufenthalte Möser in diesem für das 18. Jahrhundert wegen seiner Heilquellen berühmten Ort nachweisen. Neben gesundheitlicher Regeneration steht dabei das Bedürfnis Möser nach geselliger Unterhaltung und das Zusam-





mentreffen mit Freunden im Vordergrund. Das ›Schreiben des Verfassers an seine Schwester‹ ist als eine witzig-ironische Schilderung des Pyrmonter Badelebens zu verstehen. Der Text erscheint zuerst als anonym (Privat-)Druck in Lemgo, bevor er im 28. Stück (13. 7. 1746) der Moralischen Wochenschrift »Ein Wochenblatt« mit leichten (selbstzensurierenden?) Veränderungen erneut veröffentlicht wird. Pl.

>Erker 1991; Plachta 1993:208–211

**3.29** *Natur – Affectation – Empfindung – Geschmack.* Blatt 1–6 der 12 Radierungen umfassenden Reihe »Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens, zweite Folge« von Daniel Chodowiecki, 1779, für den »ALMANAC de Goettingue pour L'année 1780 chez J. C.

Dietrich.«, Blatt 2–5 bez.: »D. Chodowiecki sculps.« – je 82 x 47 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: Chod 319

Die auf Anregung von Lichtenberg entstehenden, lehrstückhaften Buchkupfer Daniel Chodowieckis versinnbildlichen mit schlechten und guten Beispielen die Elemente bürgerlicher Tugendhaftigkeit. Thema sind die eng definierten Ausdrucksformen einer aufgeklärten, sittlichen und ›geschmacksgeschulten‹ Individualität. So symbolisiert er etwa unter dem Eindruck Rousseaus mit einem antikisierenden, spärlich bekleideten Paar das Ideal der Natürlichkeit als Gegenbild zu einem ›gekünstelten‹ Ausdruck der Person.

Dem enthusiastisch gesteigerten Gefühlsausbruch angesichts der Welt beim Sonnenuntergang steht eine kontemplativ-innige Geste der Demut vor der Schöpfung in kontrollierter Gefühllichkeit gegenüber.

3.27  
Blick ins Pyrmonter  
Tal vom Bomberg aus.  
Ölmalerei von Christian  
Georg Schütz d. Ä.,  
1774



3.28  
Justus Möser's Schilderung der sommerlichen Pyrmont-Brunnengesellschaft, 1746

Aus: Justus Möser: »Schreiben des Verfassers an seine Schwester über den angenehmen Aufenthalt zu Pyrmont«

Pyrmont den 1. Jul. 1746.

*Liebste Schwester!*

*Ich bin glücklich und gesund zu Pyrmont angelanget, meine liebste Schwester. Vielleicht werdet ihr sagen, daß ich bey so bewandten Umständen nur wiederum nach Hause kehren könnte, weil bey einem gesunden Menschen die Brunnen-Cur überflüssig seyn dürffte. Allein ich bin gerade anderer Meinung. Wer hier krank ist, der ist im Paradiese verdammt. So habe ich auch noch zur Zeit wenig kranke Gesichter in der Allee gesehen. Doch ich darf dieses nicht sagen, die Leute nehmen es hier übel, wenn man ihnen sagt, daß sie gesund sind. [...]*

*Ich trank anfangs des Wassers sehr viel, weil ich noch immer so ein bisgen von der alten Mode bin. Damahls fühlte ich einen starken Trieb zur Satyre. Nachhero aber da ich erfahren, daß die Gesundheit, welche jetzt Mode ist, so viel nicht vertragen könnte: so habe ich damit ein wenig nachgelassen, und jetzo würket es in mir ein aufgeräumtes Gemüte. Ich könnte hier verschiedene alte und neue Sitten Lehren anbringen. Allein unser großer Medicus hat mir das Denken verboten. Ich glaube die mehresten Schriftsteller unserer Zeit trinken jetzt den Brunnen [...]*

*Die grosse Allee ist eine der schönsten in ganz Pyrmont, zumahlen wenn ein mit neuen Leidenschaften geneigtes Herz derselben neue Schönheiten leihet. An derselben liegt ein Ballhaus, worin über zweyhundert Personen speisen und auch wohl tanzen können [...]*

*Das Schloß ist ein rechtes Kleinod. Das beste ist die angenehme Gesellschaft, worin man sich von früh Morgens an bis in die späte Nacht befindet. Es fehlet ihr nichts, als*

**Schreiben**  
**des Verfassers**  
**an seine**  
**Schwester**  
**über**  
**den angenehmen Aufenthalt**  
**zu Pyrmont.**

Ohne Kupfer, Zueignungen, Vorreden, Summarien, Noten, Registern und Druckfehlern

Zum erstenmahl aufgelegt.

*Im Auftrage Hr. Lebr. Möser  
in Göttingen.*

76

*daß sie nicht ewig dauret. Ich muß eurem Geschlechte das Recht widerfahren lassen, daß es unendlich vieles zu dem Vergnügen der Gesellschaft beyträgt. [...]*

*Nichts ist so nothwendig zum guten Gebrauch des Wassers, als die Bewegung. Deswegen gehet man des Vormittags einige Stunden in der Allee, und wenn der Regen das Paradies schlüpfrig macht, im Ballhause spazieren. [...]*

*Alle Gelehrten, die Lebensläufe schreiben wollen, will ich bitten hieher zu kommen, weil einem nirgends mehr heimliche Nachrichten ins Ohr gesaget werden als hier; und ich biete dem freygebigsten Verleger hiedurch zwölf Theile von Memoires Aneckdotes an. [...]*





3.29  
Radierungen aus der  
Reihe »Natürliche und  
affectirte Handlungen  
des Lebens, zweite  
Folge« von D. Chodo-  
wiecki, 1779

Guter Geschmack erweist sich für Chodowiecki bei dem einander aufmerksam zugewandten, im zweckgemäßen Bürgerkleid erscheinenden Paar in der »natürlichen« Landschaft eines englischen Gartens. Seine Kritik ernten die sich selbst in Szene setzenden Vertreter gespreizter Putzsucht vor der bühnenhaften Kulisse einer Baumgalerie in der höfisch-leblosen, barocken Parkanlage.

Der in Berlin zur französischen Kolonie gehörige Kaufmannssohn Chodowiecki (1726–1801) bildet sich nach einer kaufmännischen Lehre zum Zeichner und Radierer aus, wird als Illustrator einer großen Zahl von Werken der deutschen Spätaufklärung bekannt und wirkt als Sekretär der Berliner Akademie der Bildenden Künste, seit 1797 als ihr Direktor.

>E 319 II; Bürgerliches Leben 1978: 126–128 (Abb.); Bauer 1984:95 (Abb.); Wormsbächer 1988:54 Hofmann 1989: 141f.(Abb.)

3.30a–b Spazierstock aus dem Besitz Justus Möser's. Langer gerader Stock von fast rundem Querschnitt, zur Spitze hin gleichmäßig verjüngt – 113 cm lang, 20–25 mm Durchmesser

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: E 489

*Spaziergang*. Radierung aus der Reihe »Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens, erste Folge« von Daniel Chodowiecki, 1778, für den »Goettinger Taschen CALENDER vom Jahr 1779. bey Joh. Chr. Dietrich« – 83 x 47 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° SVA II 3470:1779, Rara

Der gerade, 70 mm lange Elfenbeingriff ist dem Durchmesser des Stockes angepaßt und oben sanft gerundet. Dicht unter dem Griff ist der Stock durchbohrt, durch diese Bohrung wird einstmals eine Schnur gezogen worden sein, um den Stock damit auch am Handgelenk tragen zu können. Ein Metallring, der die Fuge zwischen Griff und Stock verdeckte, ist verloren, die kupferne, fingerhutförmige Zwinge am unteren Ende durchstoßen.



3.31  
Jens Baggesen  
(1764–1826), dänischer  
Schriftsteller. Lithogra-  
phie

Die Länge dieses Stockes wird auch mit Möser's Körpergröße in Verbindung gebracht, was aber nur bedingt möglich ist, da ein solcher Stock anders gehalten wurde als ein Krückstock in unseren Tagen.

Spazierstöcke dieser Art sind zeitgenössische Attribute einer ›Person von Stand‹. Als Stütze zu dienen, ist nur Nebenfunktion, wie auch der Kupferstich Chodowieckis erkennen läßt. Als Wortbildung ist »Spazierstock« zuerst 1645 bei Philipp von Zesen nachgewiesen; der Versuch einer Eindeutschung zum »Wandelstab« schlug fehl. MM

>E 256II; Bauer 1984:94; Wormsbächer 1988:54

### 3.31a–c Über Justus Möser – Stimmen aus Pyrmont.

*Heinrich Matthias Marcard* (1747–1817). Kupferstich von Eberhard Siegfried Henne, um 1790 – Darstellung 151 x 92 mm

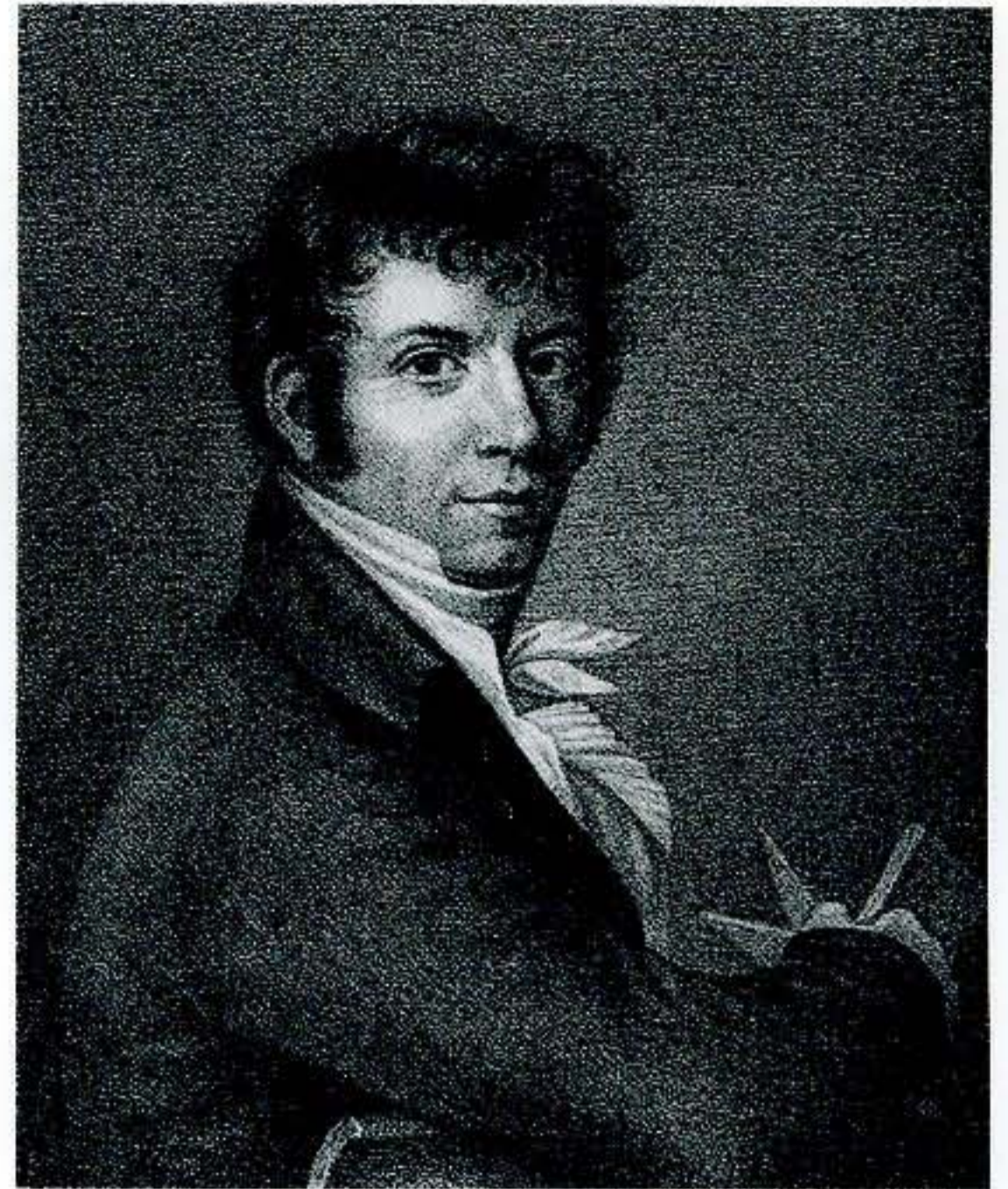
*Jens Baggesen* (1764–1826). Lithographie von Emilius Ditlev Baerentzen nach einem Gemälde von Siegfried Detlev Bendixen – Darstellung 117 x 97 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

*Johanna Schopenhauer* (1766–1838). Anonymer Kupferstich, um 1830 – Platte 128 x 102 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500058 PAD

Befindet Justus Möser 1746: »Das beste ist die angenehme Gesellschaft, worin man sich von früh bis in die späte Nacht befindet«, so ist dieser Gesichtspunkt auch Jahrzehnte später, etwa in der weitverbreiteten »Beschreibung von Pyrmont« des »Brunnenarztes« Heinrich Matthias Marcard aus dem Jahr 1784, von größter Bedeutung für die Motive der Gäste, im Sommer hier für einige Wochen Aufenthalt zu nehmen: »Das gesellschaftliche Leben, an einem so schönen Orte auf dem Lande, in der besten Jahreszeit, bey so großem Zusammenflusse von Menschen jedes Standes, jeder Art und jeder Weltgegend, wo alles zum Vergnügen und zur Zerstreung führt und absichtlich führen soll: kann nichts anders als großen Reiz und Annehmlichkeiten haben«, lobt Marcard. Den Kreis der Personen, »die entweder überhaupt merkwürdig sind, oder die uns interessant vorkommen«, umreißt er so: »Pyrmont hat seit



wenig Jahren von den angesehensten jetzt lebenden deutschen Gelehrten, Mendelssohn, Zimmermann, Möser, Brandes, Michaelis, Meiners, Pütter, Büsch, Cramer, Hirschfeld, Herder, Stollberg, Mutzell, Garve, Spalding, manchen mehr als einmal, und noch viele andere, an seiner Quelle gesehn.«

Gibt in früheren Jahrzehnten zunächst hoher und höchster Adel dem Ort seinen Glanz – 1716 Zar Peter der Große auf seiner großen Europareise oder auch der hannoversche Kurfürst und großbritannische König Georg II. – so kommen nun zunehmend selbstverständlicher bürgerliche Beamte, Gelehrte und Schriftsteller. Der dänische Autor Jens Baggesen läßt seine Beobachtungen in die Beschreibung einer »Reise durch Deutschland in die Schweiz« münden: »Insgesamt ist Pyrmont in den letzten Tagen lebendiger geworden«, berichtet er. »Für den Liebhaber physiognomischer Betrachtungen ist es zweifellos äußerst interessant, im Gewimmel der Gäste die große Allee auf und ab zu wandern. Dort überragt der ehrwürdige Kopf des langen Möser alles andere; man könnte ihn in Anbetracht seiner Größe, seines ständigen Spazierengehens und der beträchtlichen Zeit, die er jährlich hier verbringt, als den Anführer in der Allee bezeichnen.«

Möser, in den späteren Jahren in Begleitung seiner Tochter Jenny, genießt die Möglichkeiten zur Unterhaltung und Kontaktpflege etwa zu den Berliner Aufklärern um den Verleger-



freund Nicolai, der für den Tag des 27. Juli 1789 notiert: »Nach dem Frühstück wurde auf Nic. Zimmer musiciert. Mittags aßen wir bei Möhsers. Nachmi. wurde im Balsal von Hr. Rehberg ein Concert veranstaltet, wozu Fr. v. Send drei Arien sang. Darauf gab Fr. v. Berlepsch einen Abschiedsthee.«

Weitere Kurzweil bringen Promenaden in der Allee, »Pläsierreisen« in die Umgebung, Theateraufführungen und der Spieltisch.

So vertiefen sich persönliche Beziehungen, und werden später zu gemütvoller Rückbesinnung verklärt: »Das Beste hebt jede gute Hausfrau gern bis zuletzt auf, und so will denn auch ich, indem ich im Begriff stehe, von Pymont zu scheiden, erst zum Schlusse den Mann nennen, dessen mir höchst liebe und wohlthätige Erscheinung die zerstörende Gewalt der Jahre in meinem Gemüthe nie verlöschen konnte, Justus Möser«, heißt es in den 1839 posthum erschienenen Erinnerungen der Johanna Schopenhauer, »Jugendleben und Wanderbilder«. Gerührt fährt sie fort: »Wie stolz war ich, wenn die Leute uns Beiden nachsahen, indem wir mit einander die Allee auf- und abspazierten. Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug mit einander kontrastiert haben, auch führte er mich gewöhnlich wie ein kleines Kind an der Hand, weil es mir zu un bequem war, meinen Arm bis zu dem Seinigen zu erheben. GOD BLESS THE TALL GENTLEMAN! Gott segne den langen Herrn! Hatten die Londoner Blumen- und Gemüseverkäuferinnen immer ihm nachgerufen, wenn er in London über COVENT-GARDEN-MARKET ging.«

>Kuhnert 1984; Erker 1991

**3.32a-b** *Der Tanz – La dance*. Zwei Radierungen der 12 Blätter umfassenden Reihe »Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens, erste Folge« von Daniel Chodowiecki, 1778, für den »Goettinger Taschen CALENDER vom Jahr 1779. bey Joh. Chr. Dietrich« – je 83 x 47 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° SVA II 3470:1779

»Du sprichst vom Tanzen und untersuchst, ob solches ein anständiges und erlaubtes Vergnügen sei; aber der Zirkel, worin dein Richterstuhl steht, ist ein enger Ballraum in der Stadt, worin einige Müßiggänger herumhüpfen und

sich von der Eitelkeit spornen lassen müssen, weil sie kein Bedürfnis, sich zu bewegen, empfinden«, notiert der alte Justus Möser zur Verteidigung einer geschätzten, althergebrachten Voksbelustigung.

Demgegenüber ist das Tanzen als eine der höfischen Kultur abgeschauete Form bürgerlicher Geselligkeit unter den Vorzeichen der Geschlechterspannung immer wieder Zielscheibe einer pietistisch orientierten, sittenstrengen Kritik. Die vermeintlich entfesselte

3.32  
Radierung aus der Reihe »Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens, erste Folge« von D. Chodowiecki, 1778



*Der Tanz  
La dance.*



3.34  
Getuschte Silhouette  
der Ehefrau Möser,  
Regina Juliana Elisa-  
beth, geb. Brouning  
(1716–1787)

Bewegung drohe, die Körpergefühle aus der Kontrolle aufgeklärt-zurückhaltender Vernunft und Sittlichkeit zu bringen.

Möser verteidigt dagegen das Bedürfnis nach Bewegung: »Wahre Freude entsteht nur aus der Befriedigung einer Bedürfnis, aus der Löschung eines aufgebrachten Triebes«. Doch die Vernunft sagt ihm: »[...] was darüber ist, gebiert Ekel oder wird Spielwerk.« So plädiert er wohl abgewogen für das Tanzen als Volksvergnügen mit Ventilfunktion: »Je roher der Mensch ist, desto mehr sucht er den Ausdruck der Bewegung [...] Daher lieben die Wilden den Tanz so sehr; er ist ihnen wahre Bedürfnis, und die Nation ist die glücklichste, die viel Freude auf diese Art auszudrücken hat oder, wo sie gedrückt ist, viel Leid vertanzen kann.«

>AA X:258ff.; Bürgerliches Leben 1978:125; Bauer 1984:94 (Abb.); Wormsbächer 1988:54

3.33 Tod des Studenten Johann Ernst Justus Möser in Göttingen. Gedruckte Todesanzeige mit eigenhändigen Ergänzungen der Mutter Regina Juliana Elisabeth Möser als Brief an Johann Erich Dürfeld, Gograf zu Ostercappeln und später Osnabrücker Kanzleirat vom 17. Mai 1773

Staatsarchiv Osnabrück: Dep58 Hs A LXX

Mösers Sohn, geboren 1753, immatrikuliert sich am 20. Oktober 1772 an der Universität Göttingen für das Jurastudium. Vom Ende dieses Jahres ist der einzige Brief Justus Möser an seinen Sohn überliefert, er drückt ihm sein Vertrauen aus und warnt vor dem Schuldenmachen, vor Kleiderprunk und besonders vor »Wein, Weiber und Würfel«.

In der Möser-Literatur findet sich gelegentlich die unbelegte Behauptung, der Sohn sei in einem Duell getötet worden und die Angelegenheit mit dem Hinweis auf die Masern vertuscht worden. Tatsächlich sind Todesfälle durch Masern schon im 18. Jahrhundert selten, noch seltener sind aber tödliche Duelle in Göttingen (es gibt zwei im 18. Jahrhundert). Der Duelltod vom Sohn des berühmten Möser wäre nicht geheim geblieben, zumal der Todesfall gerichtlich protokolliert wird. Beerdigt wird Johann Ernst in Göttingen vor dem Weender Tor auf dem Bartholomäusfriedhof.

Bm

>Lodtmann 1866:9; Bäte 1961:36, 51; Sheldon/Sheldon 1971:19,48; Briefe 1992; 471, 476–479



3.34 *Madame Moeser in Osnabrück*. Getuschte Silhouette der Regina Juliana Elisabeth, geb. Brouning, mit Justus Möser verheiratet seit dem 25. Oktober 1746 – 93 x 82 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: Ms. von Einem 7/11

Mösers Frau gilt als energisch, tatkräftig und zielbewußt. 1751, fünf Jahre nach der Heirat, veröffentlicht sie unter dem Pseudonym »einer Westfalin« noch die Übersetzung einer Schrift von Johann Friedrich Jacobi, beschränkt sich später aber auf die (auch von Justus Möser in seinen Schriften propagierte) Rolle als Mutter, Hausfrau und Gesellschafterin. Bezeichnend für die Arbeitsteilung des Ehepaars ist, daß Regina Juliana die Korrespondenz mit der Verwandtschaft und in ausschließlich privaten Angelegenheiten auch für ihren Mann überwiegend mit übernimmt.

Gerühmt werden ihre literarischen Teegesellschaften. Friedrich Nicolai beschreibt sie als »eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Möser würdig. Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort; denn auch sie war eine Freundin und Kennerin der französischen Sprache und Litteratur.« Bm

>Nicolai 1858; Sheldon 1970:25f.; Sheldon/Sheldon 1971:3–9; Briefe 1992



3.35 Justus Möser. Kohlezeichnung von Dorothea Johanna Carolina Rehberg, signiert »Caroline Rehberg«, datiert »Pirmont, im July 1788«, Original verschollen – 370 x 320 mm

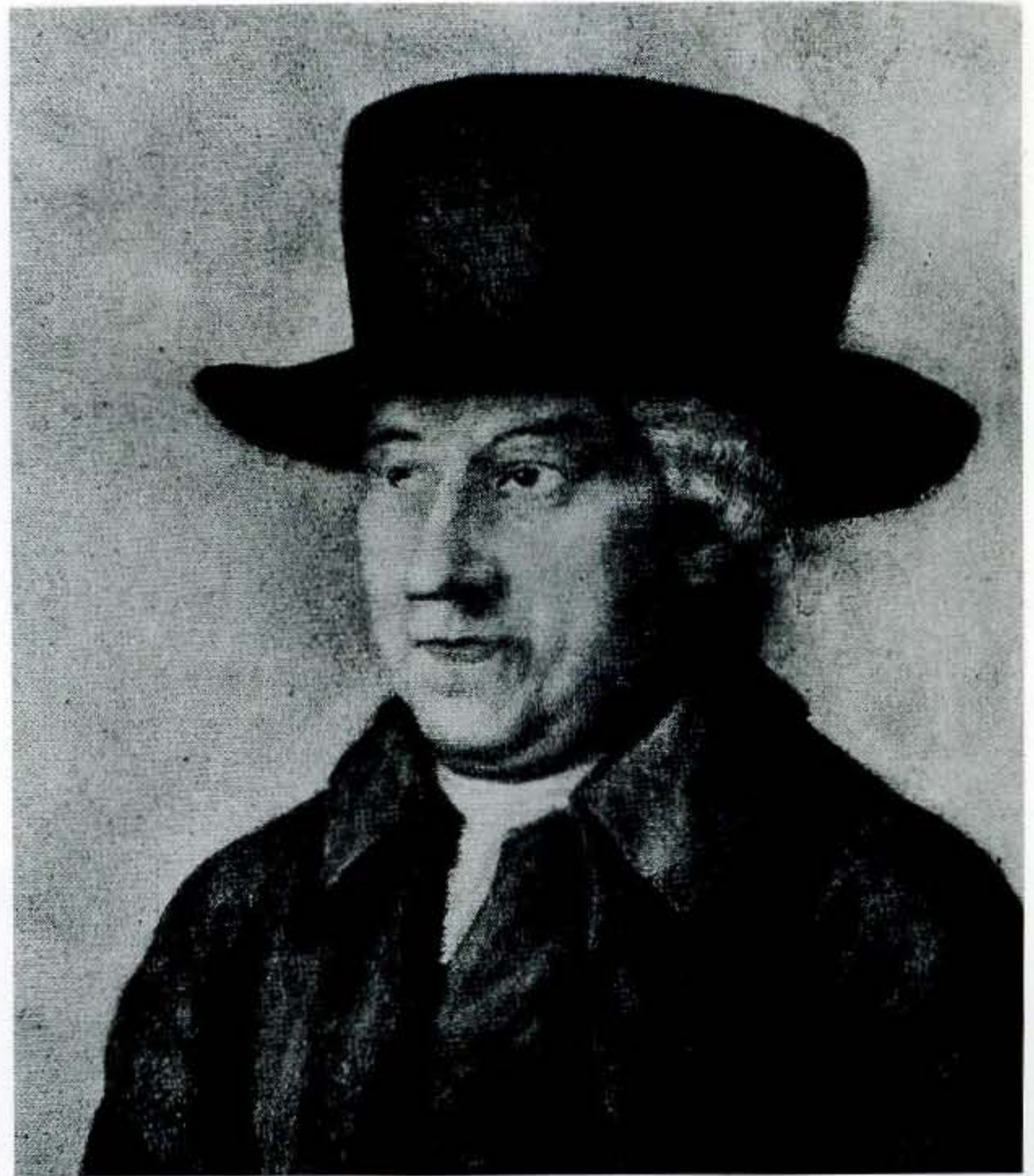
Möser-Dokumentationsstelle

Die 19jährige Zeichnerin, Schwester des hannoverschen Beamten August Wilhelm Rehberg (1757–1836), des späteren Propagandisten gegen die französische Revolution, verbringt schon als Vierzehnjährige 1783 einige Monate in Osnabrück bei den Mösern, befreundet sich mit der Tochter Jenny und gehört somit zum engeren, familiären Kreis Möser in Pymont. Man logiert in der gleichen Pension.

Ein anderer Bruder Carolines ist der nach Studien in München in Hannover als Porträtist wirkende Friedrich Rehberg (1758–1835).

Die im Pymonter Sommer entstandene, naturalistische Zeichnung, die unter einer bürgerlichen Kopfbedeckung das unprätentiöse Gesicht eines Alternden zeigt, Vorlage zu einem Schabkunstblatt von Johann Georg Huck, findet die besondere Würdigung von Friedrich Nicolai, dem Möser-Biographen des Jahres 1797: »[...] gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charaktere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Möser ihre ohnedieß schon sichere Reißfeder zu noch innigerm Ausdrücke führten.«

>Haarmann 1939; Sheldon/Sheldon 1971; Siebers 1994



3.35  
Justus Möser. Kohle-  
zeichnung von Doro-  
thea Rehberg, 1788

### Justus Möser: Aus einem Autobiographischen Fragment, März 1782

*Meine Nervenzufälle kommen immer wieder und unterhalten mich oft so sehr, als sie mich quälen. Im vorigen Winter hatte ich sie, wiewohl durch meine eigene Schuld, zu einer außerordentlichen Höhe gebracht. Es waren nun schon sechs Nächte vergangen, ohne daß ich auch nur des allergeringsten Schlags genossen hatte; und die siebente, welche jetzt heranrückte, macht mir auch nicht die mindeste Hoffnung dazu, indem alle meine Sinne ganz besonders gespannt waren. Von Unmut hingerissen, setzte ich*

*unbesonnener Weise meine Fußsohlen an einen warmen Ofen und erhitzte solche über eine Stunde in der Meinung, dadurch irgend eine günstige Veränderung zu bewirken. Allein dieses sonst in meinem Leben nie versuchte Mittel tat eine ganz verkehrte Wirkung. Vorhin hatte ich, so oft mich das Nervenfieber heimsuchte und sobald ich des Nachts die Augen schloß, nur ein weites, schönes, liches Feld vor mir, worauf allerlei Formen von Gegenständen, die jemals durchs Auge einen Eindruck auf mich gemacht hatten, sich in den schönsten und herrlichsten Farben zeigten und in fortgehender Bewegung unaufhörlich veränderten. [...]*



Jetzt aber, da ich den bösen Versuch mit den Füßen am Ofen gemacht hatte, konnte ich die Schöpfung, welche ich nach geschlossenen Augen vor mir hatte, schlechterdings von der wirklichen Welt nicht unterscheiden. Der Saal, worin ich saß, war vollständig in seiner Art; eine Menge von Personen, in deren Gesellschaft ich mich befand, war in ihrer ganzen Gestalt und in ihrem vollkommensten Putze so leibhaftig vor mir [...]. Der Saal, die Gesellschaft und alles, was ich sah, bildete sich unter beständigen Veränderungen nach seinen eigenen Gesetzen, ohne sich nur im mindesten von mir befehlen zu lassen; und ehe ich mir's versah, saß ich in einer großen Gesellschaft an einer wohl zugerichteten Tafel.

Mich selbst sah ich nicht, ich befand mich gleichsam im Schatten; aber meinen Arm, soweit er einem selbst bei Tische insgemein ins Auge fällt, sah ich mit einem Glase Wein nach dem Munde fahren; und weil ich in diesem Augenblicke noch mit dem Gedanken beschäftigt war, diese Schöpfung, so wie ich zuvor gedacht, nach meinem Verlangen abzuändern: so ging mir der Mund offen, und ich erschrak, als der Wein nicht kam, weil ich glaubte, das Glas verschüttet zu haben. [...]

Bei dem allen ist es doch sonderbar, daß die Nerven, deren Zitterung ich deutlich in

mir fühle, so eigenwillig mit den erhaltenen Eindrücken spielen und gleichsam einen Staat im Staate formieren. Wenn ich hierüber nachdenke, so freut es mich oft, daß ich nicht einen Tropfen dickes Geblüt und nicht den mindesten Hang zur Schwermut habe. Was für Erscheinungen würde ich daraus machen, wenn ich Malagrida wäre und etwas zu inbrünstig vor der H. Theresia gekniet hätte!

Aber nicht meine Augennerven allein erlauben sich diese Schwärmerei, sondern auch meine ganze Phantasie ist alsdann unaufhörlich mit Gegenständen des Denkens beschäftigt, die sie, ohne sich von mir einreden zu lassen, nach ihrem Willen behandelt. Oft widerstehe ich ihr und wende sie eine Zeitlang auf einen von mir gewählten Gegenstand. Allein dieser Kampf greift mich außerordentlich an; ich halte ihn selten über zwei Minuten aus und merke am Ende, daß die Phantasie gar nicht nachgegeben, sondern für sich fortgearbeitet hat und ich nur bei dem Haften meiner Seele an dem erwählten Gedanken ihr Spielwerk nicht beachtet habe. Daher gebe ich ihr auch jetzt nur immer nach und lasse sie schwärmen. Bringt sie durch ihre Kombinationen was Gutes, so behalte ich es und vergesse das übrige. [...]



## *Öffentliche Bestandsaufnahme. Das »Intelligenzblatt«*

Mit Justus Möser's Antritt als politischer Berater, als »Consulent« und später »Referendar« der Osnabrückischen Regierung beginnt nach anhaltender politischer Stagnation eine Periode verstärkter obrigkeitlicher Regelungstätigkeit und ausgeweiteter Staatlichkeit im Hochstift Osnabrück. In dem letztlich von London aus gelenkten Nebenland der englischen Krone ist es Möser, der einen erhöhten politischen Handlungsbedarf geltend macht. Er sichtet die hergebrachten Verwaltungsprozeduren, bemüht sich um Klärung problematischer Rechtszustände und erstellt Memoranden und Gutachten für gesetzgeberische Initiativen, wie er umgekehrt aus den Landstädten und Dörfern entsprechende Berichte und Stellungnahmen einfordert.

Die »Inventur« für das Hochstift umfaßt während der Hungerkrisen 1770–72 eine Volkszählung und die Anlage neuer Steuerregister und wird in Landvermessungen und neu angelegten Katastern sichtbar; symbolisch geradezu wirkt die Feststellung der geographischen Lage Osnabrücks durch den Göttinger Professor Lichtenberg. Allen Ressourcen des Landes – von der Frage der zur Verfügung stehenden Arbeitskraft bis zu den wirtschaftlich nutzbaren einheimischen Bodenschätzen – wird nachgespürt.

All dies wird zum Gegenstand öffentlicher Darstellungen und Erörterungen in dem eigens dafür von Möser initiierten Medium, den »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen«. Als Verlautbarungsorgan der Regierung gegründet und vom Landesherrn privilegiert, dient es der Bekanntmachung von Gerichtsladungen, fürstbischöflichen Verordnungen, für die eine Veröffentlichungspflicht eingeführt wird, sowie Ausschreibungen und Steckbriefen etc., aber auch für private Geschäftsanzeigen des Handels betreffs Verpachtungen und Verkäufe, Gründungsanzeigen und zu vergebende Kapitalien.

Die bis dahin offiziöse Verlautbarungsform, die sonntägliche Kanzelverkündigung in den Kirchen, verliert an Bedeutung.

Möser's Zeitungsprojekt geht aber über das Konzept eines reinen Amtsblattes hinaus. In den Beilagen zu den »Anzeigen« – zunächst ohne besonderen Titel, später »Nützliche Beylagen« und »Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen« überschrieben – schafft sich Möser ein Forum für eigene und aus fremder Feder stammende Betrachtungen und Abhandlungen zu Fragen der administrativen, rechtlichen und politischen Gestaltung öffentlicher Belange. Das »Gemeine Beste« wird als Zweckbestimmung dafür zur stehenden Rede, »Billigkeit« im Sinn von Zuträglichkeit und Nutzen wird der Maßstab der praktischen Vernunft. Den Lesern gestellte »Aufgaben« wollen Anstoß sein zur Sammlung praktischen land- und hauswirtschaftlichen Erfahrungswissens.

Das Publikum – aus höheren städtischen und landstädtischen Beamten, Kirchenmännern, Kaufleuten, gebildeten Handwerkern, mithin dem lesenden Bürgertum wie auch dem Adel des Hochstifts bestehend – ist zur Teilhabe an diesem öffentlich gemachten Gespräch eingeladen. Zumal Möser durch die wechselnden Rollen, in denen er sich mal als Bäcker, mal als Bauer, als »Amalia«, als »ein Patriot«, als »Bürgerfreund« aus Melle oder als »Polyxena von Tobosa« zu Wort meldet, mit einem durchaus taktischen Verhältnis zur Wahrheit die Atmosphäre eines diskursiven Prozesses von Rede und Gegenrede zu erzeugen bemüht ist. Möser wird darüber mehr und mehr zum obrigkeitlichen Meinungsmacher, der die Wirkungen seiner Politik mit ihrer öffentlichen Begründung flankieren will: »[...] jeder Hofgesessene sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urteil vorgelegt; der Staat gäbe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen [...]«, erklärt er offenerzig.

## *Den Reichtum des Landes mehren*

Der Anbau von Hanf und Leinsaat zur Garn- und Leinenherstellung als einer landwirtschaftlichen und hausindustriellen Warenproduktion ist im 18. Jahrhundert die bedeutendste Quelle



für Geldeinkünfte der Bewohner des Hochstifts Osnabrück. Aus der überwiegend auf Selbstversorgung angelegten bäuerlichen Landwirtschaft kommen außerdem in guten Jahren Getreideüberschüsse als Handelsware in Betracht. Der Landwirtschaft gilt entsprechend eine der »ersten Sorgen« des Politikers Möser.

Er will mit der Wiederbelebung des Leggewesens die Warenqualität obrigkeitlich garantieren, will unproduktive Flächen der »gemeinen Mark« aufteilen. Die Leibeigenschaft, die Abhängigkeit der Bauern von ihren Grundherrn, im Hochstift abzuschaffen, erscheint ihm fürs »gemeine Beste« dagegen nicht geboten; allenfalls ließe sich im Einzelfall über die Einführung von Erbpachtverträgen reden.

Die »Ehre des Handwerks« will Möser wiederherstellen; strikte Anwendung der Gildeordnungen soll die Konkurrenz durch unzüftige Handwerker, »Schleichhändler« und Krämer mit gesetzlichen Mitteln unterbinden, Zulassungsordnungen die Städte vor unerwünschtem Zugang von Handwerkern schützen. Auf der anderen Seite stellt Möser öffentliche Kreditmittel bereit, wenn es gilt, neue Handwerke anzusetzen oder Ausbildungsmöglichkeiten für Landeskinder zu schaffen. Die »Kultur der Industrie« hält Möser gleichwohl für ein schwieriges Unternehmen, auch deshalb, weil es hier wie in weiten Bereichen des Handwerks und Gewerbes an Kapital mangelt. Mit seinen Vorschlägen zu rechtsförmigen Entschuldungen, zum Einsatz privater und staatlicher Kreditmittel zwecks Gewerbeförderung hat Möser die Hand am Puls des nationalökonomischen Fortschritts.

Mit dem Bau eines neuen Gebäudes für die Mittelbehörde der bischöflichen Land- und Justizkanzlei setzt Möser – der inzwischen in der Hakenstraße selbst ein stattliches Wohnhaus besitzt – für das Programm, in Osnabrück »Staat zu machen«, ein repräsentatives Zeichen.

### *»Policey« des Luxus und der Sitten*

Die ästhetischen Vorbilder der Aristokratie vor Augen, setzt sich die Gesellschaft der städtischen Bürger in Fragen der Kleidung, des Auftretens und Benehmens mit den Maßstäben der höfischen Kultur auseinander. Der Anziehungskraft des höfischen Reichtums der Formen und Materialien steht die Suche nach eigenen Möglichkeiten der bürgerlichen Selbstdarstellung gegenüber. Die pietistische Kritik des »Luxus« und der »Modetorheiten« zielt einerseits haus-

väterlich auf die »unvernünftige« Verschwendung knapper Geldmittel, andererseits ist ihr die Äußerlichkeit der persönlichen Mode-Attribute verdächtig – so wie überhaupt das Bedürfnis nach Sichtbarmachung einer besonderen Individualität, Subjektivität oder »Empfindsamkeit« nach außen.

Nichtsdestoweniger unterhalten und informieren »Modekupfer« in Journalen, Almanachen und Kalendern über gängige Haartrachten und Kleider in den Residenzen und Metropolen.

Hinter der Sittenkritik steht im besitzarmen Teil des Bürgertums und in den unterbürgerlichen Schichten – angesichts einer hohen Zahl von umherziehenden, von kirchlicher oder privater Caritas abhängenden Pauperisierten nur allzu naheliegend – die latente Drohung künftiger Asozialität, Ausgrenzung und Kriminalisierung durch wirtschaftliche Einbrüche, die den »ehrlichsten Mann an den Bettelstab« bringen können.

Verhältnisse, wie sie Hogarth in seinen sozialkritischen Graphiken spiegelt, sieht Möser im Londoner Armenviertel St. Giles. Mit einem Osnabrücker »Zucht- und Arbeitshaus« will der Kriminaljustizrat Möser, der auch als Untersuchungsrichter wirkt, der kriminellen Armut am besten gleich auf eine wirtschaftlich einträgliche Weise begegnen. Gefährdete Personengruppen wie ledige Mütter und ihre Kinder müssen deshalb ebenso wie andere Bettler für »unehrenhaft« erklärt bleiben. Branntwein- und auch das »Coffeetrinken« müssen als ökonomisch schädliche Belastungen bzw. Laster gelten und kraft obrigkeitlicher Anordnung abgestellt werden.

Die Gesellschaft der Aufklärer kommt mehr und mehr zu dem Schluß, daß die »Verbesserung der Sitten« – so der Titel eines Stiches des Berliners Chodowiecki – mit den Mitteln der Vernunft allein nicht gelingen kann, sondern als »Policey«-Frage zu sehen ist.

### *Jenny von Voigts, Tochter und Herausgeberin*

»Ich bin willens, einige kurze Aufsätze, welche seit einigen Jahren in den hiesigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt sind, insgesamt die politische Moral und die Policey betreffen, und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben, unter dem Titel von »Patriotischen Phantasien« sammeln und ab-





drucken zu lassen [...]«, teilt Möser im April 1774 dem Berliner Verleger Friedrich Nicolai mit. Im August des Jahres geht mit dem Manuskript ein weiterer Brief an Nicolaï ab, in dem es heißt: »Hiebey erfolgt, was ich zum ersten Theil der ›Patriotischen Phantasien‹ bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern, was zu lokal war oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug.«

Mit der Fiktion der Herausgeberschaft der Tochter setzt Möser das Versteckspiel, das ihn als Autor schon unter verschiedenen Verfasser-namen schreiben ließ, fort. Zugleich überlässt er seiner Tochter nach außen hin weitgehende Herausgeberentscheidungen und weist ihr damit die Rolle einer kompetenten, gebildeten Mitarbeiterin an. In Johanna Wilhelmina Juliana, die 1749 geborene und zeitlebens ›Jenny‹ genannte Tochter Mösers, sucht der Vater auch, die Ansprüche der Aufklärung erzieherisch zu

verwirklichen. Die Eltern bemühen sich um die Ausbildung der Tochter, lehren sie Sprachen, lassen sie eine Zeitlang im Haus des verwandten Braunschweiger Prinzenerziehers, Abtes und Schulgründers Jerusalem leben, und sehen mit Freude einer Verbindung mit dem jungen Philosophieprofessor und Schriftsteller Thomas Abbt entgegen, der als Briefpartner Mösers im Frühjahr 1763 zu einem ersten Besuch ins Haus kommt. Bald entsteht ein herzlich freundschaftliches, ja familiäres Verhältnis mit den Mösers. Als Abbt aber 1766 stirbt, wird für die Tochter ein ›Ersatz‹ beschafft, obwohl der Gesichtspunkt einer Versorgung sich für die Mösers nicht stellt. Dennoch wird die Verheiratung mit Johann Gerlach Just von Voigts, Erbe des Vinckehofes zu Melle und von Möser protegierter Forstkommissarius betrieben, die 1768 stattfindet. In Voigts ererbtem Besitz ist auch das (baufällige) Anwesen in der Osnabrücker Hakenstraße 11, der künftige Wohnsitz Mösers.

4.5  
Mösers Wohnhaus in  
der Hakenstraße 11 in  
Osnabrück. Photographie  
von Rudolf Lichtenberg,  
um 1900



4.45  
Radierung aus der Folge »Sechs grosse Begebenheiten des vorletzten Decenniums« von D. Chodowiecki, 1791

Jenny allerdings bleibt die Vertraute ihres Vaters, sie unterhält für ihn Korrespondenzen mit Goethe und anderen; sie wird seine Begleiterin auf Reisen und insbesondere während der Aufenthalte in Pyrmont. Nach dem Tod des Vaters bewohnt sie sein Osnabrücker Haus und wird zur Erbin und Verwalterin des schriftstellerischen Nachlasses.

### Umbrüche

Solange der amerikanische Kontinent als Schauplatz kolonialer Gründungen verschiedener christlicher Religionsgemeinschaften von sich reden macht, gibt er den Europäern unter dem Stichwort »religiöser Toleranz« Anlaß zu Diskussionen und Spekulationen über deren Realismus. Als aber die Siedler sich den Steuerforderungen des englischen Mutterlandes, das die konkurrierende französische Kolonialmacht kriegerisch zurückdrängen kann, verweigern, entsteht das Projekt einer unabhängigen Staatsgründung, geboren aus dem militärischen Widerstand gegen die Truppen des englischen Königs. 1783 muß England die Unabhängigkeit seiner Kolonien anerkennen.

Die amerikanischen Ereignisse werden in Europa aufmerksam verfolgt; Debatten um verfassungsmäßig festzuschreibende, staatlich garantierte »Rechte der Menschen« werden geführt; in Frankreich erhält schon 1778 der amerikanische Gesandte Franklin eine Audienz beim König.

Mit der Revolution von 1789 in Frankreich steht die Abschaffung des feudalen Absolutismus auch auf der europäischen Tagesordnung. Deutsche »Jakobiner«, unter ihnen der Braunschweiger Joachim Heinrich Campe, berichten aus Paris unmittelbar von den atemberaubenden historischen Entwicklungen und bekennen sich zur französischen »Republik«. Die Revolution sorgt dafür, daß auch in den deutschen Ländern die feudale Ordnung der Ständegesellschaft unter der Oberhoheit des habsburgischen Kaisers eines »Hl. Römischen Reiches« als eine offene Frage behandelt werden kann. Während die Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich »Bürgerblut« vergießen, fordern die Aufklärer eine neue »Verhältnislehre« für die Menschen, fordern nach französischem Vorbild den Eintritt in ein neues Zeitalter der rechtlichen Gleichheit aller Staatsbürger.

Möser kann dem wenig Verständnis entgegenbringen. Angesichts seiner eigenen Dienste



*Die neue Französische Constitution.*

in und an der Ständegesellschaft und der für ihn erreichbaren Stellung und Einflußmöglichkeit befremdet ihn der abstrakte Idealismus »erklärter Menschenrechte«. Er steht für ein nach seiner der gesellschaftlichen Stellung »unterprivilegiertes«, aber als fach- und rechtskundiges Personal in Kirchen, Schulen, Regierungen und Verwaltungen unverzichtbares, durchsetzungsfähiges und bewährtes Bürgertum. Die Mittel zur Beförderung des »Gemeinen Besten« bezieht der »patriotische« Stand dabei aus der europäischen Aufklärung: Wissen und Argumentationsvermögen, kameralistisches Denken und Rechtsidealismus, aber auch Dienstbereitschaft und Machtbewußtsein.

Mösers Osnabrücker Zeitgenossen huldigen ihm zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum 1792 mit einem Denkmal und feiern in ihm auch nach seinem Tod das Idyll der erfolgreich hergestellten Harmonie der Stände, während mit der französischen Revolution das Ideal einer Gesellschaft freier und gleicher Bürger auf die politische Tagesordnung in Europa gesetzt ist.



## Öffentliche Bestandsaufnahme. Das Intelligenzblatt

**4.1** *Osnabrüga, Civitas pace Westphalica ibi perfecta celeberrima. Sumptibus Tobiae Conradi Lotter, Geogr. et Chalcogr. Aug. Vin. – Osnabrück, eine wegen dem daselbst geschlossenen Westphälischen Frieden sehr berühmte Stadt. Verlegt von Tobias Conrad Lotter, Geograph. in Augspurg.* Kolorierter Kupferstich nach Chr. L. Reinhold, nach 1767, Maßstab 1 : 4460 – 525 x 600 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 62a Nr. 104 H

Der nach einem Kupferstich von Christian Ludolf Reinhold aus dem Jahre 1767 in Augsburg koloriert ausgeführte Plan von Osnabrück, der Vorlage und den Namen Reinholds nicht nennt, zeigt die Stadt zur Möser-Zeit. Verbunden wird diese exakte Kartierung auf Grundlage der im 18. Jahrhundert entwickelten Vermessungstechnik mit einer – auch in der Reinholdschen Vorlage vorhandenen – perspektivischen Ansicht der Stadt. Ziffern und Buchstaben, die dann an den Rändern aufgelöst werden, kennzeichnen die wichtigen Gebäude, Straßen und Plätze der Stadt.

Deutlich abgegrenzt sind Alt- und Neustadt von Osnabrück, die seit 1306 vereint sind. Die Stadt gliedert sich in die seit dem 17. Jahrhundert vereinigte Markt- und Haselaischaft, die Butenborg, die Johannislaischaft und die Neustadt, die nach festgelegtem Verhältnis bei der Ratswahl berücksichtigt werden. Schön zu erkennen ist der Schloßbereich mit Garten und Taubenhaus und auch die aus einer Gartenanlage bestehende ehemalige Festungsanlage Petersburg. Die Schloßgebäude sind gesondert auf einer Legende verzeichnet. Rechts unten ist das Benediktinerinnenkloster Gertrudenberg zu sehen. Auf dem Stadtprospekt fallen neben den charakteristischen Kirchtürmen und Befestigungsanlagen das Schloß und auch das Zuchthaus als herrschaftliche Gebäude auf.

>1200 Jahre Osnabrück 1980:85–88

St

**4.2a–b** *Georg Christoph Lichtenberg Professor der Philosophie zu Goettingen geb 1744* [!] (1742–1799). Kupferstich, bez.: »Strecker pinx: Darmst.«, »J. C. Krüger sc. Berol.«, 1781/82, nach einer Tuschzeichnung von Johann Ludwig Strecker – 152 x 93 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: o.Inv.Nr.

[Georg Christoph Lichtenberg:] *Ueber die geographische Lage der Stadt Osnabrück.* In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen« vom 21. August 1773

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Georg Christoph Lichtenberg ist knapp ein- einhalb Jahre in Göttingen als außerordentlicher Professor der Philosophie mit den Spezialgebieten Astronomie, Physik und Mathematik tätig, als er am 4. September 1772 nach Osnabrück kommt. Anlaß ist der Auftrag König Georgs III., ebenso wie für Hannover und Stade auch für Osnabrück mittels astronomischer Messungen die geographische Lage der Stadt zu bestimmen. Für seine Messungen läßt Lichtenberg auf dem Gebiet der früheren Festung Petersburg einen Turm zum Observatorium ausbauen. Das Wetter erschwert die Beobachtungen und macht einen fünfmonatigen Aufenthalt nötig. Dennoch zeichnen sich Lichtenbergs Messungen durch eine für die Zeit sehr große Genauigkeit aus, die erst durch Gauß im 19. Jahrhundert überboten wird. Die Osnabrücker Veröffentlichung von Teilergebnissen in der Beilage »Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen« zu Möser's »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« greift der wissenschaftlichen Publikation weit voraus: Erst 1776 publiziert Lichtenberg seine Ergebnisse in den »Göttinger Gelehrten Anzeigen«.

Gleich zu Beginn seines Aufenthaltes macht Lichtenberg am 10. September Möser seine Aufwartung. Bei weiteren Kontakten wird vereinbart, Lichtenberg werde Möser's Sohn während seines Göttinger Studiums im Englischen unterrichten. Lichtenberg erkennt in Möser »den Mann, der sich um alles bekümmert«. Im Tagebuch urteilt er: »Dieser berühmte Mann ist recht für den Umgang gemacht, munter und gefällig im höchsten Grad, und spricht unverbesserlich gut, er weiß sich zu jedermanns Fähigkeiten herabzulassen und zu erheben, und oft weiß er den Reden anderer Personen so zu begegnen, daß sie sich wundern, solche Einfälle gehabt zu haben.«





4.2  
Georg Christoph Lichtenberg, Mathematiker, Astronom und Schriftsteller in Göttingen, Kupferstich, 1782

Möser unterstützt Lichtenbergs Position in dessen publizistischem Streit mit dem Schweizer Johann Caspar Lavater über das Feststellen des Charakters aus den Gesichtszügen. Anscheinend halten sie aber über eine sporadische Korrespondenz hinaus (bis in die erste Hälfte der 80er Jahre hinein) keine intensivere Verbindung, außer über ihren gemeinsamen Freund oder Protegé, den späteren Osnabrücker Oberlandesbaumeister und Schriftsteller Georg Heinrich Hollenberg (1752–1831). Bm

>Joost/Schöne 1983ff:I, Nr. 189, II, Nr. 840; Achenbach/Joost 1991:36; Promies 1991:618; Kempf 1989; Herbst 1992

### 4.3 Justus Möser. Portraitmalerei, Öl auf Leinwand, von Ernst Gottlob, 1777 – 745 x 600 mm

Möser-Dokumentationsstelle / Landschaftsverband Osnabrück

Mit seiner Bedeutung als Autor der »Patriotischen Phantasien« und als Politiker unter der Regentschaft der Welfen wachsen die Repräsentationsbedürfnisse Möser. Nachdem 1774 der Osnabrücker Maler Howind Möser portraitiert, ergibt sich drei Jahre darauf im Juli 1777, vermittelt durch adlige Auftraggeber, eine neue Gelegenheit: »Der Maler von Leipzig, ich glaube, daß er Gottlieb oder Gottlob heißt, ist bereits seit drey Monaten hier auf einem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Anfangs wollte er um aller Welt nicht nach Westphalen, und nun gefällt ihm sein erster Aufenthalt so wohl, daß er nicht weiter kommen kann. Zwölf Bildnisse, worunter das meinige mit ist, hat er für 300 Rtl. übernommen; dabei freye Bewirthung etc. Ich hoffe, er wird doch gegen den Winter wieder abreisen wollen, und auf diesen Fall kann ich mein Bildniß versprechen«, teilt Möser dem Verlegerfreund Nicolai im Hinblick auf eine Verwendung für die Neuauflage der erfolgreichen »Patriotischen Phantasien« mit.

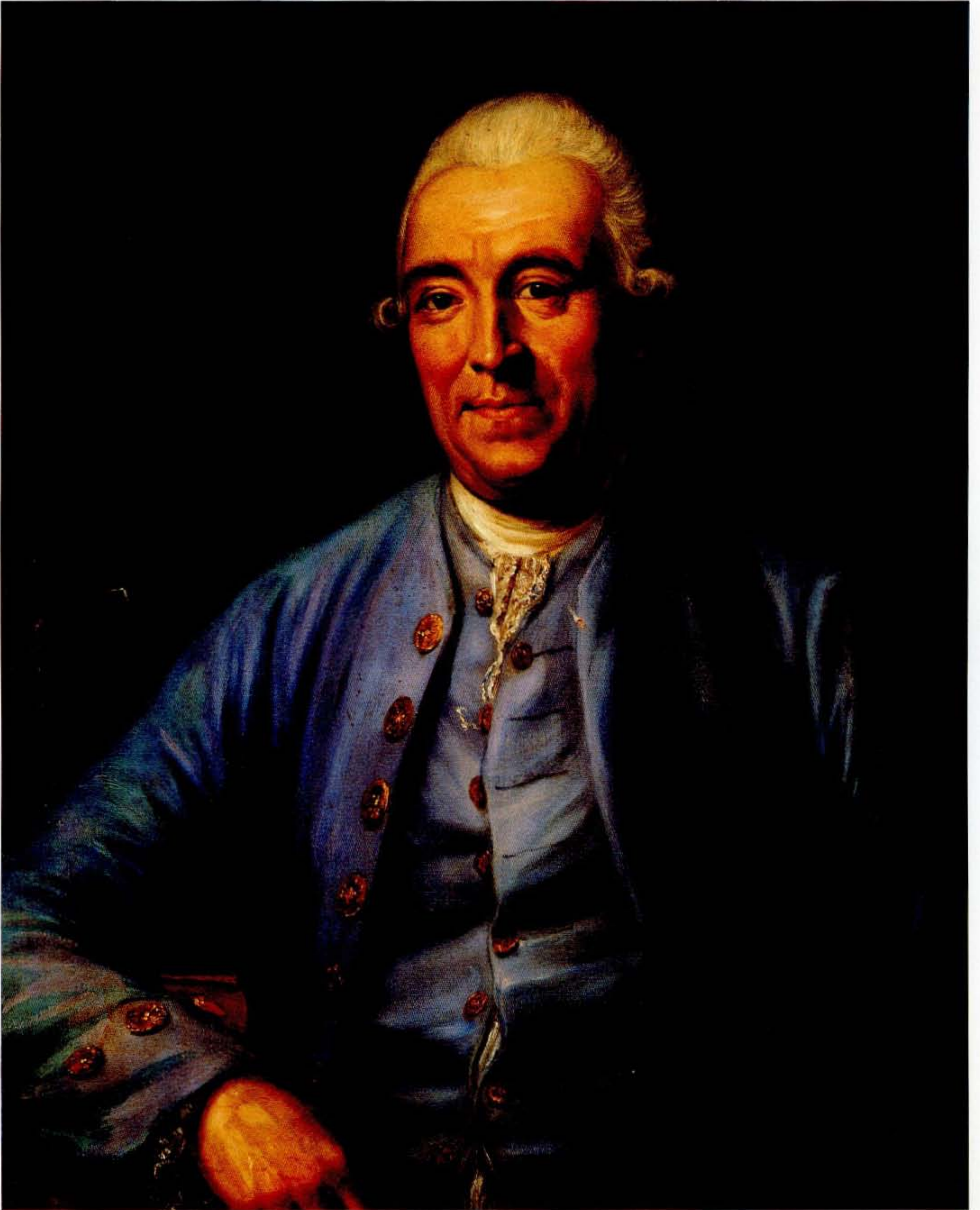
Im September hört dieser von Möser: »Mein Bildniß hat H[err] Gottlob mit auf Leipzig genommen. Er wünschte, daß es dort gestochen werden mögte von H[errn] Geysern. Ich überlasse dieses Ihrem Gutbefinden.«

Der Portraitist Ernst Gottlob (1744–1796) ist Schüler des Leipzigers Oeser, einem »abgesagten Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks«, wie Goethe überliefert. Er präsentiert Möser in einer zeitgemäß-modernen, klassizistisch beeinflussten Weise, die Nicolai allerdings nicht goutieren kann: »Herr Gottlob hat den trefflichen Möser verschönern wollen, hatte ihn so roth und weiß gemacht, hatte jede bedeutungsvolle Runzel und Ecke abgestrichen, hatte ihn so rund und unbedeutend gemalt, daß von Möser nichts im Bilde war.«

Von dem Bild sind vier Fassungen Gottlobs bekannt geworden; darunter eines im Landesmuseum Oldenburg und eines im »Freundschaftstempel« des Halberstädter Dichters und »Musenfreundes« Gleim.

>Haarmann 1939; Briefe 1992:538, 545; Nicolai 1798:153; Siebers 1994





4.3  
Justus Möser. Porträt-  
malerei von Ernst  
Gottlob, 1777



**4.4** *Register der sämtlichen Gebäude in der Stadt Osnabrück. Nebst einer Chartre worin die nehmlichen Nummern befindlich. Ausgefertigt von Mag. Christian Ludolf Reinhold 1790. Darin: Plan von einem Theile der Stadt Osnabrück welchem man die Mark und Hase Leyenschaft nennet [...], sowie: Plan von einem Theile der Stadt Osnabrück welchem man Die Butenborg nennet [...]. Tusche und Wasserfarbe auf Papier – je 470 x 595 mm*

Staatsarchiv Osnabrück: Dep 3 b IV Nr. 1164 sowie K 62a Nr. 108 H Blatt 1 und 2

Die beiden Pläne gehören zu einem insgesamt vier Blätter umfassenden Häusergesamtverzeichnis der Stadt Osnabrück, das zwar noch keine direkte Katasterverzeichnung darstellt, aber wohl für fiskalische Zwecke angelegt sein dürfte. Die Einzelpläne geben jeweils einen Stadtteil wieder, für alle zusammen ist ein Register erstellt, in dem die Häuser der Stadt durchnummeriert sind. Hier fehlen die exempten, d.h. von der Steuer- und Gerichtsherrschaft der Stadt privilegierten Gebäude. Für die gesamte Stadt ergeben sich 1506 Gebäude, wobei die befreiten Häuser am Schluß des Verzeichnisses genannt werden. In den Karten werden die einzelnen Gebäude für jeden einzelnen Bezirk neu nummeriert.

Justus Möser wird im Haus Am Markt 26/27 geboren, direkt neben der Marienkirche im Herzen des bürgerlichen Osnabrück. Dieses Haus, in dem Plan der Haselaischaft mit Nr. 24 gekennzeichnet, ist 1790 im Besitz des Kanzleisekretärs Johann Georg Justus Friderici (1787–1817), eines Großneffen Möser.

Möser wohnt nach seiner Vermählung 1746 zunächst in der Hasestraße, zieht aber im Jahr 1754 in die Hakenstraße Nr. 5 um. Auch der in die Stadt drängende Adel, wie die von dem Bussche und von Morsey, richtet sich hier ein, und so gehört die Hakenstraße bald zu den vornehmen Straßen der Stadt, denn sie liegt vor dem Schloß. Hier wohnt auch das Osnabrücker Honoratiorentum wie die Familien Gülich und Pagenstecher. 1776 baut Möser an der Südseite der Hakenstraße ein Haus neu auf, das er bis zu seinem Tod bewohnt. Möser schafft sich hier in der Nähe des landesherrlichen Schlosses eine seiner gesellschaftlichen Stellung angemessene »Residenz«.

>Krusch 1909:327, 333; Jänecke 1913:35–42; Hoffmeyer 1980:256f.; 1200 Jahre Osnabrück 1980:96 (Abb.); 450 Jahre Reformation 1993:31

**4.5** *Mösers Wohnhaus Hakenstraße 11 in Osnabrück. Ansicht von Westen, Photographie von Rudolf Lichtenberg, um 1900.*

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Sammlung Lichtenberg

Im April 1754 bezieht Möser den gepachteten »2. Hof von dem Bussche-Hünnefeld« in der Hakenstraße Nr. 5. Er gehört der Witwe des 1752 verstorbenen Johann Friedrich von dem Bussche, des adligen Mandanten, Gönners und Friends. Seit 1776 bewohnt die Familie Möser das große Haus an der Hakenstraße 11, das bereits während der Verhandlungen zum Westfälischen Frieden als Gesandtenwohnung dient, später durch Erbschaft an die Familie von Möser's Schwiegersohn von Voigts fällt. Möser, der schon am alten Wohnsitz ein offenes Haus führt, erneuert es seinen Bedürfnissen entsprechend – die Kosten dafür werden mit 15.000 Talern angegeben – und pflegt hier eine wirkungsvolle häusliche Geselligkeit. Mancher seiner auswärtigen Besucher ist beeindruckt, wie 1781 der hannoversche Kanzleisekretär Carl Höpfner: »Ich ging hin und wurde wie ein Kind vom Hause aufgenommen. Möser ist ein Mann, der alles große in sich vereinigt [...] Er sprach von der Einrichtung des Theaters, warum wir keine Nationalbühne haben könnten, wie man den Hindernissen abhelfen könnte, von dem Vorzug der alten Römer in diesem Fach, von der Ähnlichkeit des englischen Theaters mit jenem. Vergleich darauf Shakespeares Brutus mit Voltaire seinem. Kam dann auf das Studium der Geschichte, Sprachen pp. – [...] [ich] ärgerte mich, daß es zum Essen gehen sollte. Es waren 15 Personen, lauter Verwandten und ich war der einzige Fremdling [...] Alle Sonntage war diese Assemblée und ich ging allemal hin und war willkommen.«

Das Haus wird im 19. Jahrhundert zusammen mit der nach Süden angrenzenden Nummer 10 Sitz der hannoverschen Landdrostei und Regierung und später für den Neubau der Bürgerschule, der heutigen Möser-Realschule, abgerissen.

>Jänecke 1913; v. Bruch 1982:442ff.(Abb.), Sheldon/Sheldon 1971:3ff.; Siebers 1991:22f.

**4.6** *Publicandum wegen eines in diesem Hochstifte auszulassenden Intelligentz-Blates, 1. September 1766 – 1 Bl. 4°*

Staatsarchiv Osnabrück: Rep 100/154 Nr. 11



Mit der Bekanntmachung vom 1. September 1766 informiert die Regierung die Bevölkerung des Fürstbistums Osnabrück über die auf eine Initiative der nachsitzenden Stände zurückgehende Einführung der Osnabrückischen Intelligenzblätter.

Der Anzeigenteil soll amtliche Verlautbarungen, kommerzielle und private Mitteilungen umfassen: »Ueberhaupt soll alles, was zur Notiz des Publici gehöret, demselben einverleibet werden.« Ob »[...] zur Ausbreitung der Wissenschaften und Gelehrsamkeit dienliche Aufsätze, wie an andern Orten gebräuchlich ist, einen Platz in diesen Blättern finden könnten [...]«, hänge von dem finanziellen Aufwand ab. Das regelmäßige Erscheinen einer derartigen Beilage ist also noch nicht gesichert, erfolgt aber dennoch. 1766/67 noch ohne eigenen Titel, erscheint diese 1768–1772 unter der Bezeichnung »Nützliche Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blate« und ab 1773 als »Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen«.

Nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe im Oktober 1766 schreibt Möser an Thomas Abbt: »Jedes Land muß billig dergleichen haben, und eher als eine Societät der Wissenschaften.« Bereits 1772 bezeichnet Johann Gottfried Herder die Osnabrückischen Intelligenzblätter als »das Vollkommenste Deutsche Nationalblatt«.

MS

>Hollmann 1937:45–196; Briefe 1992:412f. u.ö.; Fiegert/Welker 1994

4.7 Pokal auf die Sedisvakanz des Osnabrücker Hochstifts. Fürstbischöfliche Kristallglashütte Borgloh bei Osnabrück, leicht grünliches Glas, 1728 – Höhe 275 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück A 2823

»Ich habe bey dem Läsien der Osnabrugischen Anzeigen die Gedanken gehabt, ob nicht dan und wan darin ein Stück von der Regierungsgeschichte des lätzen Bischophs Ernst August könnte eingerücket werden. Mich däucht, es würde Beyfall und Aufmunterung finden.« – Diesen Fingerzeig des in London amtierenden Chefs der »Deutschen Kanzlei« und unmittelbaren Vorgesetzten, Burchard Christian von Behr (1714–1771) erhält der Redakteur des Osnabrücker Intelligenzblattes, Justus Möser, im Januar 1767. Und wenig später, im März, wiederholt Behr gegenüber Möser, »von den

385

386

# Nützlicher Beylagen

zum

## Osnabrückischen Intelligenz-Blate

Sonnabends den 7 December 1771.

Neunundvierzigstes Stück.

### Beantwortung der Frage:

**Was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes seyn? Die Verbesserung der Landwirthschaft? oder die Bevölkerung des Landes? oder die Ausbreitung der Handlung? Womit muß der Anfang gemacht werden?**

S. das Hannov. Mag. v. 29 Nov. 1771.

**S**ie sollten jetzt nach E. kommen; wie hat sich der Ort verändert! Vor dreyßig Jahren war es das armseligste Landstädtgen das man nur sehen konnte, von Misthaufen und Hütten zusammengesetzt. Der Morgen Landes konnte damals des Jahrs nicht 6 mgr. zur Heuer thun, und Ochse, Einwohner und Pferd kröpelten das ganze Jahr auf der umher liegenden großen Heide herum, um die dürre Marke davon ab und in die Viehställe zu fahren. Man konnte in einiger Entfernung ganze Felder bey nahe umsonst haben, wenigstens lag ein großer Theil verlassen und verwildert. Was das schlimmste dabey war: so zogen die Einwohner ihre Kinder nur für Fremde auf. So bald ein Mädgen nur eben dienen konnte, floh es zur Hauptstadt, und die Söhne giengen in alle Welt, so daß in vierzig Jahren gar keine neue Wohnstätte angelegt, verschiedene alte aber eingegangen waren. Das Korn was dort wuchs, mußte, wenn die Einwohner etwas zum Absatz übrig hatten, weit zu Markte gefahren werden, und dazu war das Heudefahrwerk zu schwach; folglich bauten sie selten mehr als sie selbst nöthig hatten, und was allenfals übrig war, wurde unnöthig

Ecc

nöthig

Zeiten Ernst August des 2ten vernommen zu haben, daß er sehr zu dem Linnenhandel und zur Aufnahme der Handwerker in den Städten sehr vieles beygetragen habe«.

Das Bild des aufgeklärt-absolutistischen Kurfürsten, der eine Reihe von gewerblichen und handwerklichen Projekten nach merkantilistischem Verständnis ins Werk setzt, ist lebendig geblieben und soll nach dem Willen des Londoner Hofes auch künftig politische Orientierungen geben.

Auch die fürstbischöfliche Kristallglashütte in Borgloh (wo Ernst August außerdem Steinkohle hauen läßt) ist seine Gründung.

Der Pokal auf die Sedisvakanz gibt auf der Vorder- und Rückseite einer konischen Kupa die Schauseiten des Osnabrücker »Sedisvakanztalers« auf den Tod Ernst Augusts II. wieder.

>Meinz 1976; Clemens August 1987:374f. (Abb.); Kaster 1991:236ff.; Briefe 1992:418, 423

4.10

»Was muß die erste Sorge sein?« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« I.



## Justus Möser an Friedrich Nicolai im April 1782, I.

[...] Oßnabrück, können Sie sagen, sieht von dem nahe davor gelegenen Schinkelberge ziemlich weitläufig aus, weil es in die Länge liegt, wird aber doch nicht höher als auf 1200 Häuser angegeben und jetzt eher weniger als mehr halten, weil auch hier die Städte, die unter alten Schulden und Fesseln seufzen, sich nicht erheben und dort nothwendig sinken müssen, wo, wie im Oßnabrückischen, der Handel und das Handwerk auf dem platten Lande völlig frey ist und überdem von dem Landesherrn noch besonders gegen die Stadt begünstiget wird, weil diese so wenig zu Reichs- und Kriegsteuern als zur Landeskasse das mindeste beyträgt [...]

Das Hauptgewerbe des Landes besteht aus Garn und Linnen, theils von Hanf und theils von Flachs. Ersters geht mehrentheils nach Elberfeld zur Bleiche und in die dortigen Fabriken oder in die Schweiz und nach Frankreich. Doch hat man auch seit einigen Jahren Bleichen im Oßnabrückischen angelegt und eine Art von bunten Linnen, die den französischen fast gleich kommen und nach Amerika gehen, verfertiget. Eine Firma in Oßnabrück namens Schröder und Strüve brachten diese Fabrik in zween Jahren auf zweyhundert Webestühle, setzten aber keinen einzigen davon in die Stadt, sondern in und um ein Landstädtgen namens Vörden [...]

Zur Legge, einer dortigen Schau- und Meßanstalt, welche auf dem Lande vor etwa zehn Jahren angelegt, in der Stadt aber bereits über 200 Jahr bekannt ist, kamen davon im Jahr 1778 27241 Stück [...] Vorher war allein eine solche Schauanstalt in der Stadt. Diese war aber seit 20 Jahren geschlossen, weil sie keinen Zwang über das Land hatte und die Kaufleute auf dem Lande alles directe verschickten; wodurch der Handel in schwache Hände kam, die den

Bremern und Holländern für Provision dienten, immer zur Unzeit losschlagen mußten und zuletzt in schlechterer Wahre ihre Entschädigung suchten. Dieses bewog die Regierung, ein Zwangrecht einzuführen, und nun muß alles an gewisse Leggeorte, die nach der Bequemlichkeit der Unterthanen angelegt sind und Iburg, Laer, Bramsche, Alfhausen, Neuenkirchen, Essen, Osterkappeln und Melle heißen, gebracht werden. [...] Die Kaufleute erscheinen auf den Leggen und kaufen es den Unterthanen, nachdem die Conjunktoren sind, meistbietend ab.

Ausserdem macht der Landmann noch eine besondere Art Zeuge, welche unter dem Nahmen von Wollaken und aus schwarzer Wolle und Linnen zusammengeslagen werden. Diese dienen fürnehmlich zu Matrosenkitteln und überhaupt zu Ueberzügen für Leute, die viel mit Theer und Thran umgehn, weil man auf schwarzer Wolle den Schmutz nicht sieht. Die schwarzgefärbte Wolle ist nicht so gut, und die natürlich schwarze wird theurer als die weisse bezahlt. Man sucht sie bis in Holstein auf und zählte vor einigen Jahren, als die Regierung die hiebey kommende Verordnung machte, 44 Landkrämer, welche sich damit abgaben, die Unterthanen mit Wolle und Garn zu verlegen und das Wollaken nach Holland zu schicken. Es wird aber nur in dem einzigen Amte Fürstenau, und zwar blos in zween oder dreyen Kirchspielen desselben und zwar von den geringen Leuten gemacht, die des Sommers in Holland dienen oder auf holländischen Schiffen fahren.

Diese drey Artikel nebst dem magern Vieh und den Schweinen, welche stark nach Holland vertrieben werden, sind die vornehmsten, wo nicht einzigen Mittel, wodurch Geld ins Land gezogen wird.



4.8 *Summarische Extrakte der in jeder Bauerschaft, jedem Kirchspiele und jedem Amte – auch im ganzen Hochstift Osnabrück lebender Menschen, gefertigt aus denen desfalls im Febr. und Martio 1772 aufgenommenen Tabellen.* Volkszählung, 1772 – 93 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Rep 100/188 Nr. 41

Der statistischen Erhebung der »im Hochstift Osnabrück lebenden Menschen« geht am 6. Februar 1772 ein Ausschreiben der Regierung an sämtliche Vögte des Hochstifts voraus. Anlaß dieser Zählung ist der Kornmangel der Krisenjahre 1770 bis 1772, die ganz Europa nach verheerenden Mißernten erschüttern. Die Vögte erhalten vorgedruckte Tabellen, in denen sie die Namen, Berufe und die Zahl der in den jeweiligen Haushaltungen Lebenden einzutragen haben. Anzugeben sind neben den Hauptfeuerstätten auch die Nebenfeuerstätten. In einer letzten Spalte wird erfaßt, wo Roggen fehlt bzw. wo er im Überfluß vorhanden ist. Gleichzeitig wird festgehalten, wer wem eigenbehörig bzw. wer frei ist. Auch die Schatzsteuerpflichtigkeit wird vermerkt, so daß diese Sozialstatistik des Hochstifts ebenfalls für andere Zwecke zu nutzen ist. Neben der Überprüfung der Zahl der Rauchschatzpflichtigen und einer künftigen, besser auszukalkulierenden Kopfschatzbesteuerung geben die Tabellen auch ein Bild der Verteilung der Handwerke im Land. Sie sind ferner eine hervorragende Grundlage für eventuelle militärische Aushebungen oder Einquartierungen, wie der für die Erhebung verantwortliche Landrentmeister Christian Friedrich Preuß vermerkt. Die Erhebung wird deswegen bei den Untertanen außerordentlich gefürchtet. Aus den Einzelübersichten entsteht die Gesamtübersicht für das Hochstift; aufgeschlagen ist die Tabelle der in der Stadt Osnabrück lebenden Menschen (Tabelle 1).

Osnabrück hat in diesem Jahr 5.923 Einwohner, von denen 4.720 unter der Obrigkeit des Rates stehen. 709 Osnabrücker leben auf der Domsfreiheit bzw. der Johannisfreiheit, fast 400 unterstehen direkt der Regierung bzw. der Land- und Justizkanzlei. Damit wohnen gut 5 Prozent der im Hochstift ansässigen 116.664 Menschen in der Stadt Osnabrück. Möser nutzt in seinen »Patriotischen Phantasien« die Zahlen als Widerlegung der Ansicht, Westfalen sei besonders schwach besiedelt. St

>Crusius 1955:8



4.9  
Friedrich Nicolai  
(1733–1811). Portrait-  
malerei nach Anton  
Graff, 1783

4.9 Friedrich Nicolai (1733–1811). Portraitmalerei von Collmann, Öl auf Leinwand, 1790, nach Gemälde von Anton Graff, ca. 1783

Gleimhaus Halberstadt: A/47

Im »Namen einer kleinen berlinischen Gesellschaft« richtet der an der Schaumburgischen Universität in Rinteln Mathematik und Philosophie lehrende, 22jährige Thomas Abbt im April 1762 »an den Verfasser des Harlekin« die briefliche Einladung, sich »ein wenig näher sich zu uns zu gesellen«. Die »Gesellschaft«, die ab 1759 die Rezensionszeitschrift »Briefe die neueste Litteratur betreffend« herausgibt, besteht nach Lessings Weggang 1760 aus Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai, letzterer vor allem als Buchhändler und Verleger. Nicolai ist auch der Motor des Nachfolgeunternehmens. Er gibt ab 1765 die »Allgemeine deutsche Bibliothek« heraus und macht dieses Periodikum, das zuletzt von über 150 Beiträgern mit Besprechungen aktueller Neuerscheinun-



gen beliefert wird, zu einer maßgeblichen Institution der Aufklärung.

Möser nimmt bald die direkte Korrespondenz mit Nicolai auf, schickt dem Verleger noch ein Nachspiel zum »Harlekin«, auch kleinere Komödienentwürfe, und es entwickelt sich ab 1767 ein reger brieflicher Austausch, der ergänzt wird durch persönliche Begegnungen bei sommerlichen Pyrmont-Aufenthalten.

Nicolai, der sich mit Möser in der Sicht auf literarische und publizistische Zeitströmungen häufig einig weiß, verlegt ab 1774 die »Patriotischen Phantasien« sowie 1780 die zweite Auflage der »Osnabrückischen Geschichte« und hat somit entscheidenden Anteil an Möser's wachsendem Bekanntheitsgrad. Als persönlich eng verbundener Briefpartner wird Nicolai von dem 13 Jahre älteren Möser auch als Literaturlieferant beansprucht, Nachrichten und Grüße soll er bestellen, Reisende werden ihm empfohlen, und Möser vertraut ihm seine gesundheitlichen Altersbeschwerden an.

So wird Friedrich Nicolai nach Möser's Tod nicht nur der Herausgeber der ersten Werkausgabe, sondern auch sein erster, freundschaftlich gesonnener Biograph.

>ADB; Nicolai 1797; Briefe 1992:268; Zieger 1994; Scholke/Wappler 1986

sentliches Ziel des Intelligenzblattes genannt: »[...] von Zeit zu Zeit solche kurze Stücke [...], welche zur Verbesserung des Policey-Wesens und der allgemeinen auch besondern Landwirtschaft Anleitung geben, mithin einen unmittelbaren Einfluß auf das gemeine Beste haben«, zu veröffentlichen. Dementsprechend umfassen die Beiträge in den Beilagen thematisch neben programmatischen Aufsätzen zur Volkswirtschaft im allgemeinen vor allem solche, die sich direkt auf die wirtschaftlichen Probleme des Fürstbistums Osnabrück beziehen, etwa den Niedergang der Textilproduktion oder die Hollandgängerei diskutieren. Die Etablierung neuer Gewerbezweige wird in Vorschlag gebracht, und der Rekurs auf eine bessere Vergangenheit soll den Handwerker wie den Kaufmann »bei seiner Ehre packen«, zu Nachahmung und Investition ermutigen.

Deutlich wird der Blick auf die Voraussetzungen künftiger wirtschaftlicher Prosperität: Es geht um die Frage politischer Förderungsprioritäten, um das Vorhandensein von ausreichender Arbeitskraft und auch um die Möglichkeiten der Ausbeutung von Bodenschätzen im Hochstift. MS

>AA V:114, IV:84ff., V:214, XIV.1:100ff.; Runge 1966; Fiegert/Welker 1994

#### 4.10 »WAS MUß DIE ERSTE SORGE SEIN?« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« I.

- »Beantwortung der Frage: Was muß die erste Sorge zur Bereicherung des Landes seyn? Die Verbesserung der Landwirthschaft? oder die Bevölkerung des Landes? oder die Ausbreitung der Handlung? Womit muß der Anfang gemachet werden?«, vom 7. Dezember 1771
- »Die Frage: Ist es gut, daß die Leute aus hiesigem Stifte nach Holland gehen? Wird bejaht«, vom 29. August 1767
- »Der Staat mit einer Pyramide verglichen. Eine erbauliche Betrachtung«, vom 8. Mai 1773
- »Von den hiesigen Marmorbrüchen«, vom 1. März 1777

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Bereits in dem »Publicandum wegen eines in diesem Hochstifte auszulassenden Intelligenz-Blates« vom 1. September 1766 wird ein we-

#### Den Reichtum des Landes mehren

4.11 *Carte von der im Fürstlichen Osnabrückischen Amte Vörden Kirchspiel Neuenkirchen belegenen zur Desenberger Mark gehörigen Feldmark der Bauerschaft Bieste, vermessen in den Jahren 1789 und 1790 durch H.W. von Bonnivet, Artillerie-Fähnrich, attestirt von J.H. Hogreve.* Reinkarte, koloriert, im Maßstab 1: 3840 – 730 x 1170 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 100 Nr. 1 H III 13a

Die Karte der Bauerschaft Bieste stammt aus der Osnabrücker Landesaufnahme, die zwischen 1784 und 1790 durchgeführt wird und erstmals eine exakte Grundlage für die Besteuerung der Untertanen bietet. Ihr geht ein Gutachten Möser's vom 7. Februar 1784 voraus, das als Zweck der Landesaufnahme die Messung des Kulturlandes, ob steuerpflichtig oder schatzfrei, und ebenso die Aufnahme der gemeinen Marken zur gerechten Besteuerung und



Aus: Justus Möser: »Antwort an Polyxena von Tobosa.« In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen«, Januar 1775

[...] Sie haben ganz recht, daß wir Verfasser der Wochenblätter, anstatt bloße Schauspiele zu liefern, uns wie die Engländer in die öffentlichen Staatsangelegenheiten einlassen und die tägliche Geschichte der Zeit, worin wir leben und woran wir selbst teilnehmen, vorzüglich behandeln und die guten Lehren, die wir vorzutragen haben, damit nützlich und eifrig verknüpfen sollten. Ich habe dieses selbst schon mehrmals überlegt, mehrmals versucht und meine Meinung unparteiisch über manches gesagt. Allein, die Sache hat mehrere Schwierigkeiten, wie Sie sich vorzustellen scheinen.

Gleich anfangs, wie ich die Feder einigemal in diesen Beiträgen ansetzte, gieng meine Absicht dahin, durch den Kanal derselben, die Landtagshandlungen und andre öffentlichen Staatssachen dem Publikum mitzuteilen und meinen Landesleuten aus dem Ton, womit der Herr zu seinen Ständen spricht und diese ihm antworten; aus den Gründen, warum jenes bewilliget und dieses verworfen wird; aus der Sorgfalt, womit auch die kleinsten Sachen im Staate behandelt werden; aus der Art und Weise, wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt aus jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung die vollständigste Kenntniss und aus dieser eine wahre Liebe für ihren Herrn und diejenigen, so ihm raten und dienen, ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit und einen edlen Mut beizubringen. Jeder Landmann sollte sich hierin fühlen, sich heben mit dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; jeder Hofgessener sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urteil vorgelegt; der Staat gäbe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen, und zu den Aufopferungen, die er von ihm fordere, würde auch seine Überzeugung erfordert; die Gesetze und ihr Geist sollten lebhaft in seine Seele dringen; er sollte die Grenzlinie, wo sich sein Eigentum von dem Obereigentum des

Staates scheidet, mit dem Finger nachweisen können; er sollte sein Auge auch bis zum Throne erheben und mit einem fertigen Blick die Blendungen durchschauen können, welche ein despotischer Ratgeber zum Nachteil seiner und der deutschen Freiheit oft nur mit mäßigen Kräften wagt; ihre Kinder sollten mit den zehn Geboten auch die Gebote ihres Landes lernen und in allen Fällen, wo sie einst als Männer gestrafet werden könnten, auch ein Urteil weisen können; es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um deren willen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreicht werden; der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten müßte, war mir dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung sein sollte ...

Allein, so glücklich auch der Erfolg hiervon in einem Lande gewesen sein mögte, dessen Einwohner die eifrigsten Verfechter ihrer Rechte sind und die sich allemal besser belehren als zwingen lassen, so schien mir doch der Schauplatz zu klein und die Sache zu spitzig, um meinen Plan zu verfolgen. Nichts dünkte mir leichter zu sein, als die Punkte, worüber ein Landesherr und seine Landschaft unterschiedener Meinung sind, mit den beiderseitigen Gründen richtig und anständig vorzutragen; aber auch nichts schwerer, als die besondern Absichten, welche oft unter diesen Gründen spielen und die Hauptschwierigkeit ausmachen, zu berühren; und jene vorzutragen, diese aber zu verhehlen, deuchte mir ein Lustspiel zu sein, wovon keiner den Knoten kennt. [...]

In England, worauf Sie mich verwiesen haben, lebt man wie in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengst wiehern, die Krähe krächzen, den Heger schreien und den Frosch quaken läßt und sich an dieser mannigfaltigen Stimme der Natur ergötzt; dabei aber doch nicht mehr erhält, als man bezahlen kann. Allein, in dem kleinen Gartenzimmer, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, ist auch das Gezische einer Heime empfindlich. [...]

Ortwein von der Linde.



Grundlage der Markenteilungen erklärt. Möser argumentiert, daß steuerpflichtige Ländereien nicht zu beurteilen seien, »ohne ihre Lage zur Weide und Heide und ihre Gelegenheit zu Holze und Mohre« zu kennen. Mit der Vermessung wird auf Vorschlag Möser's der kurhannoversche Hauptmann Johann Wilhelm Du Plat (1735–1806) beauftragt.

Die Karte zeigt die Feldmark der Bauerschaft Bieste, die zur Desberger Mark gehört. Vermessen wird sie von Landmesser Bonnivet, der unter dem zweiten Direktor der Vermessung Johann Ludwig Hogreve arbeitet. Deutlich voneinander abgehoben sind die Ackerflächen und deren Parzellierung, die Gärten (schwarz gestrichelt), Wiesen (blaßgrün koloriert) und schließlich die gemeine Mark. Gräben und ein Bachlauf sind blau gekennzeichnet, Gebäude rot. Baumbestand ist ebenso zu erkennen wie der Verlauf der Wallhecken (grau unterlegt), sogar die Pflugrichtung der Äcker ist angedeutet. Unebenheiten im Gelände sind durch Schummerung wiedergegeben; die Fluren sind mit römischen Ziffern versehen, die Parzellen mit arabischen Zahlen und lateinischen Buchstaben ihrem Besitzer zugeordnet – ein kompliziertes System, das sich in den zu

den Karten gehörigen Registern wiederfindet. Die Karten verlieren erst durch das preußische Kataster ihren aktuellen Wert.

Die gemeine Mark ist durch den Anstieg der Landbevölkerung im 18. Jahrhundert zumeist in einem miserablen Zustand. Sie wird nicht nur von den eigentlichen Markgenossen vor allem als Weidegrund genutzt, sondern auch von den Heuerlingen, die in großer Zahl auf den Hofstellen mit Lohnarbeit und Handwerk ihr Dasein fristen. Die Markenteilungen sollen dieser Zerstörung der Mark Einhalt gebieten; sie werden im 18. Jahrhundert nur sehr langsam, im 19. Jahrhundert dann verstärkt durchgeführt und tragen mit zur Landflucht und Auswanderung der verarmenden ländlichen Unterschicht bei. St

>Prinz 1950; Crusius 1955:18; 1200 Jahre Osnabrück 1980:220f.

4.12a–c Flachsernte, Flachsreepen, Arbeit am Webstuhl. Drei Photographien von A. Baumann in Hoyel und Jöllenbeck bei Bielefeld, um 1920

Stadtarchiv Bielefeld

4.12  
Flachsernte, Photographie von A. Baumann, um 1920







4.13  
Sommer. Sandsteinrelief aus einer Folge von vier Jahreszeitedarstellungen, um 1813

»Das Hauptgewerbe des Landes besteht aus Garn und Linnen, theils von Hanf und theils von Flachs«, so beginnt Justus Möser im April 1782 eine Charakteristik der wirtschaftlichen Verhältnisse im Fürstbistum Osnabrück, bestimmt für den Berliner Verleger Nicolai und dessen Plan der Veröffentlichung umfangreicher Reisebeschreibungen.

Die häusliche Garn- und Leinenherstellung im Osnabrückischen betreiben sowohl Bauern wie auch landarme oder landlose Heuerleute als bedeutendste Quelle von Bareinkünften. Im Winter ist die Zeit für die aufwendigste Arbeit, das Spinnen. Die Schilderung eines Bürgermeisters ist überliefert: »In den ersten Monaten nach der Ernte wird der selbst angebaute Flachs oder Hanf geteicht, geboket, gebraket, geschwungen und geribbet. Nun geht's ans Spinnen. Mann, Frau, Kinder, Knechte und Mägde, alles spinnt täglich eine bestimmte Anzahl Stücke; dies dauert bis zur Mitte des Monats April, wo die Hausfrau mit mehr oder weniger Dienstboten das gesponnene Garn büken und bleichen; ist das gegen die Mitte des Maies geschehen, so fängt in der Regel die Hausfrau an zu weben [...]«. Spezialität ist im Osnabrückischen das »Löwendlinnen«, ein grober und fester Stoff, der in Bahnen von etwa 70 cm Breite und bis über 122 m Länge auf heimischen Webstühlen gewebt und auf den Leggen in Osnabrück und – nach deren Wiedererrichtung – in denen der umliegenden Land-

städte begutachtet und gestempelt wird. Die Konkurrenz der Baumwollstoffe aber auch andere Formen der Hausgewerbes sowie die einsetzende frühindustrielle Arbeitskräftenachfrage lassen das Leinengewerbe in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in seiner Rolle als Wirtschaftsfaktor zurückgehen.

>Schoneweg 1923 (Abb.); Schlumbohm 1985; Briefe:622ff.

4.13 Sommer. Sandsteinrelief von Peter Josef Krekeler (1788–1835) aus einer Folge von vier Jahreszeitedarstellungen, um 1813, ursprünglich farbig gefaßt – 730 x 1570 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 117c

Die Tradition von Jahreszeitedarstellungen reicht aus der hellenisch-römischen Antike bis zum »naturseligsten Jahrhundert, dem achtzehnten – dem Jahrhundert, in dem die grüne Kunst auf ihren Höhepunkt gelangte« (Gruenter). In Malerei und Graphik wie auch in der Bildhauerei, die für die Möblierung höfischer Parkanlagen arbeitet, gehören die Putti, zu den »Archetypen« der allegorischen Belegung von Szenen und Landschaften. Über »Allegorische Personen zu Gebrauch der bildenden Künstler« informiert ein 1788 erscheinender Leitfaden des Berliner Akademiedirektors Bernhard Rode. Hier als Relief gestaltet, wird die Jahreszeitenfolge zusammen mit Vasen und



einem Regenablauf mit Maske aus Sandstein zum Fassadenschmuck am Haus des Bildhauers G. G. Wessel in der Großen Straße 24–25.

Im Bild der erntenden Putti kommen moderne Tugendvorstellungen von der Nützlichkeit der Arbeit mit tradierten Bildungselementen antiker Mythologie ästhetisiert zusammen.

>Borchers 1955:42; Gruenter 1989:9–37; Lengelsen 1989:106ff.

#### 4.14 »DIE HÄUSER DES LANDMANNNS« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« II.

- »Die hiesigen Häuser des Landmanns sind in ihrem Plan die besten«, vom 14. März 1767
- »Aufgaben«, Über Plaggendünger, chemische Labors und Seifenherstellung, vom 31. Oktober 1767
- »Der Bauerhof als eine Aktie betrachtet«, vom 5. Februar 1774
- »Etwas von der Theilung unserer Marken«, vom 18. Oktober 1777
- »Was ist bey Verwandlung der bisherigen Erbesbesetzung mit Leibeigenen in eine freye Erbpacht, zu beachten?«, vom 12. Dezember 1778

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Möser, der die »gemeinen Landeigenthümer« 1768 in seiner »Osnabrückischen Geschichte« die wahren Bestandteile der Nation« nennt, thematisiert auch in seinen Abhandlungen für das Intelligenzblatt immer wieder Landwirtschaft und ländliche Hauswirtschaft. Als »Aufgabe« stellt Möser seinen Lesern u.a. die Erörterung der »Gründe vor und wider den Plaggen-Dünger«, also das Abstechen fruchtbarer Bodenkrume und deren Aufbringen auf erschöpfte Flächen. Rhetorisch fragt er mit Hinweis auf »viele chymische Laboratoria in London und Amsterdam«, was denn gegen die Einrichtung eines derartigen Labors für die Herstellung von Pharmazeutika in »Westfalen und Niedersachsen« spräche.

Sein vielzitiertes Lob des »hiesigen« Bauernhauses trägt Möser den Ruf eines Vorvaters der modernen Volkskunde ein: »Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen die hereinkommen, heißt solche bey sich niedersitzen; behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pfer-

de und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei.«

Vor dem Hintergrund einer anhaltenden agrarischen Baukonjunktur entkräftet Möser im Namen eines Bewohners des Osnabrücker Nordlandes (»ein Nortrupper«) kameralistische Bedenken gegen die Verschwendung der Landesressourcen. Das niedersächsische Hallenhaus als Zweiständerbau sei in seiner hergebrachten Funktionalität und Wirtschaftlichkeit ohne Fehler. Und sei auch das Holz knapp: »ein theurer Holzpreis muntert die Leute auf zu pflanzen.«

Als Hinderniß einer gesteigerten, gewerbmäßigen Nutzung des Bodens gilt zunehmend der Fortbestand des gemeinschaftlichen Besitzes dörflicher Weideflächen, der »gemeinen Mark«. Möser spricht sich für ihre Aufteilung aus, während er in der Jahrhundertfrage auf dem Land, der Abschaffung der Leibeigenschaft, skeptische Reserve signalisiert.

Ländliche Besitzverhältnisse sind auch Folie für Möser's »Aktientheorie«. Frühneuzeitliche Handelskompanien als Kapitalgesellschaften auf Zugewinn versteht Möser als ein Muster für ein neues, geschichtsphilosophisch begründetes Modell von Staatsbürgerschaft auf Sozialvertragsbasis. Als »Lehen« der Gemeinschaft bzw. des Staates verstanden, berechtigt und verpflichtet der »Aktienbesitz« von Sach-, Geld- und Landeigentum zur Staatsbürgerschaft in einer Güter- und Haftungsgemeinschaft und ist verbunden mit entsprechend differenzierten Rechtsansprüchen. Wer nicht über solchen Aktienbesitz verfügt, sei daran erinnert, daß wir letztlich, so Möser, »unsere Leiber mit in die Kompagnie gelegt [...] und uns selbst zu Staatsaktien gemacht«.

>AA VIII:111ff., VI:127, IX:105ff., VII:263ff., VI:255ff.

#### 4.15 Kaffeekanne. Töpferware aus der Werkstatt Franz Joseph Metzger, Hagen a.TW. Grün und hellbraun auf ockerfarbenem Grund, um 1785 – Höhe 187 mm, Durchmesser 83 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Volkskundliche Abteilung

Ein Bericht Möser's an die landesherrliche Regierung, daß im ganzen Hochstift Osnabrück kein »Topfbrenner« vorhanden sei, begleitet im Jahr 1768 das Vorhaben der Osnabrücker Regierung, den gebürtiger Elsässer Franz



Justus Möser an Friedrich Nicolai im April 1782, II.

4.15  
Kaffeekanne aus  
Hagen a. T. W.,  
um 1785

[...] Salz wird zum Rothenfelde so viel als die einheimische Consumtion erfordert, gemacht. Dieses Salzwerk ist von Ernst August II. etwa vor 50 Jahren angelegt, und die Söhle ist – s. Beckmans Technologie, 2. Ausgabe p. 364 – sehr reichhaltig und durch die vor einigen Jahren angelegte Gradirhäuser sehr verbessert. Es wird für Rechnung des Hauses Hannover, was den 15ten davon an die Bischöfliche Cammer giebt, betrieben.

Kohlenbergwerke sind verschiedne, wovon eins zum Borgloh dem vorgedachten Salzwerke und den Schmieden, eins aber nahe bey der Stadt zum Kalkbrennen und häußlichen Bedürfnissen dienet. Andre Bergwerke sind verschiedentlich angefangen, aber auch mehrmals und wahrscheinlich zu früh verlassen worden. [...]

In der Hauptstadt ist fast gar keine Fabrik, sondern mehrenteils Krämerey [...]. Doch ist eine ziemliche Toback-Fabrik dort, die unter der Firma von C. F. v. Gülich und Comp. geführet wird. Zum Rappen bedienen sie sich einer Wassermühle, und dabey arbeiten etwa 30 Menschen. Der Tabak geht stark nach Sachsen.

In der Landstadt Quakenbruck, wohin die französischen Weine von Bordeaux durch die Emse kommen, hält ein Kaufmann namens Schröder ein Weinlager [...]. Bey dieser Stadt wird jetzt ein Canal gegraben, der auf 26 000 Rtl. angeschlagen ist und sowohl zur Abwasserung als zu großer Verbesserung der dortigen Weiden gereichen, vielleicht auch mit der Zeit zu einer einheimischen Schiffahrt dienen und durch die Hase in die Emse führen wird.

Diese und andere nützliche Anstalten werden auf Landeskosten ausgeführt, und schwerlich ist ein Land, worin Herr und Stände so einig sind, wenn es auf die Beförderung des allgemeinen Besten ankommt. Man hat während der Minderjährigkeit alle von dem letzten Kriege herrührende Schulden, die sich, außer dem, was man den Unterthanen für Lieferungen schuldig war, an die 600 000 beliefen, ohne die allergeringste neue Auflage völlig bezahlt und von den alten noch gar erlassen. [...]



Joseph Metzger, der im tecklenburgischen Brochterbeck »mit größtem Ruhme« tätig ist, im Osnabrückischen anzusiedeln. Auch »weil dergleichen Fabriken in den angrenzenden Ländern verschiedentlich angelegt worden und dadurch das Geld aus dem Hochstift getragen wird«, geschieht im Auftrag des Geheimen Rats die Anwerbung des 27jährigen, der 1768 nach Hagen übersiedelt.

Ein Vorschuß »zur Anlegung des Ofens, der Stelage oder Scheibe, der Glasurmühle und der sonstigen Bedürfnissen« auf sechs bis sieben Jahre in Höhe von 100 Reichstalern ist Teil der Abmachung. Unbürokratisch erklärt Möser eine landesherrliche Bewilligung zum Tongraben für nicht erforderlich und gibt den Bescheid, »daß man dem SUPPLICANTI überall wo er guten Leim findet, IN SPECIE leicht zu statten kommen, mithin ihn eines nachdrücklichen Beystandes versichern könne. So viel übrigens den Vorschuß betrifft, glaube ich, daß man ihn in einer so höchstnöthigen und nützlichen Sache nicht hülflos lassen müsse.«

Erst 1775 gründet »bei der neuen Mühle« in Osnabrück (Nähe Pottgrabenbad) Johann Heinrich Wassermann eine Töpferei, die bald »sämtliche Einwohner dieser Stadt hinlänglich mit den nöthigen Töpfergeschirr versehen kann«.

Der Erfolg der obrigkeitlichen Förderung des Töpferhandwerks stellt sich jedoch nicht



wie erwartet ein; die Betriebe bleiben wenig leistungsfähig, landesherrliche Kredite müssen abgeschrieben werden.

>Runge 1966:110ff.; Segschneider 1983:14ff., 33ff., 194, Abb.9

**4.16a–b** Quakenbrücker Krug. Zylindrisches, nach oben verjüngtes Zinngefäß mit graviertem Blätterkranz und Tulpen, mit montiertem Deckel, datiert 1752, am Henkel gestempelt mit einer Krone über einer Rose und den Initialen der Quakenbrücker Werkstatt Bahlmann (fragmentarisch) – Höhe 323 mm, Durchmesser 67–72 mm

Branntweinschale. Flache, bauchige Zinnschale mit zwei gegossenen, einander gegenüberliegenden waagrecht ansetzenden, durchbrochenen Griffen. Gestempelt mit einem Osnabrücker Rad in der Mitte des Bodens sowie Initialen »HR«, nach 1769 – Höhe 64 mm, Durchmesser Standfläche 122 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Volkskundliche Abteilung

Die Herstellung von Zinngeschirr gehört im 18. Jahrhundert im Nordwesten zu den auch künstlerisch anspruchsvolleren Handwerken, so daß die Erzeugnisse der Zinngießer nicht nur ihrem Gebrauchswert nach, sondern auch in ihrem repräsentativen Wert geschätzt werden. Als Zeichen gehobener gesellschaftlicher Stellung und ansehnlichen Reichtums im Haus ausgestellt und bewertet, ist Zinngeschirr ein regionales Pendant zum keramischen Tischgerät der Gegenden mit höher entwickeltem Töpferhandwerk.

Sind Werkstattzeichen mit heraldischen Formen und Initialen schon traditionell gebräuchlich, so werden mit einer königlichen Verordnung ab 1769 obrigkeitlich festgelegte Herkunfts- und Qualitätskennzeichen für unterschiedliche Legierungen des Metalls eingeführt.

Den Boden des »Brannewiensköppken«, aus dem bei festlichen Anlässen wie etwa Hochzeiten reihum Branntwein, vielleicht mit Rosinen, gelöffelt wird, ziert das Osnabrücker Rad für Zinn mit einem Bleizusatz im Verhältnis von 3 : 1. Zusammen mit einem Handelsverbot für auswärtige Zinnwaren soll so das heimische Handwerk vor der Konkurrenz geschützt werden.

Möser bereitet der Verordnung im Intelligenzblatt moralisch-lokalpatriotisch den Boden: »Der westfälische Kreis muß sich schämen, wenn er an die Art und Weise gedenkt, wie er sich von einigen Frankfurter Kaufleuten mit dem Zinn behandeln läßt. Die Wilden in Amerika werden nicht so arg mit gläsernen Korallen, Spiegeln und Puppenzeug als wir mit dem Zinne um unser gutes Geld betrogen. Die Italiener, Tiroler, Bayern, Schwaben und Franken, welche unsre Gegenden mit allerhand ungeprobten Waren belaufen, versorgen sich alle in Frankfurt, und dort arbeitet man für das platte Land im westfälischen Kreise wie für die Hottentotten.«

>Kohlmann 1972; Borchers 1979; Schmidt 1989; AA IV:173

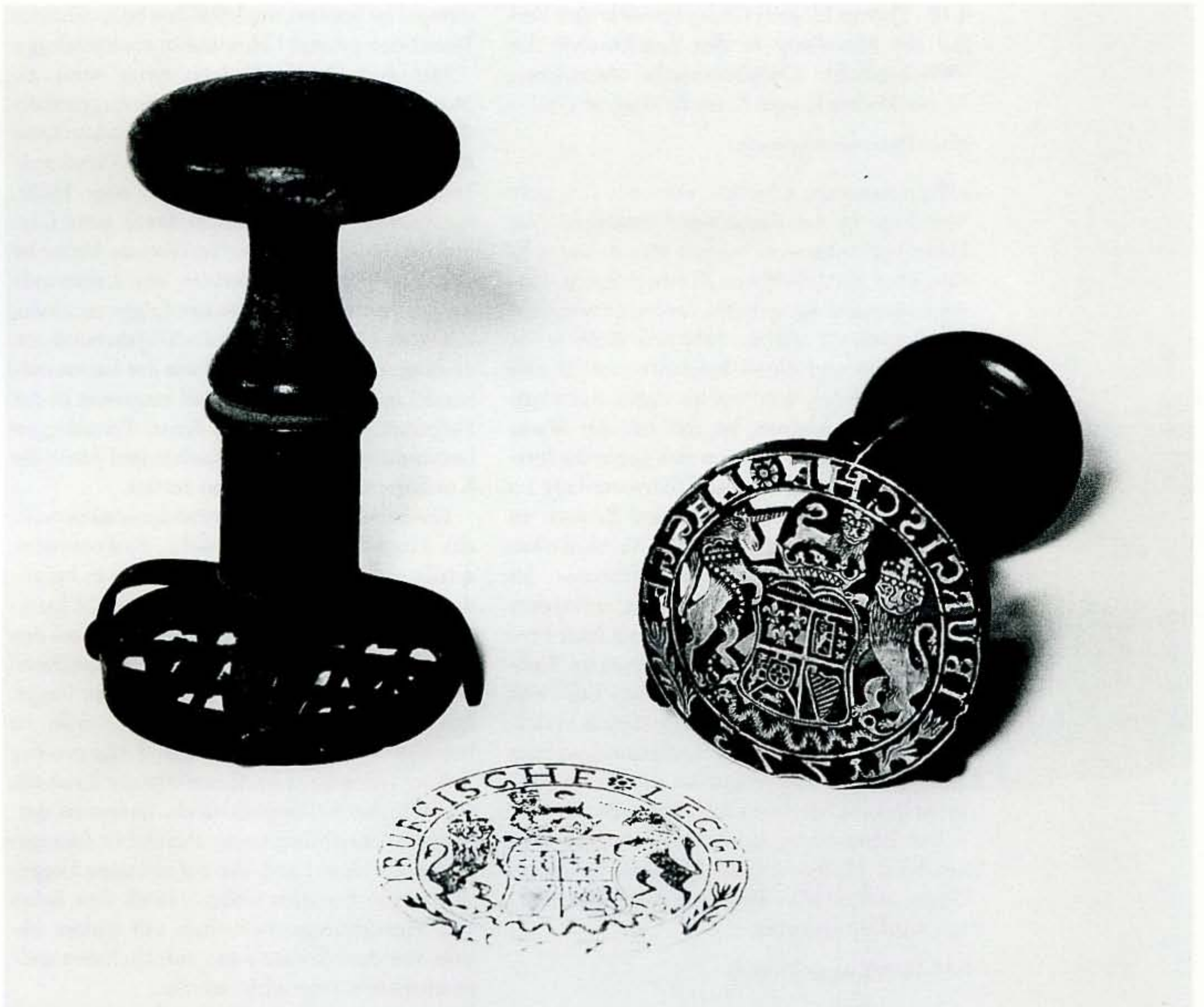
**4.17** »AUSBREITUNG DER HANDLUNG« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« III.

- »Abhandlung von dem Verfall des Osnabrückischen Linnen-handels und den Mitteln solchen wieder aufzuhelfen«, vom 4. Oktober 1766
- »Vorschlag zu einer Kornhandelskompagnie auf der Weser«, vom 31. Januar 1767
- »Der nothwendige Unterschied zwischen dem Kaufmann und dem Krämer«, vom 20. November 1773
- »Was will aus unserem Garn- und Linnenhandel werden?«, vom 10. Februar 1781

Der Ertrag des Fernhandels mit dem wirtschaftlich bedeutendsten Landesprodukt, dem Osnabrücker Löwend-Leinen, muß Möser in besonderer Weise beschäftigen. Einnahmen des Hochstifts und Vergrößerung des Kapitals in privater Hand durch Ausfuhr und ein funktionierender Geldumlauf sind die Ziele obrigkeitlicher Steuerung des Marktes. Die Anlage neuer Leggen in den Landstädten des Hochstifts mit Vorlagepflicht und Vergabe eines Gütesiegels sind Vorschläge, »worüber das Gutachten sämtlicher Kaufleute erwartet wird.«

Nach dem Muster der Tecklenburgischen Leggeordnung sollen Regulierung, Konzessionierungen, technische Normen das Osnabrücker Leinen wieder konkurrenzfähig machen. Der Klage, »daß in andern Reichen der Handel eine Nationalsache, in Deutschland aber die





Sache einiger schwachen Privatpersonen wäre«, gibt Möser bereitwillig recht. Auch sein Vorschlag zur Gründung einer Korn-Handlungskompagnie auf der Weser, die mit Niederlassungen in Bremen und anderen Stapelorten am Fluß die Handelsbedingungen für das Binnenland verbessern soll, ist getragen von der Idee obrigkeitlicher Wirtschaftslenkung.

Das Ideal der Nützlichkeit privaten Handels für die Belange des ›Gemeinen Besten‹ läßt Möser zu einer scharfen Unterscheidung der verschiedenen Formen des Gewerbefleißes kommen: »Billig sollten die Kaufleute überall von den Krämern unterschieden, für sie der erste Rang, für die Krämer aber der unterste nach den Handwerkern sein.«

Dem merkantilistischen Gedanken verpflichtet, daß der Landesreichtum aus dem möglichst

großen Handelsüberschuß exportierter Waren gegenüber minimierter Einfuhr kommt, sollen Kaufleute für ehrlos erklärt werden, die nicht das gleiche Prinzip beherzigen, sondern ihr Geschäft nur mit Einheimischen machen: »Es gehört gewiß sehr wenig Kunst dazu, um hundert Pfund Zucker, Koffee, oder Rosinen in Empfang zu nehmen und bei kleineren Teilen wieder auszuwiegen.«

>AA VIII:27ff.; IV:255ff.; V:150ff.; VII:152

4.19  
Leggestempel der  
Schauanstalten für  
Leinen in Bramsche,  
Iburg und Fürstenau



4.18 [Justus Möser:] *Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten*. In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen«, 31. bis 34. Stück, vom 5. bis 26. August 1769

Möser-Dokumentationsstelle

»Wir müssen uns schämen, wenn wir an unsere Vorfahren in der deutschen Compagnie (die Hanse) gedenken«, so beginnt Möser Betrachtung über wirtschaftliche Kurzsichtigkeit, Unvermögen und mangelnden unternehmerischen Mut, wodurch die marktfernen Gebiete im Binnenland und die »Landstädte« ins Abseits gerieten. »Alles, was wir zu unser Entschuldigung sagen können, ist, daß uns der Markt fehle«, stellt Möser fest, um sich gegen die fortgesetzte Abhängigkeit und Übervorteilung im Handel mit »dem Hamburger und Bremer« zu wenden; denn dieser »ziehet den Vortheil ohne Arbeit«. Das wohlverstandene Interesse der Landstädte sei der Aufbau eigener, weltweiter Handelsniederlassungen zum Absatz ihrer Produkte, sei ein gemeinsames Auftreten im Weltmarkt, wie es die Hanse betrieben habe und Briten und Holländer jetzt erfolgreich praktizierten. Könnten denn die Landstädte, so fragt Möser, »nicht ebenso gut als diese ihre Faktoren in Lissabon und Cadix haben?«

Die Betrachtung kann Möser bereits 1765 vorab im »Hannoverschen Magazin« veröffentlichten, und auch im »Braunschweigischen Journal« wird sie gedruckt.

>AA IV:15ff.; Runge 1966:66ff.

4.19a–c *Bramscher Legge 1772, Iburgische Legge 1773, Fürstenauische Legge 1774*. Stempel der Leggen Bramsche, Iburg, Fürstenau, Holz und Metall – Höhe 160 mm, Breite 85 x 60 mm (Bramsche); Höhe 135 mm, Durchmesser 80 mm (Iburg); Höhe 145 mm, Durchmesser 82 mm (Fürstenau)

Staatsarchiv Osnabrück: Slg. 1 Nr 63b, 61, 65b

Mit Hilfe der Einrichtung der Osnabrücker Stadtlegge wird bereits seit dem Mittelalter die für das Osnabrücker Land bedeutende Leinwandproduktion und deren Verkauf geregelt. Durch die Legge kann die Stadt den Leinwandhandel kontrollieren, ja monopolisieren. Die Legge ist Beschauanstalt, in der das Leinen geprüft und gemessen wird. Die geprüfte Ware wird mit dem Leggestempel versehen und kann dann verkauft werden. Der Osnabrücker Prüf-

stempel ist begehrt, auch aus den benachbarten Territorien gelangt Leinwand in die Stadtlegge.

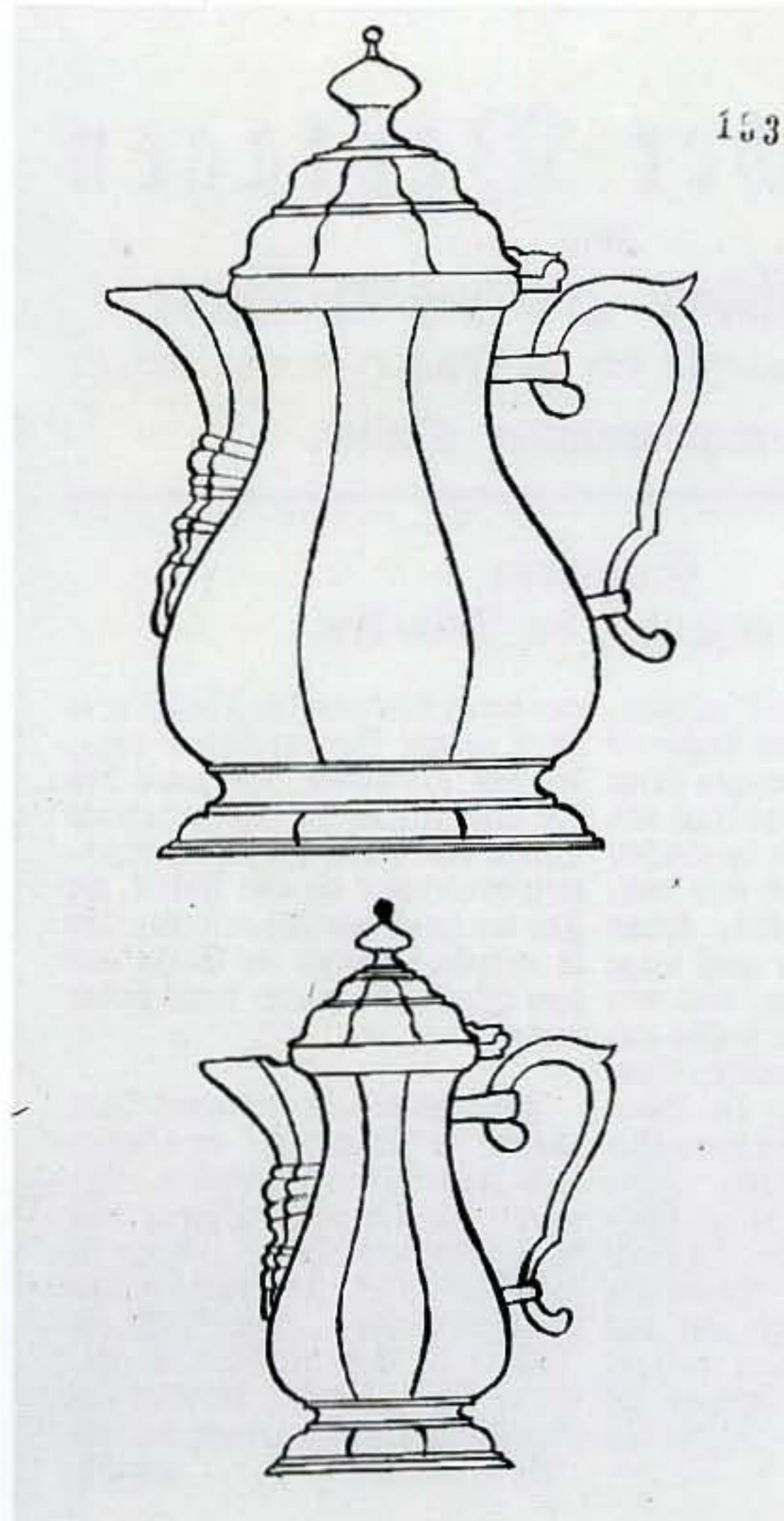
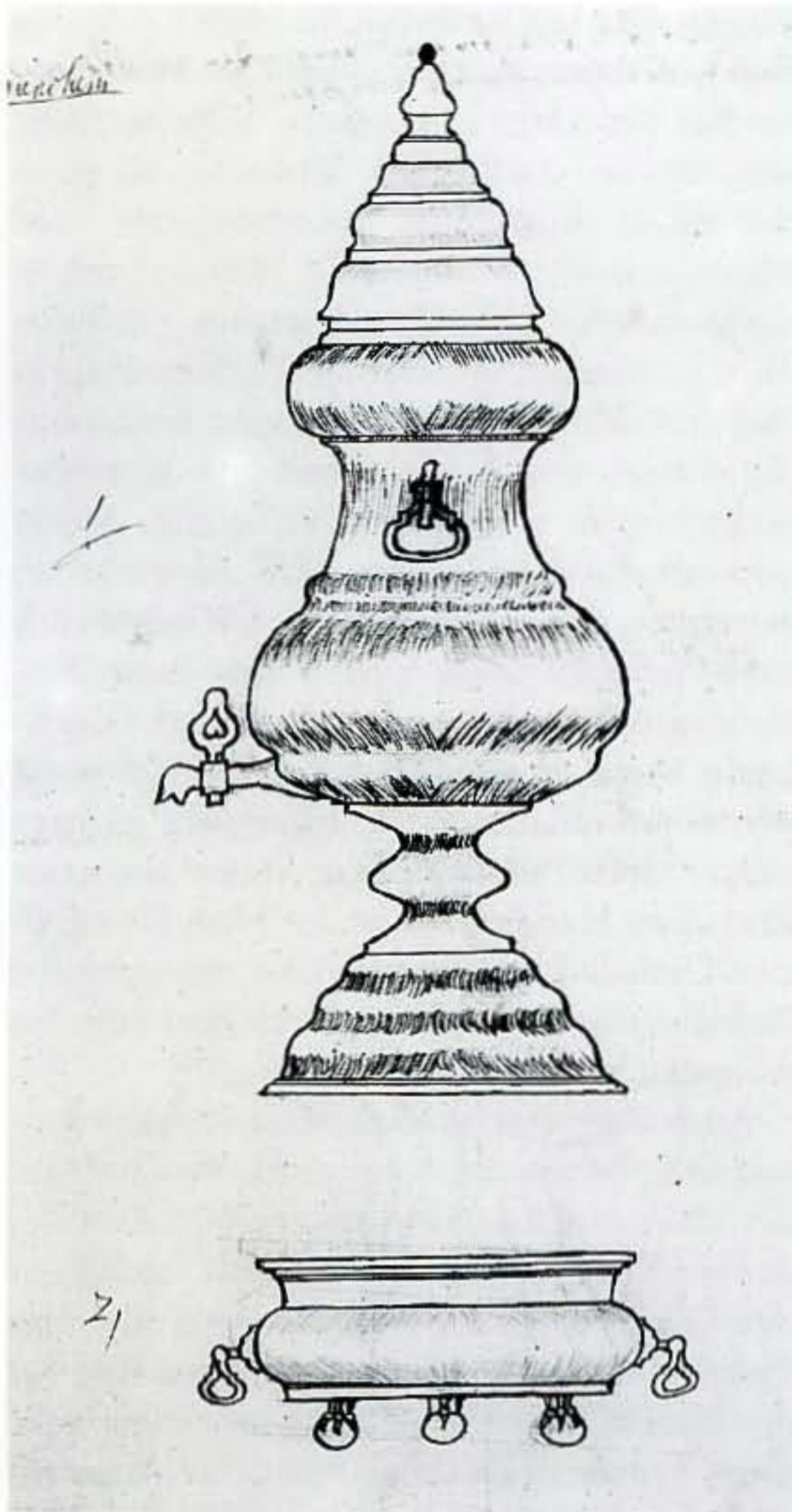
Mit dem Dreißigjährigen Krieg wird die Monopolstellung der Osnabrücker Legge allerdings faktisch beendet. Im Osnabrücker Land entwickelt sich ein eigenständiger Leinwandhandel, so in Bramsche, Dissen oder Melle. Konkurrenz entsteht zudem durch neue Leggen in den benachbarten Territorien. Versuche der Osnabrücker Landstädte, den Leinwandhandel von der Osnabrücker Legge zu lösen, scheitern zwar noch Ende des 17. Jahrhunderts, doch gerät das Leggewesen wie der Leinwandhandel in Stadt und Hochstift insgesamt in der Folgezeit in eine schwere Krise. Privatleggen bestimmen das Bild, die Qualität und damit die Konkurrenzfähigkeit gehen zurück.

Die Bedeutung der Leinwandproduktion für das Hochstift als gewerbliche Einkommensquelle, auf die die Landbevölkerung in besonderem Maße angewiesen ist, unterstreicht Justus Möser immer wieder. Er beklagt vor allem den Qualitätsrückgang des Leinens, der allein durch die Wiederbelebung der Osnabrücker Legge, die ihre Tätigkeit eingestellt hatte, nicht zu beheben sei. Im Osnabrücker Leggeprivileg sieht er vielmehr einen Grund für die Krise des Osnabrücker Leinwandhandels. Er fordert deshalb die Einrichtung neuer, staatlicher Zwangsleggen auf dem Land, die auf strengen Leggeordnungen beruhen sollen. Durch den Erlaß von Herstellungsvorschriften soll zudem bereits vor dem Schauzwang auf die Leinwandproduzenten eingewirkt werden.

1770 wird in Iburg die erste Legge errichtet, es folgen weitere Leggen, u.a. in Bramsche im Jahre 1772 und 1774 in Fürstenau. Die Einrichtung einer Hauptleggekasse sichert die Existenz der Leggen. Die Neuorganisation des Leinwandhandels im Hochstift, über die sich Möser auch publizistisch äußert, hat raschen Erfolg. St

>Crusius 1955:19; Runge 1966:66–76





4.20  
»Fontaene, Schweng-  
kessel, Kaffekanne,  
Milchkanne.« Riß-  
zeichnungen als  
Muster der Meister-  
stücke für Zinngießer  
in Melle, 1782

4.20 *Fontaene, Schwengkessel, Kaffekanne, Milchkanne.* Vier Rißzeichnungen des Meller Zinngießers J.J.F. Arensburg als Muster für geforderte Meisterstücke mit handschriftlich zugefügten »Regeln, wan sich ein Fremder Zinngießer wil hie nieder lassen [...]«, Tinte auf Papier, datiert: 20 August 1782 – 2 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Rep. 100/225 Nr. 3

Die Gildeordnungen privilegierter Handwerke geben die Möglichkeit, Mißbräuche und Übertretungen zu verfolgen und unerwünschte Konkurrenz auszuschalten. Der Handel von Zinnwaren mit erhöhtem Bleianteil führt 1769 zu einer königlichen Verordnung, derzufolge »gar keine fremde Hausierer mit einiger Zinnarbeit, welche nicht von einheimischen Meistern, nach der hiernächst vorgeschriebenen Probe, verfertigt und gezeichnet ist, in hiesi-

gem Hochstifte [...] geduldet« werden. Die Zinngießer des Hochstifts – aufgeführt werden in Quakenbrück 4, in Fürstenau 2, in Bramsche, Melle und Wiedenbrück je 1 – werden angehalten, zwei Proben abzuliefern und mit ihren Initialen sowie entsprechend der Qualitätsstufe mit einem Kreuz für Ware mit »neun Pfund englisch Zinn und ein Pfund Blei« und einem Rad für Ware mit »drey Pfund englisch Zinn und ein Pfund Bley« zu kennzeichnen.

Die Meller »Regeln«, die Forderung von vier detailliert beschriebenen Meisterstücken, verbunden mit der Auflage, sich in das Schmiedeamt einzukaufen, stehen wohl im Zusammenhang mit wiederholten Anzeigen und Beschwerden über nicht zunftmäßig arbeitende Zinngießer italienischer Herkunft in Melle und Wellingholzhausen.

>Crusius 1955:24; Borchers 1979:110–114; AA IV:173



217

218

# Füßlicher Beylagen

zum  
Osnabrückischen Intelligenz-Blate

Sonnabends den 13 Julii 1771.

Achtundzwanzigstes Stück.

## Schreiben über die Cultur der Industrie.

Sie wollen eine Fabrik anlegen, und dieses unter den Augen einer neugierigen und fürwichtigen Menge! O sparen Sie doch ihr Geld und ihre Gesundheit! Wer in dergleichen Unternehmungen glücklich seyn will, muß keine Aufmerksamkeit, keinen Fürwitz, erwecken. Er muß lange in dunkler Stille arbeiten, viele vergebliche Versuche, viele falsche Unkosten, und manchen heimlichen Verdruß ausdauern, ehe er die Blendungen fortreißt und sein neues Gebäude öffentlich zeigen darf. Thut er dieses nicht: so wird er ein Märtyrer seiner Empfindlichkeit; die Eitelkeit dieses allgemeine Ingrediens unsrer Handlungen führt ihn von dem mühsamen Wege auf den geschwindern, von dem richtigen auf den glänzenden, und — kurz er ahmet mit denen fabricirenden Fürsten oder ihren jungen Cammerräthen nach, die das geschwinde und laute Lob der leichtfertigen und schmeichelnden Menge dem stillen Segen der Nachwelt vorziehen; die eine Fabrik zur Zeit der Frühlingsfaat anlegen, und in vierzehn Wochen die Gerste aus dem Sacke und wieder darin haben wollen.

Ich erinnere mich immer mit Vergnügen der Frau, die ein Soldat aus Brabant mit sich brachte. Sie machte die schönsten Spitzen und hatte zwey kleine Kinder, denen sie nichts anders und auch nichts bessers zu lernen wußte. Die Nachbars Töchter in dem deutschen Dorfe, wo sie sich niederties, sahen es anfänglich mit Verwunderung an, und

E  
wünsch

Handwerks. In Osnabrück bestehen 10 »Ämter« (mit institutionalisierter politischer Vertretung im Rat der Stadt) – Schmiede, Schuster, Krämer, Bäcker, Lohgerber, Schneider, Riemen-schneider, Kürschner, Knochenhauer und Maler – sowie 9 »Gilden« – Wandschneider, Goldschmiede, Tischler, Böttcher, Tuchmacher, Leinweber, Wundärzte, Perückenmacher und Buchbinder. Gildeordnungen bestimmen die Aufnahme-, Produktions- und Vertriebsbedingungen und verbiefen Schutz. Möser entwirft Gildeordnungen für Gewerbe in Bramsche, Fürstenau, Melle und Wiedenbrück nach Maßgabe seines Urteils über deren Existenzaussichten und den lokalen Bedarf. Gleichzeitig wirbt er publizistisch dafür, daß mehr privates Kapital sich im Handwerk anlegen möge, denn: »Hauptfehler unser mehrsten deutschen Handwerker ist der Mangel an Gelde«. Deshalb könnten diese kein ausreichendes Rohwarenlager halten und müßten ihre Erzeugnisse oft ungünstig verkaufen.

Auch über seine amtliche Zuständigkeit hinaus wirkt Möser; weil das städtische Zunftwesen nicht dem Landesherrn, sondern dem Rat der Stadt untersteht, läßt der Redakteur Möser den Gildemeister des Schmiedeamts, Gerhard Gabriel Hügelmeyer, im Intelligenzblatt für die Einführung einer neuen Verordnung über die »Grenzen des Krämer- und Schmiedeamts« nach dem Muster Hannovers sprechen und für den Abdruck des hannoverschen »Regulativs« verantwortlich zeichnen.

Im Zweifel steht Möser für protektionistische Maßnahmen, um das heimische Handwerk zu schützen. So wird auch die Einfuhr auswärtiger Tuche problematisch, die Möser mit einem Preisaufschlag verteuern will. Er verbindet damit die Aufforderung an die Käufer, als »redliche Patrioten« zur Beförderung einheimischer Wollfabriken die ungeschorene, rauhere Ware des Landes zu tragen – wenigstens als Unterzeug.

Gewerbefreiheit und Freihandel gelten als für das Handwerk ruinös, und auf die »Kultur der Industrie« ist vorerst nicht zu hoffen. Große Kapitalien würden dafür erfordert, langer Atem des »Verlegers«, generationenlange Vorbereitung für, so Justus Möser, »Fabriken an Orten, wo solche gar nicht zu Hause sind, wo noch keiner durch Erziehung, Gewohnheit und Not gezwungen ist, Arbeit bei der Fabrik zu betteln, wo die ganze Denkungsart der Einwohner noch nicht dazu gewöhnt ist«.

>IV:30ff.; AA V:110ff., V:122ff., Runge 1966:44ff.

4.21

»Ehre des Handwerks und Kultur der Industrie« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« IV.

4.21 »EHRE DES HANDWERKS UND KULTUR DER INDUSTRIE« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« IV.

- »Reicher Leute Kinder sollten ein Handwerk lernen«, vom 14. März 1767
- »Schreiben über die Cultur der Industrie«, vom 13. Juli 1771
- »Zur Beförderung einheimischer Wollenfabriken«, vom 4. Juli 1772
- »Ueber den Verfall der bürgerlichen Handwerker«, vom 19. Februar 1774

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Sowohl die Ausweitung des Warenhandels durch verbesserte Verkehrsmöglichkeiten als auch die Existenz »unzünftiger« Handwerke auf dem Land gehören zu den Drangsalen des überkommenen, zunftmäßig organisierten



**4.22** *Tagebuch einer Reise, welche durch die gnädige Veranstaltung und Unterstützung Hochverordneter Osnabrückischer Landesregierung im Jahre 1779 angestellt worden von Georg Heinrich Hollenberg, Candidat der Mathematik.* Reinschrift G. H. Hollenbergs (1752–1831) mit zahlreichen farbig angelegten Federzeichnungen – 377 S. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Rep. 100/153 Nr. 36

Aufgrund merkantilistischer Überlegungen sucht die Osnabrückische Regierung Handwerksberufe zu fördern, die im Hochstift garnicht oder nur geringfügig vertreten sind. Deren Ansiedlung, Privilegierung und Kreditierung gelten Umfragen bei den ländlichen Ämtern, amtliche Korrespondenzen mit Gilden und Ämtern und den Ministerien in Hannover oder London. Die Praxis, junge Gesellen zur Qualifizierung nach Holland oder England zu schicken, hat nicht den gewünschten Erfolg; die meisten kommen nicht zurück.

Dem unbegüterten Sohn eines »Wollkratzers«, Georg Heinrich Hollenberg, gelingt es mit der Fürsprache des Göttinger Mathematikers und Astronomen Lichtenberg, den er in Osnabrück kennenlernt, von der Regierung die Unterstützung für einen dreijährigen Studienaufenthalt in Göttingen zu erhalten, um den »gemachten Anfang in denen Mathematischen Wissenschaften fortzusetzen«. Mit den besten Zeugnissen und Empfehlungen auch des Mathematikers Abraham Gotthelf Kästner ausgestattet, beantragt er bald eine Beihilfe für eine Studienreise, um »mit Rücksicht auf die Baukunst und Mechanik einige Örter Deutschlands« zu besuchen; König Georg III. bewilligt 200 Taler aus der Privatbörse.

Am 10. Juni 1779 bricht er nach Osten auf, reist über Pyrmont, Göttingen, den Harz und Magdeburg nach Berlin und Potsdam, wo er Friedrich Nicolai seine Aufwartung macht. In einem Schreiben an den Verleger der »Patriotischen Phantasien« empfiehlt Möser den »jungen würdigen Mann«, »der unter einem vielleicht wenig glänzenden Kleide viele Talente in der Mathematik verbirgt und darauf reiset, um etwas in der Baukunst und Mechanik zu erlernen«.

Und Möser verweist auf seine Protektion: »Ich habe ihm hierauf einiges Reisegeld von unserm Bischofe verschafft, was er nun dort noch zu verzehren gedenkt, weil er glaubt, daß Berlin ein Ort sey, wo für ihn noch vieles zu sehen seyn würde.«

Über Dresden, Freiberg, Meißen und Leipzig zurückgekehrt, legt Hollenberg in seinem Tagebuch nicht nur genaue Rechenschaft über seine Reise ab, er liefert mit seinen Zeichnungen baulicher und mechanisch-technischer Einrichtungen wie dem Maschinenwesen im Salz- und Kohlenbergbau, dem Wasser-, Mühlen-, und Wegebau Beiträge zum Erfahrungsschatz und Kenntnisstand des (bau-)technischen Ingenieurwissens im Hochstift. Bald als »Landkondukteur« mit Wasserbaumaßnahmen und als Architekt mit öffentlichen und privaten Bauten befaßt, steht er für eine sich herausbildende neue technisch-wissenschaftliche Elite. Als Autor von Büchern und Zeitschriftenbeiträgen beteiligt sich Hollenberg vielfältig an der Popularisierung naturwissenschaftlich-technischen Wissens.

>Crusius 1955:27; Runge 1966:62f; Biogr.Handbuch 1990; Briefe 1991:485, 571f., 648

**4.23** Schaumünze zum 60. Geburtstag Justus Möser. Silber, auf der Vorderseite umlaufend bez.: »Iust. Moeser Osnabrug. – Sexagenario Felici«, rückseitig: »Suus et alterius – MDCC-LXXIX d XIV. Dec.« – Durchmesser 28 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 394

An die Nichte Johann Catharina Friderici in Blankenburg schreibt Möser am 19. Dezember 1779: »Damit ich aber doch auch nicht ganz leer vor Ihnen erscheine, so schicke ich Ihnen hiebey ein paar Medaillen, jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, keinem zu sagen, daß sie von mir kommen, damit die arge Welt nicht denke, ich fange schon in meinem sechzigsten Jahre an zu radotiren. Sie sind unter einem Schmiedehammer gemacht und daher nicht so gerathen, wie es der Künstler, der Rom mit Augen gesehen, gewünscht hat. Aber das ist die Schuld unsers Landstädgens, worin vielleicht noch nie eine Medaille geprägt, wenigstens keine Anstalt dazu vorhanden ist. Die darauf befindliche lateinische Devise: Suus et alterius will soviel sagen, daß ich auch andren diene, ob ich gleich mein eigener Herr seyn könnte. Zu dieser Devise hatte der Medailleur eine weibliche Figur erwählt und behauptete, daß dieses mehr im Geschmack der Antike wäre. Wie ich ihm nun zeigte, was für eine üble Ausdeutung man daraus machen könnte, wenn eine weibliche Figur für sich und andere wäre, so hat er sich endlich gegeben, aber nun einen



4.23  
Schaumünze zum  
60. Geburtstag Möser's,  
1779



Baurenjungen darauf gesetzt, der nichts wie Pumpernickel im Kopfe hat.«

Der Sturm-und-Drang-Dramatiker Johann Anton Leisewitz bemerkt später zu der Münze: »Ich sah heute bei Friderici eine Medaille auf Möser, die vermuthlich von ihm selbst erfunden, aber entsetzlich exekutiert ist.«

>Briefe 1992:584

#### 4.24 »VOM ÖFFENTLICHEN KREDIT« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« V.

- »Gedanken über die Mittel den übermäßigen Schulden der Unterthanen zu wehren«, vom 9. April 1768
- »Von dem öffentlichen Kredit, und dessen großen Nutzen«, vom 9. April 1774
- »Vorschlag zu einer Girobank«, vom 16. April 1774

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Bei zurückgehender Bedeutung der Selbstversorgungswirtschaft wird die Kapitalisierung aller wirtschaftlichen Bereiche im 18. Jahrhundert immer wichtiger. Die Folgekosten des Siebenjährigen Kriegs, »Münzverschlechterungen« und ausgeweitete Waren- und Geldbeziehungen lassen die Zahl ruinöser Verschuldungsfälle auf dem Lande wachsen. Möser schlägt unter Berufung auf den alttestamentarischen Gesetzgeber Moses vor, einen gesetzlichen Schuldenerlaß nach einem Zeitraum von 12 Jahren einzuführen oder einen Vergleich zu verfügen. Denn würden die dem Grund- bzw. Gutsherrn eigenbehörigen Bauern von den Gläubigern unbegrenzt verfolgt, könnten sie die Ansprüche der Grundherrschaft auf Dienste, Gefälle und Pachten nicht befriedigen. Außerdem: »Der Schuldner verliert den Mut und der Staat eine arbeitssame Hand«. Könnte sich der Schuldner nicht konsolidieren, müsse allerdings das erwiesene »[...] Unvermögen, dem Hofe vorzustehen, die Entsetzung oder Abäußerung nach sich führen« und die gewohnheitsrechtlichen Pacht- und Erbansprüche der Nachkommen abgewiesen werden.

Gegenüber den Risiken privater Verschuldung sieht Möser die Chancen öffentlicher Kreditschöpfung: »Es kömmt vielen unglaublich vor, wenn man ihnen sagt, daß ein Staat durch Schuldenmachen reicher werde«, läßt Möser eine Lektion über den Nutzen des

»öffentlichen Kredits« beginnen. »Gesetzt nun, ein Staat habe eine Million bares Geld und neun Millionen Wert an liegenden Gründen: so wird man demselben keiner Unvorsichtigkeit beschuldigen können, wenn er bei erheischender Notdurft an barem Gelde und Obligationen zehn Millionen zirkulieren läßt.«

Englische, französische und holländische Bankgründungen, aber auch preußische wie die 1765 durch Friedrich II. gegründete »Königliche Giro- und Lehnbanco« in Berlin, die erste Bodenkreditbank in Schlesien 1770 oder die Preußische Seehandlung 1772, sorgen mit ihrer Geldschöpfung und Kapitalvermehrung für einen erhöhten Geldumlauf und befriedigen steigende Kapitalbedürfnisse des Handels. Den »Vorschlag zu einer Girobank« (in den »Patriotischen Phantasien« heißt es: »Zettelbank«) macht Möser im Interesse eines reibungsloseren Geld- und Kapitalverkehrs. Nicht nur daß man »unter der besten Garantie und Sicherheit« sein Geld verwahren lassen »und allenfalls auch, bis zu einer bessern Gelegenheit, zwei vom Hundert als eine Zinse davon genießen könnte«, läßt die Errichtung einer Bank für den Vermögenden nützlich sein. Ein willkommenes Mittel der Kreditschöpfung wäre es, wenn auf eingelegte Warenpfänder Banknoten ausgegeben würden, die als Zahlungsmittel kursierten und den Münzverkehr überflüssig machten.

>AA IV:119ff., V:274, V:278ff.

#### 4.25 Entwurf zum neu aufzuführenden Canzley Gebäude. Stand- und Grundrisse für die Land- und Justizkanzlei des Osnabrücker Landbaumeisters Franz Schädler, Maßstab 1 : 186, Tuschezeichnung, 1781. – 350 x 520 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 61 Hasestraße Nr. 20 H

Im 16. Jahrhundert wird unter der Herrschaft Bischof Johann Sigismunds an der Stelle der heutigen Bischöflichen Kanzlei ein erstes Kanzleigebäude errichtet, mit dem die endgültige Trennung von fürstbischöflichem Hofstaat und landesherrlicher Verwaltungsbehörde vollzogen wird. Die lange Neubauplanungsphase, die sich von 1769 bis 1785 hinzieht, zeigt, daß nicht nur die räumliche Verbesserung der Kanzlei bezweckt, sondern mit dem Neubau zugleich repräsentative Maßstäbe gesetzt werden sollen. Nach der Ablehnung von Entwürfen einheimischer Baumeister bemüht man sich



um die Heranziehung auswärtiger Architekten. Es ist Möser, der unter Vermittlung seines Freundes Nicolai den Potsdamer Künstler H. L. Manger zu einem Entwurf bewegt, der freilich in Osnabrück nicht den erhofften Eindruck macht. Möser favorisiert zudem einen Neubau der Kanzlei zwischen Schloß und Martiniwall, um ein einheitliches Regierungsviertel zu schaffen.

Dagegen setzt sich der Bauentwurf des Architekten und Landbaumeisters Franz Schädler (1733–1796) durch, der als erster offizieller Landbaumeister mit Architekturstudium seit 1765 in Osnabrück tätig ist. Die Kanzlei wird als Hauptwerk die Krönung seiner Tätigkeit im Hochstift Osnabrück. Nachdem er in den Vorentwürfen mit spätbarocken Stilelementen französischer und italienischer Provenienz arbeitet, entsteht schließlich eine Mischung aus niederländischem Klassizismus und spätbarocken Elementen, die sich besonders deutlich an den abgerundeten Ecken des Gebäudes zeigen. Ausgeführt wird der Bau von dem Osnabrücker Maurermeister Anton Mang; Schädler wird im Jahre 1782 vor Fertigstellung des Werkes in seine Geburtsstadt Hannover zurückberufen.

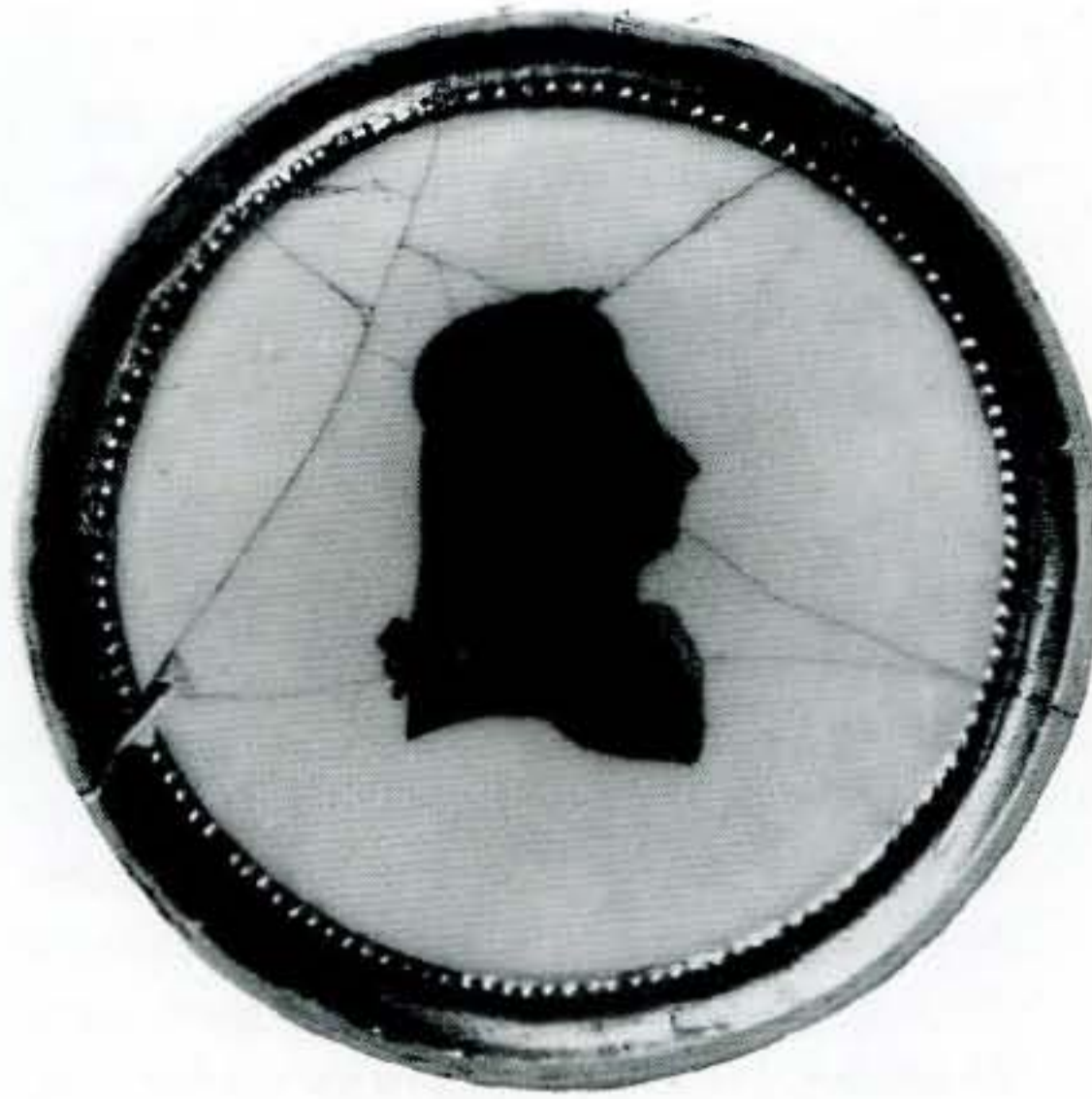
St

>Crusius 1952; Borchers 1955:42; Biogr. Handbuch 1990:252

**4.26a–b** Justus Möser und Friedrich von York. Zwei Porzellanplaketten aus der Manufaktur Fürstenberg, 1783. Signatur »F« in blau unter der Glasur auf dem Rand. Auf der Rückseite Reste einer alten Tintenbeschriftung: »Jus...«. Aus vielen Bruchstücken zusammengesetzt – 80 mm Durchmesser, 7 mm Stärke

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 2115 a, b

Ein feiner Perlstab umzieht jeweils die glasierte Fläche innerhalb des äußeren Randprofils, Profil und Perlstab sind vergoldet. Möser wie Friedrich von York sind mit einer Schleife am eingebundenen Zopf und einem Spitzenjabot dargestellt. Während eine Vorlage für das Portrait Möasers bislang nicht bekannt ist, besitzt das Museum eine Silhouette Friedrichs von York auf Papier, die als Vorlage anzusehen ist; sie trägt die Bezeichnung: »Bisch. v. Osnabr.«. Nach der gleichen Vorlage wird auch eine Schokoladenkanne in der Manufaktur Fürstenberg bemalt. Gleichartige Medaillons gibt es mit den Portraits der Herzöge Carl. I. und Carl



4.26a–b  
Friedrich von York  
und Justus Möser.  
Zwei Porzellanplaketten aus der Manufaktur Fürstenberg,  
1783

Wilhelm Ferdinand von Braunschweig sowie der Herzogin Auguste. Daß Möser in diese erlauchte Gesellschaft aufgenommen wird, zeugt von seiner Bedeutung.

Die Datierung der Plakette mit dem Bildnis Möasers stützt sich auf die Annahme einer Beziehung zu der Plakette mit dem Portrait Friedrichs von York, der 1783 als Zwanzigjähriger die Volljährigkeit erlangt und im September desselben Jahres als Landesherr seinen Einzug in Osnabrück hält. Möser ist zu diesem Zeitpunkt 63 Jahre alt; Physiognomie und Habitus des Schattenrisses entsprechen dem Alter.

Die zusammengehörigen Plaketten sind aus Osnabrücker Privatbesitz in das Museum gelangt. MM

>Ducret 1965; Meinz 1991:29–40





Aus: Justus Möser: »Die Frage: Ist es gut, daß die Untertanen jährlich nach Holland gehen? wird bejahet.«  
In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen«, August 1767

[...] *Es gehen jährlich über zwanzigtausend Franzosen nach Spanien, um den Spaniern in der Ernte zu helfen. Ebenso viel Brabänder gehen in gleicher Absicht nach Frankreich. Eine nicht geringere Menge Westfälinger geht den Holländern und Brabändern zu Hülfe; und mittlerweile kommen die Schwaben, Thüringer und Baiern nach Westfalen, um unsre Mauern zu verfertigen; die Italiener weißen unsre Kirchen und versorgen uns mit Mausefallen; die Tiroler reinigen unsere Teiche; die Schweizer gehen nach Paris, um den Franzosen die Tür zu hüten oder die Schub zu putzen; und so wandert eine Nation zur andern, um bei ihr des Sommers ein Stück Brod zu verdienen, was sie des Winters zu Hause verzehre. Nichts ist hier leichter als zu fragen: Warum jede Nation nicht zu Hause bleibe, solange sie noch Bedürfnisse hat, welche sie durch fremde Hände bestellen lassen muß? Warum nicht der Westfälinger seine Teiche selbst rein mache? Warum er seine Kirchen nicht weiße und seine Häuser nicht selbst maure? Und, ob es nicht weit leichter und vorteilhafter sei, Wettergläser zu machen, als in Holland Torf zu stechen oder in England Tran zu sieden? Allein, nichts ist auch offener, als daß Landeseinwohner, welche sich auf gewisse Dinge allein legen und ihre Kinder von Jugend auf dazu erziehen, es darin zu einer so vorzüglichen Fertigkeit und Geschicklichkeit bringen können, daß sie für halbes Geld mehr tun als andre für doppeltes. Nichts ist sichtbarer, als daß auch in*

*groben Arbeiten eben die Vorteile aus der Simplifikation entstehen, welche den feinern Künsten daraus zugewachsen sind, wenn nämlich ein ander die Federn, ein ander die Räder und ein dritter die Zieferblätter verfertiget, so dann der Uhrmacher nur bloß zusammensetzt. Nichts ist endlich gewisser, als daß sich oft in ganzen Gegenden eine Handarbeit von Vater auf Sohn und von Nachbar zu Nachbar auf das glücklichste ausbreite und sich gleichsam mit dem Nationalcharakter vermische. [...]*

*Wahr ist es, daß die Leute, welche nach Holland und England zur Arbeit gehen, früher alt und unvermögend werden als andere, die bei ordentlicher Land- und Hausarbeit ihre Kräfte nicht übernehmen: denn wenn sie etwas verdienen wollen, müssen sie alle Augenblicke nutzen und keinen Odemzug ohne Arbeit tun. Der Gewinn stärkt ihre Begierde; und die Begierde giebt eine größere, aber kurze Stärke. Allein, es ist auch nicht weniger wahr, daß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts unter den Heuerleuten um ein Drittel schneller gehe als unter den Landbesitzern. Hier muß insgemein der Anerbe warten, bis der Vater stirbt oder abzieht; ehe ist vor eine junge Frau kein Platz im Hause offen. [...]*

*Die hiesigen Heuerleute heiraten mit zwanzig Jahren; und mithin zehn Jahre früher als Anerben. Gesetzt also, sie wären mit funfzig Jahren alt und kümmerlich, gesetzt, ein ganzes Kirchspiel sähe seine besten Leute und ein Mann alle seine Brüder und Verwandte sterben: so wird derjenige, der nahe am Kirchhofe wohnt oder den dieser Verlust hauptsächlich*



»Policey« des Luxus und der Sitten

trifft, das unglückliche Hollandsgehen leicht beklagen. Allein, die große Staatsrechnung leidet darunter nichts. Es verhält sich hierin mit den hiesigen Hollandsgängern wie mit den Bergleuten. Diese erreichen kein hohes Alter und sind früh kümmerlich. Ihre Anzahl vermindert sich aber dadurch nicht. Sie werden sich doppelt vermehren, wenn hinlängliche Arbeit vorhanden. [...]

Jedoch die wichtigste Betrachtung verdient Garn und Linnen. Schwerlich kann ein Mensch sich mit Spinnen ernähren. Spinnen ist die armseligste Beschäftigung und kann nur insoweit vorteilhaft sein, als es zur Ausfüllung der in einem Haushalt überschießenden Stunden gebraucht wird. Hätten wir nun keine Leute, die im Sommer nach Holland giengen: so würden diese auch den Winter nicht spinnen können. Wir würden auch ihre Weiber und Kinder nicht beim Rade haben. Es würde also vielleicht nicht die Hälfte des Linnens im Stifte gemacht werden, was aus demselben jetzt verführet wird. [...]

Einer Treulosigkeit gegen ihr Vaterland kann man die Hollandsgänger mit Billigkeit nicht beschuldigen. Die Freiheit, nach ihrem Gefallen zu reisen, ist die erste Bedingung gewesen, worunter sie sich bei uns niedergelassen und worauf sie geheiratet haben. Diese Freiheit macht sie eben so getreu, daß sie wiederkommen [...].

4.27 Modenkupfer. Sechs Radierungen von Daniel Chodowiecki. 1.: Zweites Blatt Kopfputz zu: »Almanach de Gotha pour l'année 1782«, 1781; 2. – 6.: Fünf Blätter Kopfputz und Kleidungen zu: »Lauenburger genealogischer Kalender auf das Jahr 1783«, 1782 – je 88 x 50 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: Chod E 400, E 442, E 443

Im Jahr 1779 fordert Möser als »Amalie« in den »Osnabrückischen Anzeigen« satirisch: »Es sollten die Wochenschriften auch die Anzeigen der neuesten Moden enthalten«, weil »das Publikum sehr dabei gelitten, daß so manche Moden unbemerkt vorübergegangen sind und viele sich die LIVRES DE MODES mit großen Kosten aus Paris kommen lassen müssen«. Dieser wachsenden Nachfrage kommen die verbreiteten kleinen Kalender, Almanache und Jahr-



4.27  
Modenkupfer von  
D. Chodowiecki,  
1781/82



4.27  
 Modenkupfer von  
 D. Chodowiecki,  
 1781/82



bücher mit detaillierten Illustrationen etwa von der Hand Chodowieckis nach.

Möser hält dagegen auf Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen: »Warum soll man denn nicht auch das Nützliche ebenso gut zu seinem Putze gebrauchen können als das Eitle und Nichtswürdige?« Ihm kommen umgehend ökonomische Bedenken: »Wie leicht beraubt eine neue Mode das beste Handwerk seines Verdienstes? Und wohin muß ein Staat versinken, der sich hierin zuvorkommen läßt oder nicht geschwind sein Handwerk ändert?«

Nicht daß Möser gegen das Bedürfnis selbst moralisierte; aber auch hinsichtlich modischer Interessen wird mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Rolle des Landes die patriotische Selbstbeschränkung gefordert. Defizite der Entwicklung sind als Unterschiede anzuerkennen. Er sehe, so Möser, »[...] den verfeinerten Teil der Menschen an Höfen und in Städten mit ihren Moden, Künsten und Wissenschaften

und witzigen Erfindungen als das Blumenbeet der Natur, das platte Land hingegen als ihr Kornfeld an.«

>Bauer 1984:129,133; AA VII:37; AA VIII:173; AA IV:60; AA VII:42

4.28 *Concept wie ein Zucht oder Fabrique-hauss, worinnen Garn soll gesponnen und gewebet werden. Nebst einer Prison, welche aus So genandter Alter Augustiner-Kirche Zu Osnabrück könnte formieret werden.* – Plan für ein Zucht- und Arbeitshaus von Johann Conrad Schlaun, 1755/57. Tuschezeichnung, farbig, im Maßstab 1 : 150 – 370 x 520 mm

Staatsarchiv Osnabrück: K 61a Neumarkt Nr. 1 H Blatt a

Der Plan für den Bau eines Zuchthauses in der Stadt Osnabrück existiert schon unter Fürstbischof Ernst August II. Aber erst nach der Jahrhundertmitte, unter Fürstbischof Clemens August, kommt es zu einer Realisierung des Vorhabens. 1756 wird mit dem Bau begonnen, der auf dem Grund des abgerissenen Augustinerklosters und des heutigen Gerichtsgebäudes am Neumarkt entsteht. Über das Aussehen des nach dem Schloß zweiten großen landesherrlichen Gebäudes in der Stadt ist wenig bekannt. Die Pläne für den Bau stammen von dem Architekten Johann Conrad Schlaun (1694–1773), einem münsterschen Kapitänleutnant und Landmesser in Diensten des Fürstbischofs Clemens August. Zu seinen wichtigsten Bauten gehören das kurfürstliche Schloß in Brühl, das Jagdschloß in Clemenswerth, das fürstbischöfliche Schloß in Münster und der dortige Erbdrostenhof.

Die Errichtung des Zuchthauses im Jahr 1759 geschieht auf Initiative des Domkapitels und der Ritterschaft gegen den Willen der Stadt, die einen zu großen landesherrlichen Einfluß in Osnabrück befürchtet. Möser beteiligt sich an der Beilegung des Streites.

Das Zuchthaus, dessen 2. und 3. Stock erst in den folgenden Jahren ausgebaut werden, ist eine Kombination von Gefängnis und Arbeitshaus. Im Keller befinden sich 17 Zellen, darunter eine Kammer für Todeskandidaten. Im 1. Stock sind Zellen für bessergestellte Gefangene eingerichtet, daneben ein Magazin für Flachs, Garn, Hanf und gewebtes Leinen. Im 2. Stock liegen die Arbeitssäle, im 3. Stock die Räume für die gefangenen Frauen.

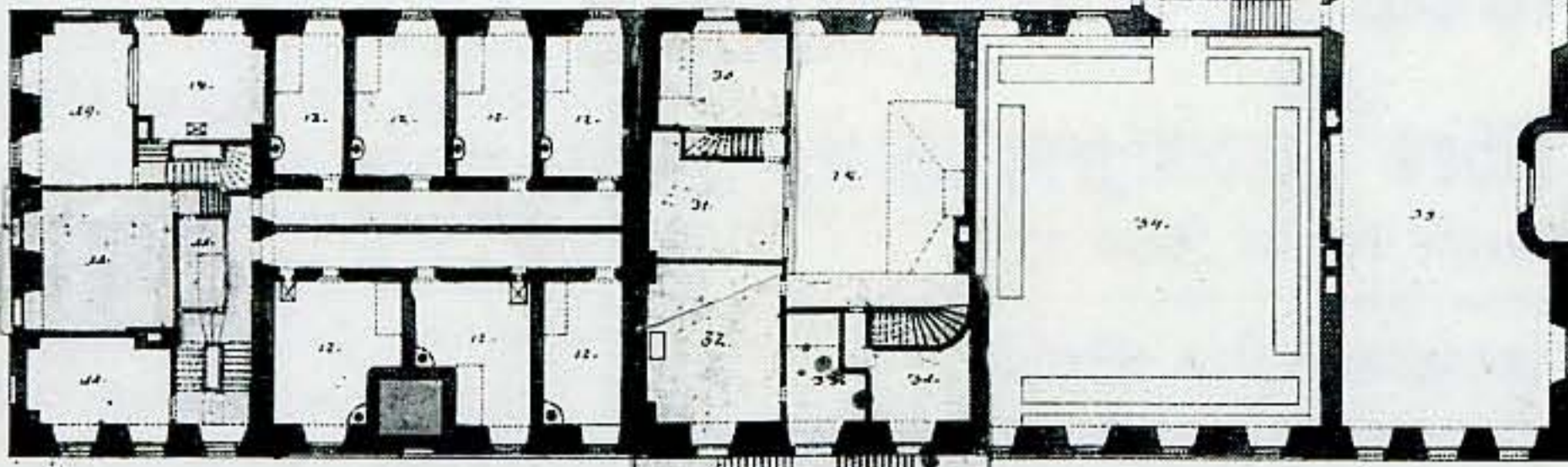


Concept wie ein Zucht oder Fabrique-haus, worinnen Garn Sell. gesponnen und gewebet werden.  
Nebst einer Prison, welche auf der Seitenwand der älteren Augustiner Kirche zu Osnabrück hätte  
formiert werden.

Etage.

Erster Grund oder  
Kellerwerk.

1. Cortiquarte nebst der  
Officier Stube.
2. Treppe davon off welche  
platte forme den zum  
Tode Condemnirten das  
Urtheil. Sängereisenwer-  
den
3. Stube vor einen solchen  
Condemnirten um sich  
zum Tode zu bereiten.
4. 17. Gefangnisse so tri-  
nel Traclieret werden.
5. die Zugänge dazu

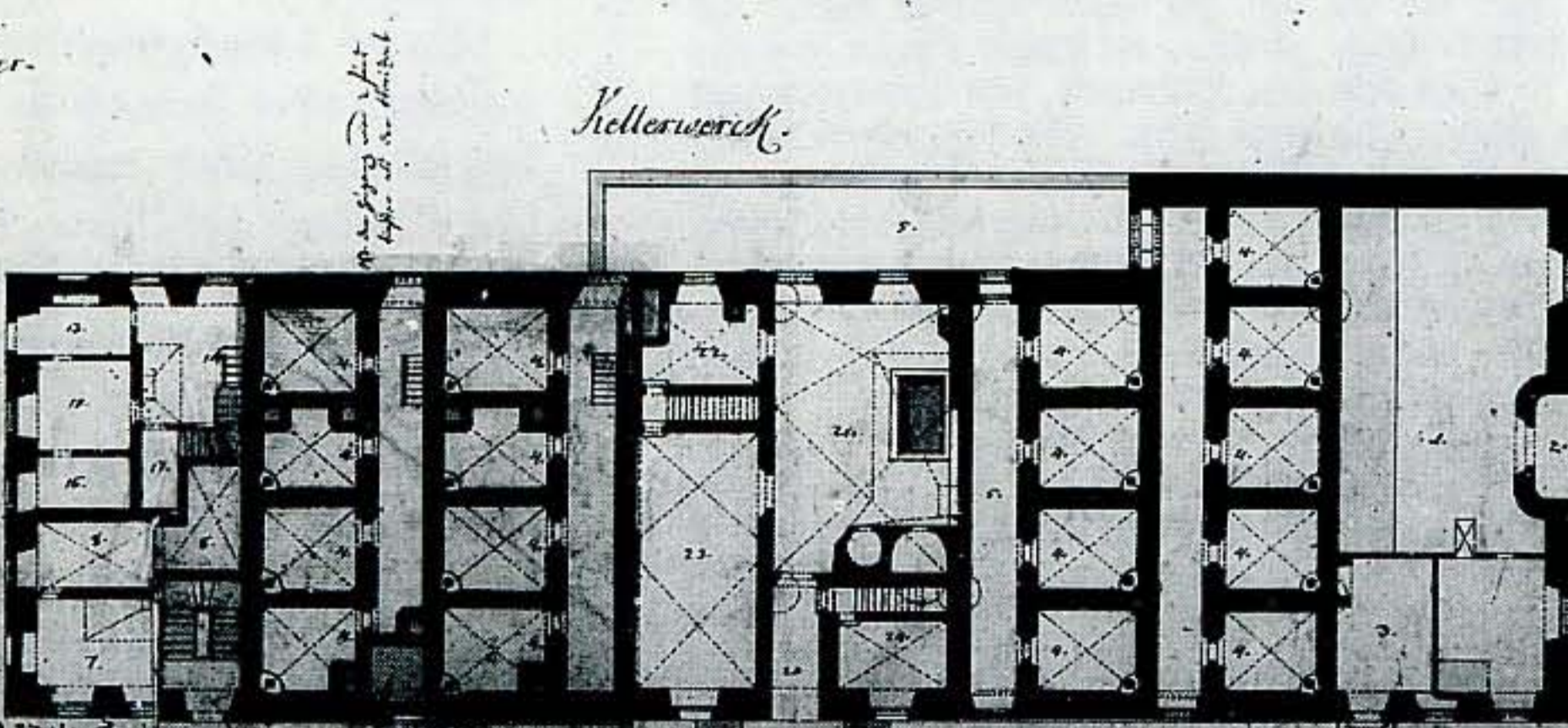


Legiment des fabrique-  
meistern so zugleich die  
zur Arbeit Condemnirte  
beschäftigt.

21. Brauküchel Backhaus.
22. Broth Keller.
23. Bier Keller oder wofel-  
ber sonst zu Köchig.
24. feld Keller.
25. Obere Entrée in der  
Etage.
26. Zimmer.
27. Schlaf Zimmer.
28. Küchel.
29. Wasch Cammer.
30. Altsch Schlaf Cammer.
31. Entrée felen.
32. Cantor.
33. schlaf Cammer vor  
den Cantor bedient-  
ler.
34. zu der Arbeit Condem-  
nirte speise Zimmer.
35. Magazin vor flasis,  
Kauf, Garn, und ge-  
webten Linnen.

6. Entrée vor das quartier  
des Zucht und hierher-  
meistern.
7. küchel.
8. Steller.
9. Stube.
10. schlaf Cammer.
11. 2. Cammeren behüfflich  
Köchig.
12. 2. Prison vor Stab oder  
Distinquirte gefangen.

13. Entrée vor den profos.
14. küchel.
15. Stube.
16. schlaf plats.
17. Keller gen.
18. vorher Stube.
19. Torthür Cammer.
20. Untere Entrée vor plas.



oder wenn die Spinner  
aparte sollen gestellt  
werden sollte dieser  
plats auch davor  
und das Magazin auf  
den boden transferiret  
werden.

4.28

Plan für ein Zucht-  
und Arbeitshaus von  
J. C. Schlaun, 1755/57

Justus Möser vertritt die Auffassung, daß dem Staat Werkhäuser mehr dienen müßten als Zuchthäuser, deren Sinn und Zweck er bezweifelt. In der Abhandlung »Etwas zur Verbesserung der Zuchthäuser« gibt er den früher gebräuchlichen Strafen wie dem Blenden von Schwerverbrechern oder dem Verkauf von Übeltätern den Vorzug vor dem Einsperren von Menschen ohne Chance einer wirklichen Besserung. St

>AA VII:121ff.; Crusius 1952, Borchers 1959:214ff.; Biogr. Handbuch 1990

4.29 »GLÜCK DER BETTLER« –  
Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« VI.

- »Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten«, vom 7. November 1767
- »Vorschlag zur Beschäftigung der Zuchtlinge«, vom 19. Dezember 1767
- »Das Glück der Bettler«, vom 10. Oktober 1767

– »Ueber die zu unsern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurkinder«, vom 11. April 1772

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Die »Wohlfahrt des Staates« und damit auch Ehre und Glück der Menschen hängen von den bürgerlichen Tugenden der Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, der Sittlichkeit und Ordnung ab – das ist eine zentrale Botschaft frühauflärerischen Gedankengutes, wie sie Justus Möser u.a. in den »Patriotischen Phantasien« vermittelt. »Armut muß verächtlich bleiben«; ein »gesunder, fleißiger Mensch« sei nie arm, denn der »Reichtum bestehet nicht in Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleisse«.

Die Außenseiter der Gesellschaft, die Armen, die Zuchthäusler, die Bettler und die unehelichen Mütter und Kinder stellen das wohlgeordnete und traditionell bewährte Modell einer ständischen Gesellschaft in Frage, wenn sie nicht durch Vermittlung sittlicher Grundwerte in dieses System integriert werden können. Jeder, auch der ärmste straffällig geworde-



193

194

# Süßlicher Beylagen

zum  
Osnabrückischen Intelligenz-Blate

Sonnabends den 22 Junii 1771.

**Fünfundzwanzigstes Stück.**

## Sie tanzte gut und kochte schlecht.

Wie das Mädgen tanzt! wie ihr die Schultern stehn! Him-mel! und der Nacken! Von dem übrigen will ich nichts sagen; ich glaube der cü de Paris ist wieder Mode geworden! Aber ist es nicht eine Schande ein junges Mädgen so erziehen zu lassen! Wenn es meine Tochter wäre: sie sollte mir anders tanzen lernen, oder sogleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weis nicht wie gewisse Eltern so blind seyn können, daß sie nicht sehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen bey Zeiten die Knochen ein wenig zu rechte biegen. — Die Frau Oberamt-mannin würde in ihrem wohlgemein-ten Eyfer noch weiter fortgefahren seyn, wenn nicht der Herr Rittmeister, der eben zu ihr trat, sie plögl-lich unterbrochen hätte. Was für eine Grazie, rief er aus, indem er auf ihre eigne Tochter wies; ich glaube, ihr ganzer Körper ist nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Nie habe ich ein feineres Contour gesehen; Sie scheinet nicht zu gehn sondern zu schweben, sie muß alle ihre Nerven unter den unmittel-baren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viele Entzückung zu verbreiten. Mich deucht, ich sehe ihre Mutter wieder, wie sie als Braut den Ball eröffnete, u. mit einem triumphirenden Schritte die bezauberten Zuschauer zu ihren Füßen riß. — Stille! Stille! versetzte die Frau Oberamt-mannin, diese Zeiten sind vorbey, und wenn mein Mädgen gut tanzt: so hat sie mir vielleicht etwas zu danken, aber doch bin ich mit ihr noch nicht so recht zu-frieden, ihr Auge ist noch etwas zu starr, und überhaupt zeigt ihre un-  
B b schuls

4.33

»Policey des Luxus und der Sitten« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« VII.

ne Mann oder Frau könne durch die Ausübung einer für alle sinnvollen Arbeit soviel verdienen, daß er seinen Lebensunterhalt bestreiten, der »Wohlfahrt des Staates« dienen und sein Glück finden kann. Ganz im Sinne dieser früh-aufklärerischen Denkweise sind die konkreten Vorschläge Möser's zu verstehen, um den beschriebenen Mißständen zu steuern: Man gebe den Armen, Bettlern und Zuchthäuslern Arbeit und bezahle sie auch dafür.

In dem neuerbauten Zuchthaus, das »zu-gleich ein Arbeitshaus werden dürfte« – so der von Möser in die »Anzeigen« aufgenommene, mit »E.H.« gezeichnete »Vorschlag zur Beschäftigung der Züchtlinge« – solle man eine »Strickerey von verschiedenen Arten Strümpfen, Manns- und Frauenhandschuh« anlegen. In den »Armen-Anstalten« sollten alle Armen in »drey Classen« eingeteilt werden. »Die erste Classe [solle] durch öffentliche Vorsorge zu

Hause versorgt [werden]; die andere mit Arbeit versehen; und die dritte in einem angelegten Werkhause dazu gezwungen« werden. Man wähle also »ein öffentliches Zimmer auf einem Armenhofe. Dort seyn Räder und Flachs. Dieses sey des Winters gewärmt und erleuchtet [...]. Und was in diesem Zimmer gesponnen wird, das werde doppelt bezahlt.« (»Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten«). Nur so könnten die traditionellen Tugenden der Ehrbarkeit hochgehalten und der schändlichen Auflösung grundlegender Maximen des hausväterlichen Ehe- und Familienmodells gesteuert werden.

Möser's Lösungsansätze werden zukunftsweisend: 1810 kommt es in Osnabrück zur Einrichtung einer städtischen Armenanstalt. Das Verbot der Bettelei wird stufenweise durchgesetzt; Arbeit wird als Disziplinierungsinstrument und ökonomisches Prinzip integraler Bestandteil des Strafvollzuges. Die fabrikmäßige Produktion setzt sich, wenn auch in einem anderen Sinne als es den Zeitgenossen am Ende des 18. Jahrhunderts vorstellbar ist, als gesellschaftsstrukturierend durch. Die Ehrlosigkeit der unterbürgerlichen Schichten allerdings – und hier sind es vor allem die Frauen, die als Trägerinnen von Sittenlosigkeit und Schande aussortiert werden – gerinnt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Metapher für den moralischen Verfall, die Auflösung der alten Ordnung schlechthin. Daß diese Auflösung sich nicht werde aufhalten lassen, ahnt vermutlich auch schon Justus Möser.

P-K

>AA IV:68ff.; VIII:122ff.; IV:65ff.; V:142ff.; Hoffmeyer 1929; Panke-Kochinke 1991:125ff.

4.30a–b *Gin Lane*. Kupferstich nach William Hogarth, London, 1751, von Ernst Ludwig Riepenhausen, Hannover um 1795 – 261 x 206 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: 4527a

Angebotsliste von druckgraphischen Blättern von William Hogarth. Gedrucktes Verzeichnis in Möser's Nachlaß – 1 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Dep 6b Nr. 837 Blatt 16

William Hogarth (1697–1764), Kupferstecher »im entwickeltsten Land der damaligen Welt und vor allem, wie kein zweiter, Beobachter

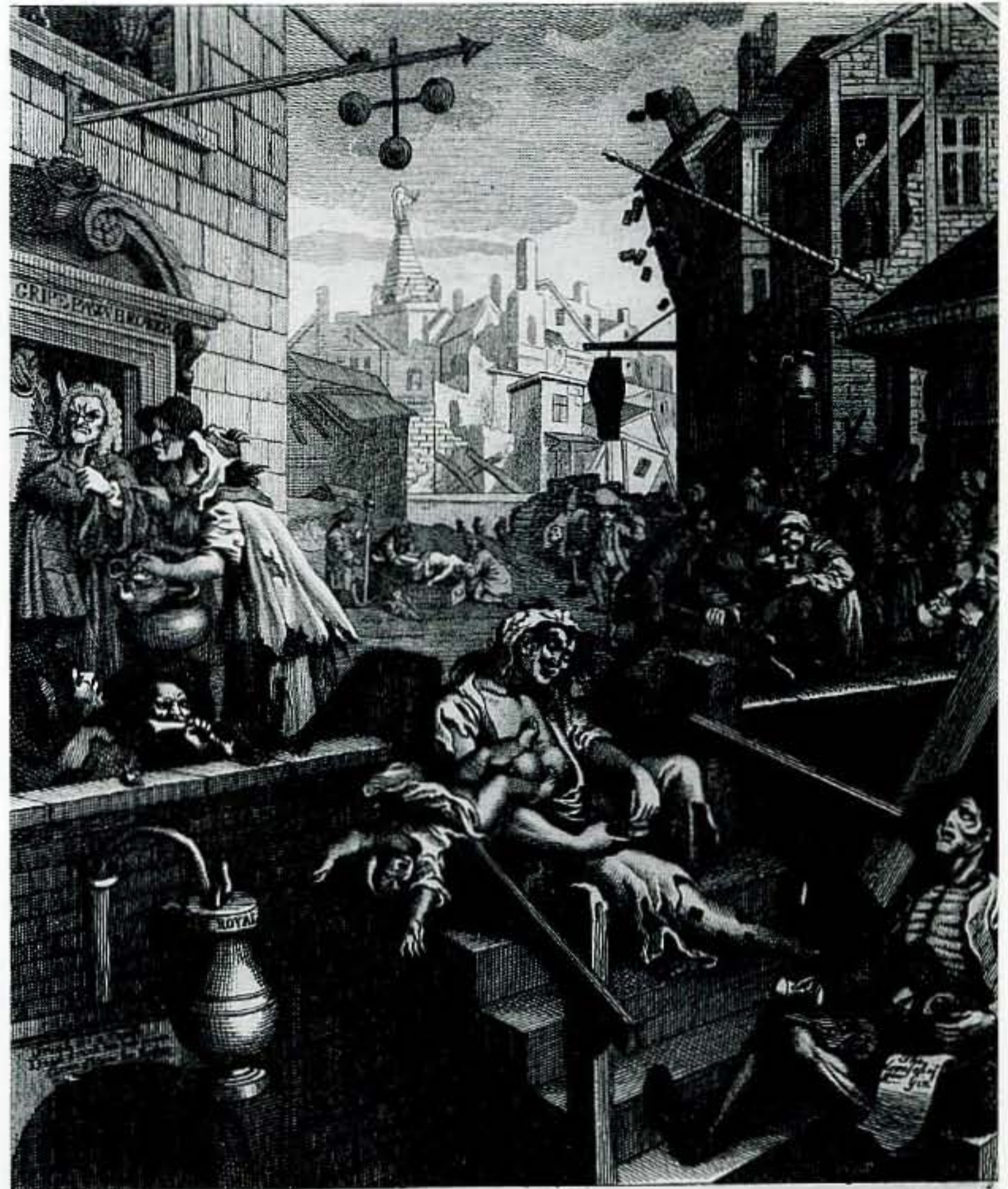


und zugleich moralisierender Kritiker der plebejischen Massen im London des 18. Jahrhunderts« (Medick), plaziert die »Gin Lane«, durchaus der historischen Wirklichkeit entsprechend, in einen der ehemaligen Londoner Slums, St. Giles im Bezirk Westminster. Das Leben in der »Schnapsgasse« ist geprägt von Tod, Apathie, Hunger und körperlichem Verfall der Menschen aus der Unterschicht. Hogarths dichte Beschreibung in umfassender Perspektive erfasst Schlüsselszenen einer »Ökonomie des Branntweins«.

Wenn Justus Möser, der die zeitgenössischen englischen Verhältnisse kennt, 1771 ein Verbot des Branntweintrinkens befürwortet, so zunächst einmal weniger wegen des tiefgreifenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels, wie er sich in der englischen Industrialisierung zeigt, sondern vordringlich wegen der »Verschwendung« eines lebensnotwendigen Grundnahrungsmittels, des Getreides. Mit Blick auf die englischen Verhältnisse allerdings sieht Möser auch die Gefahren zunehmender Verarmung der Stadt- und vor allem der Landbevölkerung. Der Verlust von Vernunft und Anstand, Fleiß und Arbeitsamkeit als Garanten gesellschaftlichen Wohlstands bedeuten in seinen Augen Gefahren, die auch für Osnabrück zu antizipieren sind. »Haus- und Ackerarbeit« würden »an Seiten gesetzt, und endlich Witz und Gesundheit versoffen« (»Also ist das Branntweintrinken zu verbieten«).

Das gedruckte Verzeichnis der Hogarth'schen Graphiken dürfte Möser aus London mitgebracht haben. Im März 1767 stellt er den Künstler-Handwerker im Osnabrücker Intelligenzblatt vor: »In seiner Stube, worin er die ihn besuchende Fremde im Nachtrocke mit der Mütze in der Hand ehrbar empfieng, hatte er einen kleinen Schrank, worin alle seine Werke, die er öffentlich verkaufte, bereit lagen. Hier erklärte er denn wohl selbst seinen Käufern den Sinn verschiedener Groupen und verkaufte davon vor etliche Schillinge«. P-K

>William Hogarth 1988:151f.; Medick 1982:174; AA VII:33ff., XI:3283f., IV:40



GIN LANE .

4.30  
»Gin Lane«. Kupferstich nach William Hogarth, London 1751, von Ernst Ludwig Riepenhausen, um 1795

4.31 *A Pocket Map of the Citties of London. Westminster & Southwark. with the Addition of the new Buildings to this Present Year 1725.* Kupferstich, bez.: »Tho: Bowles Sculp:«, London, 1725

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Top.Slg. 29 b:21

Im Winter 1763/64 kommt Möser für fünf Monate nach London, in die »Hauptstadt Europas«, um als Gesandter der Osnabrücker Stände Verhandlungen mit dem englisch-hannoverschen Hof zu führen. Möser wohnt direkt gegenüber dem nördlichen Torhaus von St. James' Palace, dem Regierungssitz, in der Cleveland Row. Er nutzt hier nicht nur die Gelegenheit, die Bühnen von Covent Garden und Drury Lane zu besuchen. In der Form eines satirischen »Sittenbildes« schildert Möser aus eigener Anschauung die Abgründe des »high life below stairs«, des nächtlichen Lebens in den Kellerkneipen des Bezirk St. Giles, wo



er sich in Begleitung des Schauspielers Edward Shuter in die Gesellschaft der »Gassenbettler« begeben habe. In passende Kleidung vom Trödelmarkt gewandert – »Man tat uns leicht die Ehre zu glauben, daß wir Diebe und Bettler aus einem andern Kirchspiel wären« –, beobachtet Möser die »angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler«, die nach den »kräftigsten Gassenliedern« den Abend schließlich »mit Trinken und politischen Urteilen über das Ministerium auf das vergnügteste zugebracht« hätten.

Die im Oktober 1767 in den »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« gedruckte Satire »Vom Glück der Bettler«, die mit dem Seitenblick auf den beschwerlichen »Zustand des fleißigen Arbeiters« bürgerliches Arbeits- und Leistungsethos wie Ehrgefühl anspricht, begleitet publizistisch Möser's Politik, das Betteln in Osnabrück nicht »rühmlich werden zu lassen«, also zu verbieten.

Arme und Bettler aus städtischen unterbürgerlichen Schichten machen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu einem Viertel der Bevölkerung aus.

>AA IV:65ff, Maurer 1988; Möller 1989:108f.; Siebers 1991:18ff.

**4.32** *Fernerer Verbot des Branntweinbrennens und Einschränkung der Ausfuhr des Getreides, auf vier Monate*, vom 28. Dezember 1770. Gedrucktes Mandat der osnabrückischen Regierung – 1 Bl. 2°

Staatsarchiv Osnabrück: Rep 100/387 Nr. 1a vol. II, fol. 183

Die Hungerkrisen der Jahre 1770 bis 1772 fordern auch von der Osnabrücker Regierung besondere Vorsorgemaßnahmen. Das bereits bestehende Verbot des Branntweinbrennens und die nur eingeschränkt erlaubte Ausfuhr von Korn wird durch das Mandat auf die ersten vier Monate des Jahres 1771 ausgedehnt. Gezeichnet wird das Mandat durch die Geheimen Räte von dem Bussche und von Ende, die in Osnabrück relativ unabhängig die Vormundschaftsregierung König Georgs III. für den minderjährigen Fürstbischof Friedrich von York vertreten und in Justiz-, Kammer-, Land- und Polizeisachen das Recht der Gesetzgebung haben. Ihnen zur Seite steht mit Vorschlags- und Beratungsrecht Justus Möser, auf dessen Initiative das Mandat, das erstmals am 9. November 1770 in Kraft tritt, zurückgeht. Wie wenig die-

se über Osnabrück hinaus allgemein durchgeführten Zwangsmaßnahmen Möser's Ideal entsprechen, nur ein freier Handel könne letztlich die Teuerung verhindern, illustriert etwa die 1771 veröffentlichte Abhandlung »Vorschlag, wie der Teuerung des Kornes am besten auszuweichen«. St

>Crusius 1955:23; AA V:27ff.

**4.33** »POLICEY DES LUXUS UND DER SITTEN« – Möser als Autor und Redakteur der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« VII.

- »Schreiben eines Meyers über den Putz seiner Frauen«, vom 31. Oktober 1767
- »Sie tanzte gut und kochte schlecht«, vom 22. Juni 1771
- »Ein sichers Mittel das gar zu häufige Coffeetrinken abzuschaffen«, vom 9. August 1777
- »Also ist das Brantwein trinken zu verbieten«, vom 28. Dezember 1771
- »Etwas zur Policy der Freuden für die Landleute«, vom 28. Oktober 1780

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Wie hat sie auszusehen, die »gute selige Frau«? Ironisch kolportiert Justus Möser das prunksüchtige, graziös tanzende und französisch parlierende Frauenzimmer, das seiner Meinung nach so gar nicht in den bodenständigen Haushalt einer bäuerlichen und bürgerlichen Osnabrücker Familie paßt. »So lange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermuthet Gäste kamen, an einem Stücke Fleische [...]. Dagegen hätten sie den Vorrath von gangbaren und verdorbenen Putzwerke sehen sollen.« (»Sie tanzte gut und kochte schlecht«). Verschwenderisch und empfindsam, sei sie unfähig, das zu tun, was ihrer eigentlichen weiblichen Tugend und Aufgabe entspreche: Hausfrau, Ehefrau, Erzieherin der Kinder und angenehme Gesellschafterin des Ehemannes zu sein.

Ebenso wie die Putzsucht der Ehefrau tragen der Genuß von Kaffee und Branntwein zum wirtschaftlichen und gesundheitlichen Ruin der Familienhaushalte wie des Landeshaushaltes insgesamt bei. Ein Außenhandelsdefizit durch den Erwerb von teuren Luxusartikeln läßt Gelder ins Ausland fließen, die im eigenen Lande benötigt würden. Eine vernünftige obrigkeitliche Politik der gesetzmäßigen Kontrolle





4.34

»Verbesserung der Sitten.« Radierung von D. Chodowiecki, 1786

durch Verbote und Aufklärung schafft nach Justus Möser Voraussetzungen für eine gesunde städtische Kultur. Der »Handel mit Coffee« solle »einzig und allein in den Händen der Obrigkeit seyn«, und das Pfund Kaffee »nicht unter einem Gulden« verkauft werden.

Geld und Moral, Vernunft und ein maßvolles Leben befördern den Wohlstand des Landes; überreizte Genüsse und Verschwendung bedingen eine Verrohung der Sitten und zerstören die Substanz eines Gemeinwesens. Daß Justus Möser sich mit solchen Maximen durchaus nicht als sauertöpfischer Moralist erweist, sondern in Kenntnis der menschlichen Bedürfnisse auch den »Freuden« einen begrenzten und kontrolliert-mäßvollen Raum zuweist, kennzeichnet seine psychologisch abwägende Blickrichtung. »Wenn ich Polizeycommissarius wäre, es sollte mir anders gehn, die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweymal im Jahr auf der Kirms oder auf Fastnacht, völlige Freyheit haben einige Bände springen zu lassen«, läßt sich Möser über die »Freuden für die Landleute« vernehmen.

Obrigkeithlichen Verboten steht neben der erzieherischen Aufklärung die Einsicht gegen-

über, daß eine Ausgewogenheit von Arbeit und Vergnügen der menschlichen Natur inhärent sei. Als synthetisch denkender, bodenständiger Zeitgenosse ist Möser willens, der Mentalität von Stadt- und Landbewohnern Rechnung zu tragen und ihre ausgelassene Lebensfreude am richtigen Ort und zur richtigen Zeit zulassen, um die vernünftige Ordnung der Verhältnisse zu gewährleisten. P-K

>AA IV:63ff.; V:71ff.; VI:146f.; VII:33ff.  
Wagner 1993; Langer 1993

**4.34** *Verbesserung der Sitten*. Radierung, 1786, bez.: »gezeichnet und gestochen von C. D. und E.«, »zu haben bey D. Chodowiecki in Berlin« – Platte 210 x 336 mm

Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig, Kupferstichkabinett: AB 3.726

Das aufklärerische Anliegen, mit der Verbreitung der Vernunft und der Bekämpfung von »Vorurteilen« die »allgemeine Hebung der Sittlichkeit« zu erreichen, wird in dem Blatt Chodowieckis durch die krassen Formen unver-



nünftigen Verhaltens deutlich skeptisch gesehen. Vertreten durch die seit dem 17. Jahrhundert auf Märkten und Straßen auftretenden Bänkelsänger, wirken die lehrhaft präsentierten Lektionen des moritatenhaften Bilderbogens bereits zweifelhaft. Während im Bänkelsang die Formen menschlichen Glücks, Elends und Verbrechens darstellt werden und ihre Wirkung auf einfachere und kindliche Gemüter, auch wohl auf ein ehrbares Publikum nicht verfehlen, tummeln sich Werther-Nachahmer, ein Montgolfieren-Schiffer, überschwengliche Selbstdarsteller unbeirrt auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Dem Optimismus der frühen Aufklärung – mit dem Candide-Roman Voltaires von 1759 schon als gebrochen erkennbar – kontrastiert in der bürgerlichen Spätaufklärung ein die »Unverbesserlichkeit« der Individuen feststellender und die »Grenzen der Aufklärung« betonender Skeptizismus.

>E 572; Bürgerliches Leben 1978:103 (Abb.); Bauer 1984:183 (Abb.); Wormsbäcker 1988:129

**4.35** *Justus Möser, geb. 1720, gest. 1794.* Kupferstich, Profil im Kreismedaillon, bez: »1797«, »G. G. Wessel in Cera fecit Osnab.«, »C. W. Bock s. 1795«, von Christoph Wilhelm Bock nach dem Wachsrelief von Georg Gerhard Wessel, 1792 – Blatt 185 x 115 mm, Kreisdurchmesser 66 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 2763

Die Seitenansicht, die dem Betrachter keinen »Blickkontakt« ermöglicht, und der statuarische Ausdruck lassen Möser historisch-entrückt erscheinen. Erfahrung, Entschlossenheit, Härte lassen sich in physiognomischer Tradition als Ausdruck diesem Altersportrait ablesen. Der posthume Stich nach dem Wesselschen Wachsrelief ist für die »Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler, nebst kurzen Biographien derselben.« bestimmt, die der Stecher selbst herausgibt (Nürnberg 1797, Bd. 2, Heft 8, Bl. 12<sup>r</sup>).

>Siebers 1994

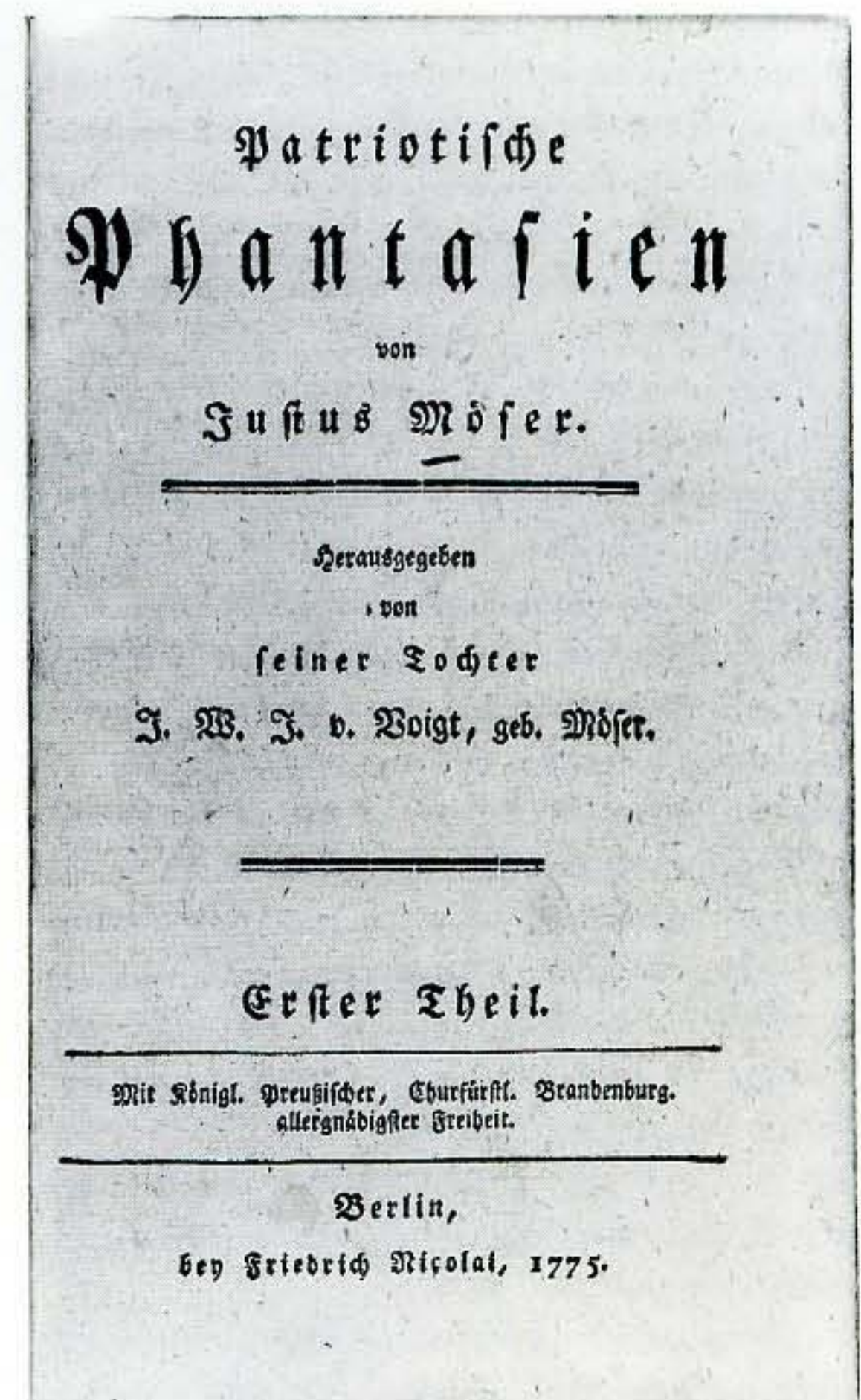
## *Jenny von Voigts, Tochter und Herausgeberin*

**4.36** *Patriotische Phantasien von Justus Möser. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt, geb. Möser. Erster Theil. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1775.* – Ein zweiter Teil der Sammlung von Beiträgen Mösers zum Osnabrücker »Intelligenzblatt« erscheint 1776. Im Jahr 1778 kommt unter gleichem Titel bei Nicolai in Berlin eine »Neue verbesserte und vermehrte Auflage« in drei Teilen heraus, die 1786 mit einem vierten Teil abgeschlossen wird.

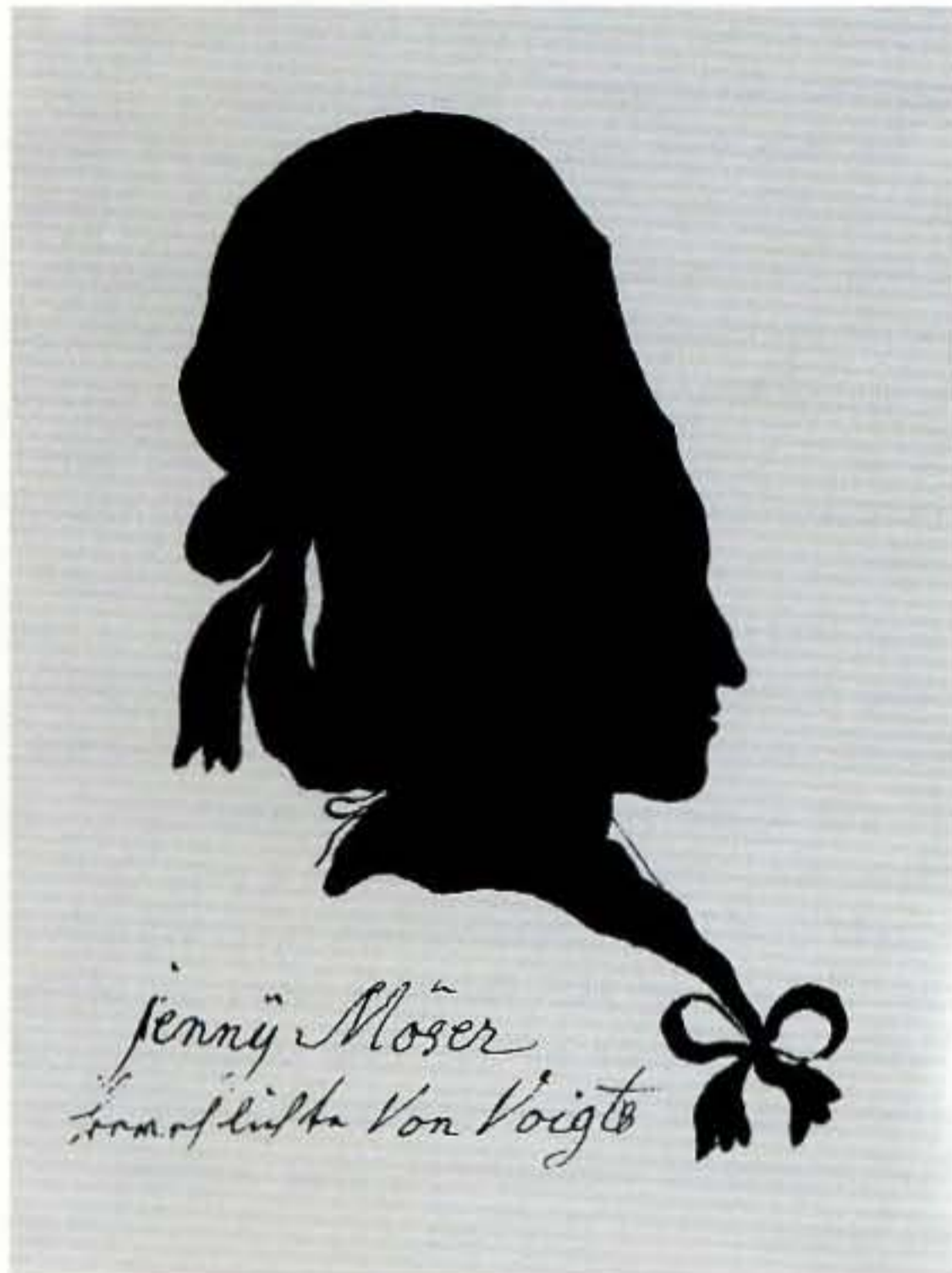
Möser-Dokumentationsstelle

Die »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen«, das von Justus Möser seit 1766 redigierte Blatt für obrigkeitliche Mitteilungen und Bekanntmachungen sowie Geschäfts- und Privatanzeigen aller Art, erhält seinen Wert vor allem mit den Abhandlungen und Betrachtungen, die Möser selbst abfaßt und einrückt und die er seit 1774 in neuer Zusammenstellung unter dem Titel »Patriotische Phantasien« bei dem renommierten Berliner Verleger Nicolai erscheinen läßt.

4.36  
»Patriotische Phantasien« von Justus Möser. Erster Teil, 1775







Der Absicht, »Nutzen und Vergnügen« zu stiften, sollen thematisch breitgestreute Artikel aus dem Gesichtskreis von Bürgertum und landsässigem Adel entsprechen. Möser bietet dem Publikum Landesökonomie, Lebensführung, Hauswirtschaft, Rechtspflege, Erziehungsfragen, Zeitgeisterscheinungen u.a.m. in einer für die Zeit modernen, lebendigen Sprache. Dabei variiert er seine Rede- und Erzählhaltungen, schreibt unter eigenem Namen ebenso wie unter sprechenden Pseudonymen.

Der Buchveröffentlichung vorangestellt ist eine Mitteilung an die Tochter Jenny, die als Herausgeberin firmiert: Daß »viele auswärtig einen Erdgeschmack haben« werde, befürchtet Möser – ein Vorbehalt, der in Anbetracht der freundlichen Aufnahme, die die Sammlung mit ihren Fortsetzungen findet, fast als Koketterie erscheint. Nicht nur Goethe, der das Buch gleich seinem späteren Schützling, dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach ans Herz legt, bewundert den Tenor selbstgewisser Entschiedenheit, hausväterlicher Tatkraft und utilitaristischer Staatsvernunft bei Möser.

»Ueber meine »Phantasien« erhalte ich die mehrsten Komplimente aus Wien«, schreibt Möser im Januar 1780 an Nicolai, »und ich habe dem Kaiser selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen, besonders, was

den Leibeigentum betrifft. Es scheint, daß Er ihn ganz umschaffen wolle.«

Auch ein unbekannter Nachdrucker ist vom Wert des Werkes überzeugt und bringt im gleichen Jahr einen nichtauthorisierten Nachdruck auf die Buchmessen in Frankfurt und Leipzig.

>AA IV-VII; Briefe 1992:489,586

4.37 *Jenny Möser verehelichte Von Voigts*. Scherenschnitt nach alter Vorlage, geschwärztes Papier – 107 x 90 mm

Universitätsbibliothek Münster, Nachlaß Sprickmann

Johanna Wilhelmina Juliana (»Jenny«) Möser kommt am 5. Juni 1749 in Osnabrück als Tochter des Justus Möser und der Regina Juliana, geborene Brouning, auf die Welt. Die Familien Möser und Brouning gehören dem wohlhabenden Osnabrücker Stadtpatriziat an. Jenny Möser einziger, um ein Jahr jüngerer Bruder Johann Ernst Justus, stirbt 1773 als Student in Göttingen – ein Schicksalsschlag, der die enge Bindung zwischen Vater und Tochter und ihre spezifische Rolle auch als intellektuelle Partnerin des Vaters befördert.

Die Grundlagen ihrer Erziehung erfährt Jenny Möser im elterlichen Hause unter der Aufsicht ihrer Mutter. Ihre schöngeistig-bildungsbeflissene Erziehung – sie spielt Klavier und lernt Englisch, Italienisch und Französisch – wird ergänzt durch eine hauswirtschaftlich-religiöse Grundbildung, wie sie für Mädchen ihrer Gesellschaftsschicht zeittypisch ist. Diese häusliche Erziehung wird im Jahre 1766 durch einen mehrmonatigen Aufenthalt im Hause eines braunschweigischen Verwandten, des Abtes Jerusalem, ergänzt und vervollständigt. Nach dem frühen Tode ihres heimlichen Verlobten, des jungen populär-philosophischen und historisch-politischen Schriftstellers Thomas Abbt (1738–1766), den sie 1763 im elterlichen Hause kennenlernt, heiratet sie am 4. Mai 1768 unter dem Druck der elterlichen Wünsche Johann Gerlach Just von Voigts (1741–1791), ein Mitglied des Beamtenadels, dessen Vater Oberappellationsrat in Celle gewesen war. Glück und Zufriedenheit im häuslichen Kreis ihrer eigenen Familie findet sie nicht. Die Ehe bleibt kinderlos und unglücklich. Es fehlt die »Harmonie des Geistes« und der »Einklang der Seelen«. Zu einer Ehescheidung kommt es jedoch nicht. Das Elternhaus gibt ihr die Gebor-

4.37

Jenny von Voigts (1749–1814), Tochter und Herausgeberin der »Patriotischen Phantasien« Justus Möser. Silhouette, um 1770



genheit, die sie braucht und sucht, um ihre empfindsame Seele zu schützen. Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahre 1787 lebt Jenny von Voigts fast ausschließlich im elterlichen Hause in Osnabrück. Eine »gute, selige« und glückliche Frau wird sie indessen nicht. 1794, nach dem Tod des Vaters, trennen sich die beiden Ehegatten in gegenseitigem Einverständnis.

An die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau schreibt Jenny am 22. Februar 1794 aus Osnabrück: »ich bleibe hier«; und über ihre Zukunft heißt es: »ich werde mich nun so viel wie möglich einschränken, um meinen plan ausführen zu können, frey und unabhängig mein Leben zuzubringen. [...] Sie kennen mein Gefühl [...] und den guten von Voigts – aber Sie wissen auch das wir nicht für einander passen.«

Jenny von Voigts stirbt am 29. Dezember 1814. P-K

>Sheldon/Sheldon 1971:259; Panke-Kochinke 1991:113

**4.38** *Heiraths Antrag*. 4 Blätter aus einer Folge von 12 Radierungen von Daniel Chodowiecki für: »ALMANAC de Goettingue pour l'année 1781. chez IC Dietrich«, Bl. 2, 6, 9, 10 – je 82x42 mm

Möser-Dokumentationsstelle

Die karikierenden Kupferstiche Chodowieckis antizipieren Konfliktsituationen im bürgerlichen Leben, wie sie im Zuge einer von der »Medizinischen Polizey« entwickelten Kontrolle von Gesundheit und Sittlichkeit entworfen und vielfach rezipiert werden. Charakterliche und körperliche Grundvoraussetzungen sollen dabei mit einer beruflichen, finanziellen und moralisch-sittlichen Stabilität korrespondieren. Dabei gelten für Mann und Frau jeweils polarisierte, einander ergänzende Geschlechtscharaktere. In einer Zeit des Umbruchs, in der tradierte Auswahlkriterien für eine standesgemäße Ehe zunehmend schwieriger auszumachen sind, erscheint es notwendig, handlungsleitende Ratgeber zu entwickeln, die den potentiellen Heiratskandidaten und ihren Eltern auf den ersten Blick verraten, ob es sich um einen geeigneten Partner handelt oder nicht. Eine bürgerliche Ehe, die im rechten Maß der Dinge funktionieren soll, beruht dem Denken der Zeit entsprechend auf einer standesgemäßen und anständigen Liebe, die auf wohl-

abgewogener, vernünftiger Grundlage bei entsprechender innerer Neigung gründet.

Ist nun der intellektuell-literarische Blick Justus Möser auf die Schwächen und Fehler seiner Zeitgenossen durchaus scharf und eingebettet in eben dieses Sittenmaß der Gefühle, so versagt dieser Blick doch, als es um die eigene Tochter und ihren Ehemann geht. Ein sentimentalisierte weiblicher Gefühlsüberschwang trifft hier vermutlich auf eine männlich-verbitterte, hypochondrisch-aggressive Variante des ewig Enttäuschten. Es sind nicht die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Unterschiede, die diese Ehe scheitern lassen, sondern genau jene charakterlichen Fehler, die Chodowiecki und Möser beschreiben. So erweist sich die »Erziehung zur Bürgerlichkeit« in ihren Versuchen, Liebe in der Ehe vernünftig zu definieren und im Vorfeld grundlegende Überprüfungsraaster anzusetzen, nur bedingt als wirksam. P-K

>E 345 II.; Bürgerliches Leben 1978:134; Bauer 1984:110; Wormsbächer 1988:70; Pikulik 1984; Frevert 1988; Panke-Kochinke 1993:140ff.

**4.39a–c** *Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt. An Herrn D. Johann George Zimmermann von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1767*. Mit einem Portraitkupfer des Thomas Abbt (1738–1766) von Johann David Schleuen als Frontispiz – 34 S. 4°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Q 379 Helmst.4°

[Thomas Abbt:] *Vom Tode für das Vaterland. Berlin, bey Friedrich Nicolai. 1761*. – 99 S. 8°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lo 3

*Thomas Abbt, Prof. zu Rinteln, vom Verdienste. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1765*. – 8 Bl., 429 S. 8°

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lo 4

Als Mitglied einer »kleinen berlinischen Gesellschaft«, dem Kreis um den Verleger Nicolai, dem auch Mendelssohn angehörte, stellt sich der junge Rintelner Universitätslehrer Thomas Abbt 1762 Möser brieflich vor. Zu dem angeknüpften Briefwechsel kommt die persönliche Bekanntschaft mit Möser und seiner Familie in Osnabrück. Zu Abbt entwickelt sich ein enges Verhältnis, in das Möser's Frau und die 1749



Justus Möser: »Eine Probe des neuesten Geschmacks.« In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen«, September 1773

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schöne Stück Garn und Linnen gebleicht –, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen –, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen rotgestreiften Äpfeln stand, suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelgen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuches bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälern finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Schrubberey oder, wie andere sprechen, ein englisches Boßkett. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist wie ein Drellmuster, und mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben mögten. Von dem auf der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwey Kirchtürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Canapee, worüber sich ein Sonnenschirm von verguldetem Bleche befindet. Gleich dabei soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt und ein eigener Fluß dazu ausgegraben werden, worin ein halb Dutzend Schildkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücken, gerade da, wo der Großmama ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gotischer Dom zu stehn, weil mein Mann Gotherich Dom heißt. Wie ich vermuthe, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stove genommen, worin der Lord Tempel so viele Tempel an-

gelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden als das Schilderhäusgen, worin der Onkel Toby mit dem Corporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehn, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten commandirte. Aber die gothische Arbeit daran wird doch allemahl das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben drauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, Ihr gutes Gärtgen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf suchet, und von dem, was man darauf suchet, nichts findet. Mögten Sie doch in Ihrem Leben noch einmal zu uns kommen und alle diese Hexereien mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewunderin der Bären und Pfauen von Taxus, womit in Ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschränkt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht sein zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen; denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welcher der Graf von Bentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das, denkt mein Mann, müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß gerathen; und er bedauret nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespület hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porcellainen Thurm von neun Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bey dem Stickeerenbusche, wo Sie Ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenket. Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür. Ich bin in der ungeduldigsten Erwartung etc.

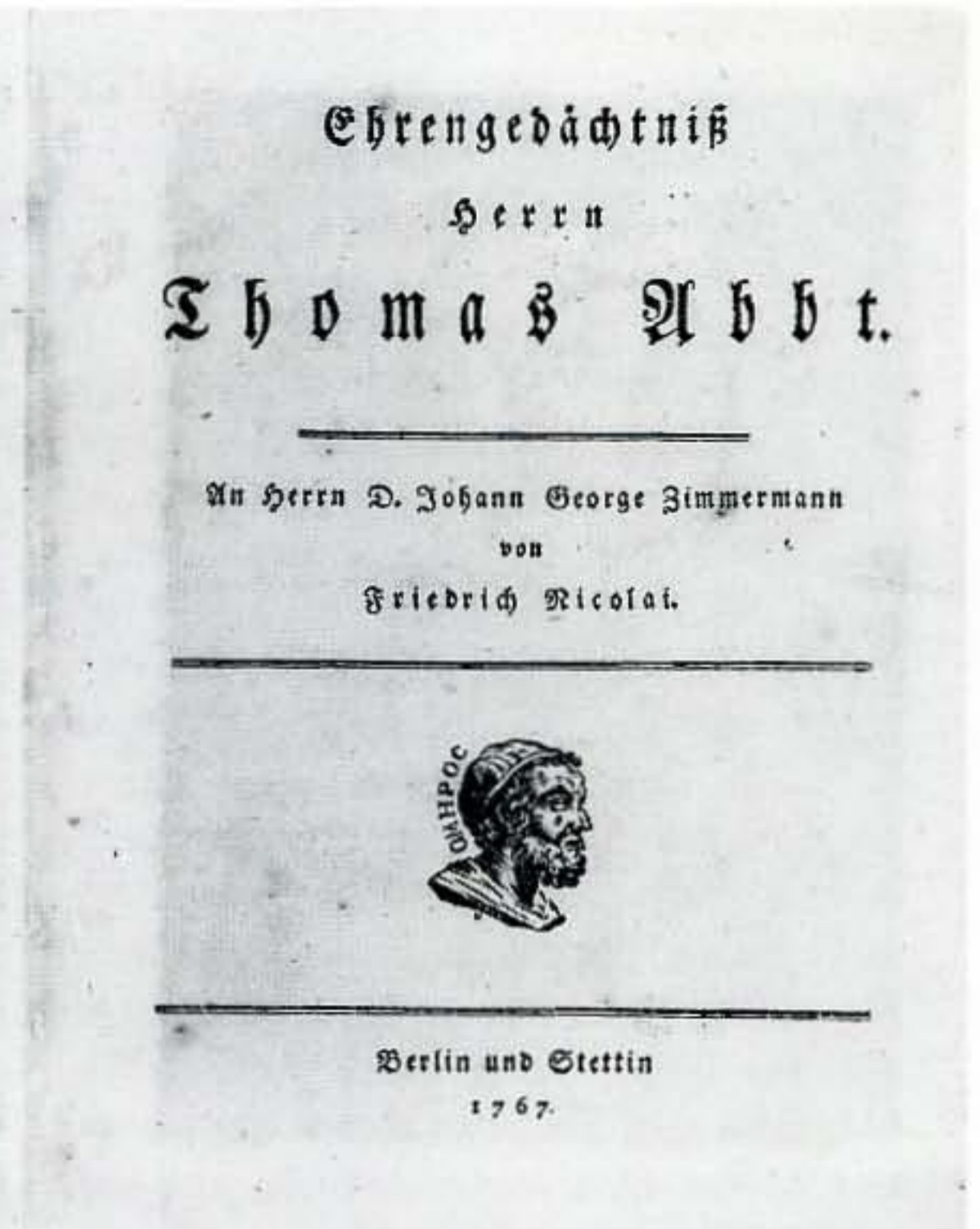
Anglomania Domen

Im 2. Band der »Patriotischen Phantasien« 1776 unter dem Titel »Das englische Gärtgen«



4.39

Biographie des verstorbenen historisch-philosophischen Schriftstellers Thomas Abbt (1738–1766) von Friedrich Nicolai, 1767



geborene Tochter Jenny mehr und mehr einbezogen werden. Bald als ›Sohn‹ betrachtet, werden vertraute Briefe gewechselt – teils im förmlicheren, ›vornehmen‹ französisch, teils deutsch; man nennt sich »mère«, »père« und »fils«.

Abbt nennt Jenny »petite sœur«; ein heimliches Verlöbniß der Siebzehnjährigen mit dem 1765 zum Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsrat berufenen Abbt wird geschlossen; aber Abbts früher Tod im November 1766 setzt den Aussichten auf eine Verbindung, die Jenny zunächst an den Schaumburg-Lippischen Hof in Bückeberg bringen würde, ein Ende.

Abbts Schrift »Vom Tod fürs Vaterland« entsteht 1761 unter dem Eindruck der militärischen Erfolge Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg als ein staatsbürgerliches Willensbekenntnis zu opferbereiter Hingabe an den aufgeklärten Vernunftstaat. In der Abhandlung »Vom Verdienst« entwirft Abbt eingehender ein selbstbewußtes Unterordnungs- und Dienstverhältnis des Bürgers zum Staat und dessen Bedingungen. Friedrich Nicolai setzt ihm mit seiner biographischen Schilderung ein Denkmal.

Sheldon/Sheldon 1971; Siebers 1991; Briefe 1992:268

4.40 Fürstin Luise von Anhalt-Dessau. Schabkunstblatt, bez.: »In Rom gemahlt von Angelika Kaufmann«, »Geschabt von Freidhof in Dessau« – 366 x 278 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: C-500270 PAD

Luise, die Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich zu Schwedt (1709–1788) und seiner Ehefrau Leopoldine (1716–1782), wird am 24. September 1750 geboren und heiratet auf Betreiben Friedrichs II. von Preußen im Juli 1767 Leopold II. Friedrich Franz, den Fürsten von Anhalt-Dessau. Sie gilt als gebildet und pflegt eine Vielzahl von Kontakten zu bekannten Persönlichkeiten ihrer Zeit.

Jenny von Voigts sucht in Luise von Anhalt-Dessau die Freundin des Herzens, die sie so sehr benötigt, um ihrer Empfindsamkeit einen Resonanzboden zu schaffen. Die Übereinstimmung der Seelen, die schier rückhaltlose Intimität, der ganze Gestus der Empfindsamkeit findet in ihren Briefen seinen rhetorischen Widerhall.

Der ›Freundschaftskult‹, der sich im Rahmen dieser Empfindsamkeit entfaltet, überspannt gesellschaftliche Unterschiede und räumliche Trennungen. Ist die Empfindsamkeit auch nicht zu verwechseln mit der ›baren Wirklichkeit‹, so



ist sie doch ein Teil derselben, Ausdruck einer Versenkung in die eigene Seele, die in ihrer idealtypisch angenommenen inneren Beichte dem Empfindsamen eine ganze Welt erschließt.

»Der auffällige Vergemeinschaftungsdrang der Empfindsamen, der sich insbesondere in dem sich epidemisch ausbreitenden Freundschaftskult der damaligen Zeit niederschlägt, zudem die Kultivierung einer der Freundschaft weitgehend angeglichenen, geschlechtslosen Liebe hervorruft, erklärt sich aber vor allem aus dem individualisierenden Innerlichkeitserlebnis des Einzelnen. Sofern dieses Erlebnis genußvolle Icherfahrung ist, dient die Seelengemeinschaft der Multiplikation dieser Erfahrung durch die Spiegelung des Ich im Du.« (Pikulik)

Während die Briefe der Luise von Anhalt-Dessau aus den Jahren 1780 bis 1808 nicht erhalten sind, so lassen doch die Briefe der Jenny von Voigts den Charakter der Beziehung zwischen den beiden Frauen als eine empfindsame im klassischen Sinne erschließen. P-K

>Sheldon/Sheldon 1971; Pikulik 1984:297

## Umbrüche

4.41 *Die Geschichte der Revolution von Nord-Amerika.* Zwölf Radierungen von Daniel Chodowiecki zu dem unter diesem Titel erschienenen Aufsatz von M. C. Sprengel in: »Historisch-genealogischer Calender oder Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Welt-Begebenheiten für 1784. Leipzig zur Messe bey Haude und Spener in Berlin.« – je 90 x 52 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: Chod E 492

Die Amerikanische Revolution mit ihrem Universalismus allgemeiner Menschen- und Grundrechte, mit der geschriebenen Verfassung als Ordnungsprinzip des politischen Lebens und dem Postulat der Volkssouveränität, mit den politischen Mitbestimmungsrechten für den einzelnen und dem Proklamieren von Gleichheit und Recht auf persönliches Glück, zählt zum Beginn der politischen Moderne. Obwohl bereits während der Englischen Revolution von 1640–1649 einige dieser Ideen propagiert werden und die Französische Revolution für Europa ohne Zweifel von größerer Bedeutung ist, markieren die Vorgänge in Amerika jedoch den radikalsten und einflußreichsten Einschnitt

zwischen Feudalismus und Absolutismus auf der einen Seite und der Herausbildung bürgerlich-demokratischer und kapitalistischer Gesellschaften auf der anderen Seite.

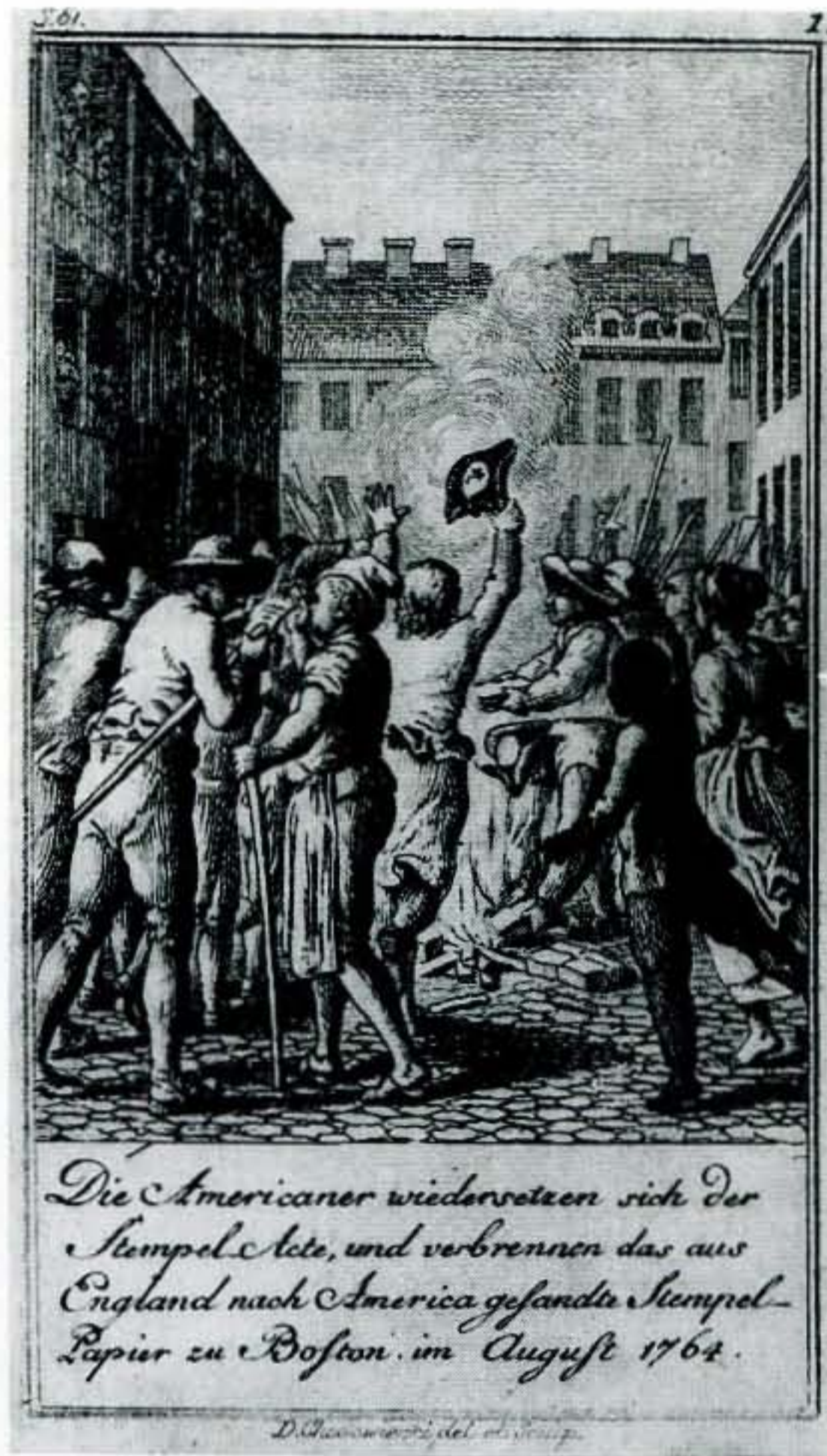
Im Zuge und als Folge des Siebenjährigen Krieges entwickeln sich zwischen dem englischen Mutterland, das sich im Krieg ökonomisch verausgabte, und seinen amerikanischen Kolonien starke politische und ökonomische Spannungen. England forderte mit der 1765 in Kraft getretenen »Stamp Act« zum erstenmal

4.41  
Radierungen von  
D. Chodowiecki für:  
»Die Geschichte der  
Revolution von Nord-  
Amerika«, 1784

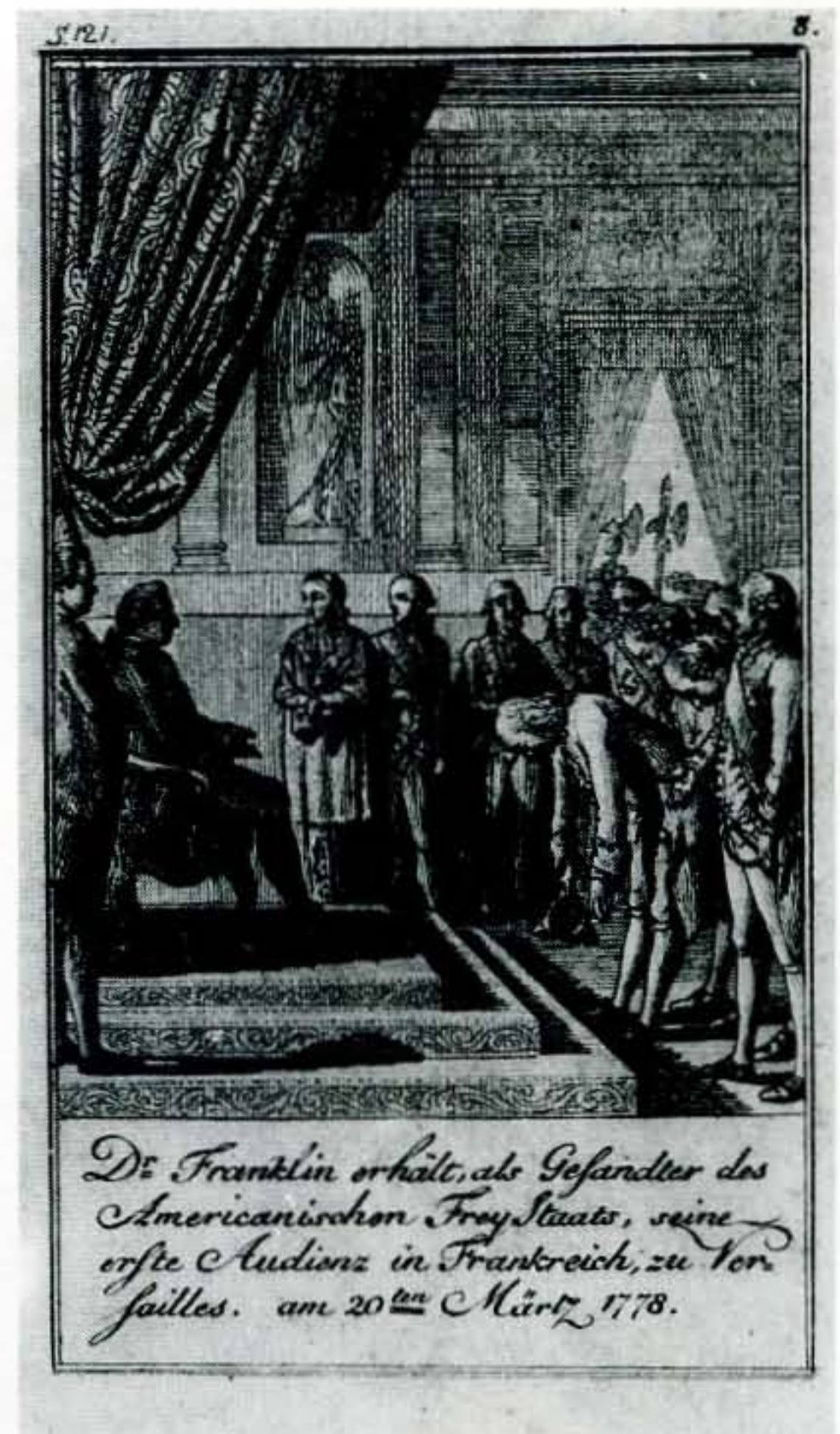




4.41  
Radierungen von  
D. Chodowiecki für:  
»Die Geschichte der  
Revolution von Nord-  
Amerika«, 1784



in der Geschichte der Kolonien eine an das Mutterland abzuführende Steuer. Aus Protest dagegen kommt es zu Plünderungen und öffentlichen Verbrennungen der Parlamentsverordnung. 1773 ist es dann die legendäre »Boston Tea Party«, die zum Krieg zwischen England und den Kolonien führt. Eine Gruppe als Mohawk-Indianer getarnter Einwohner überfällt drei im Hafen liegende Teeschiffe und schüttet die Ladung ins Wasser. Unter direkter Anlehnung an die europäische Aufklärung begründet die bürgerliche Intelligenz – u.a. John Adams, Thomas Jefferson, Thomas Paine sowie Benjamin Franklin, der übrigens 1766 wie Möser Pymont besucht – die Legitimität der Unabhängigkeitsbestrebungen. 1775 kommt es zu Gefechten bei Lexington und an anderen Orten zwischen englischen Truppen und Freiwilligen aus den Reihen der Kolonisten. Die seit 1774 tagenden »Kontinentalkongresse« beschließen die Bildung einer Kontinentalarmee unter Führung des späteren ersten Präsidenten der USA, George Washington. Kurz nachdem am 12. Juni 1776 die »Virginia Bill of



Rights« mit ihrem Grundrechtskatalog als Staatsverfassung Virginias statuiert wird, nimmt am 4. Juli der Kontinentalkongress die von Jefferson entworfene »Declaration of Independence« an. Die 13 nordamerikanischen Kolonien lösen sich endgültig von England. Im Versailler Friedensvertrag vom 3. Sept. 1783 erkennt Großbritannien die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Kolonien an. Unter dem Druck der Bevölkerung wird als Ergänzung zur 1787 verabschiedeten Bundesverfassung 1791 die »Bill of Rights« beschlossen. Die Macht liegt nunmehr in den Händen der Handels-, Manufaktur- und der grundbesitzenden Agrarbourgeoisie. Durch einen hohen Vermögenszensus für Wähler sowie durch die Beibehaltung der Sklaverei im Süden bleiben große Teile der Bevölkerung von politischen Entscheidungsprozessen und der Wahrnehmung der Bürgerrechte auch weiterhin ausgeschlossen.

Möser, der die Kolonisation des amerikanischen Kontinents begrüßt, kommentiert die Ereignisse in Amerika mit Skepsis: »Die Ame-



rikaner fallen jetzt, soviel wir aus den Zeitungen urteilen können, in den Fehler, daß sie ihren neuen Staat aus bloßen Menschen und nicht aus Menschen von einem gewissen Vermögen bilden.« Und er fragt sein Publikum, »ob diese völlige Ausgleichung aller Menschen, wodurch aller Unterschied zwischen Adel, Erbgesessenheit, Bürgerschaft und bloßer Einliegerei [...] völlig aufgehoben wird, etwas Wünschenswertes sei?« MP

>AA IX:377; E 492 III; Schroeder 1982; Bauer 1984:156; Wormsbäcker 1988:107f.

4.42 *Prise de la Bastille a Paris le 14 Juillet 1789. Jour mémorable, qui va faire époque dans la réhabilitation des droits inalienables des citoyens du monde.* Anonyme Radierung, um 1790 – Blatt 226 x 321 mm

Westfälisches Landesmuseum Münster: o. Inv.Nr.

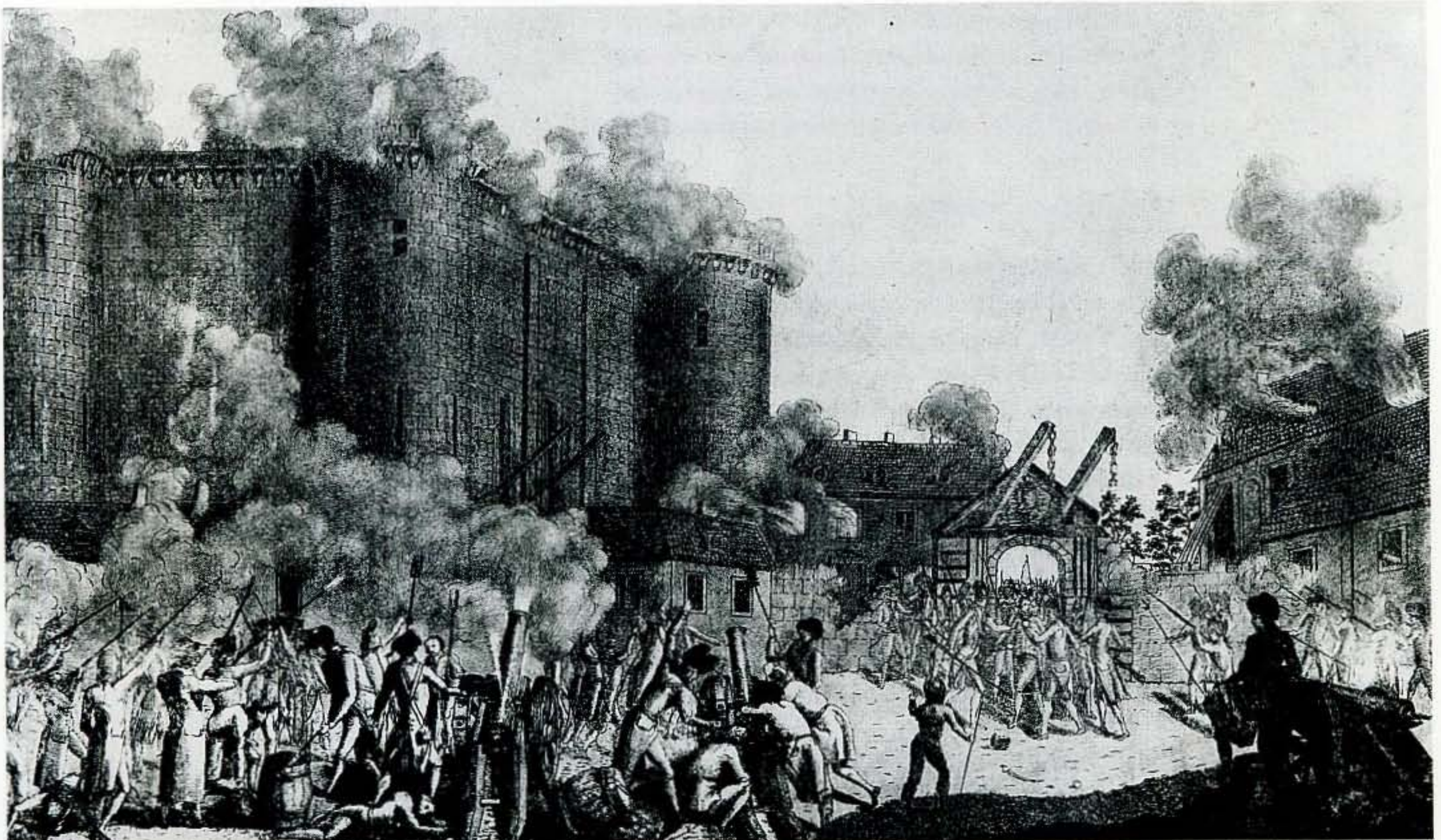
»Da flammt die gräuliche Bastille.  
Es war des höchsten Herrschers Wille,  
Daß dieses Haus der Tirannei  
Ein Denkmal seiner Rache sei.«

Christian Daniel Schubart

Die politische und ökonomische Krise des absolutistischen Frankreich veranlaßt Ludwig XVI. im Frühjahr 1789, die »Etats Généraux«, die Generalstände, einzuberufen. Die erwartete Bewilligung neuer Steuerzuflüsse kommt jedoch nicht zustande: Am 17. Juni 1789 proklamieren sich in Paris die Vertreter des »Dritten Standes« zur »Assemblée Nationale«, zur Nationalversammlung. Drei Tage später – beim sogenannten Ballhauschwur – wird beschlossen, erst auseinanderzugehen, wenn das Land eine neue, den Erfordernissen des bürgerlichen Standes entsprechende Verfassung bekommen habe. Am 27. Juni wird eine Finanzreform sowie die Neuordnung des Königreiches beraten.

Nicht allein aber die Opposition des Adels, sondern auch die Spaltung innerhalb der Bourgeoisie und die Position des Königs lassen den Verdacht aufkommen, daß ein Komplott, ein Staatsstreich, in Vorbereitung ist. Nach der Entlassung und Verbannung des u.a. für die Einführung einer Grundsteuer eintretenden Ministers Necker und durch den Aufmarsch königstreuer Truppen in Paris mündet die ohnehin schwelende Unruhe in der Bevölkerung in radikale politische Forderungen und Aktio-

4.42  
Sturm auf die Bastille  
in Paris am 14. Juli  
1789. Radierung,  
um 1790





nen. Am 14. Juli stürmt das Volk von Paris, empört über den Versuch des Ancien Régime, die Nationalversammlung auszumanövrieren, die Pariser Staatsgefängnis, die Bastille. Als Stadtfestung 1368–1382 zum Schutz von Paris gebaut, macht der Kardinal und Staatsmann Richelieu (1585–1642) aus ihr eine berüchtigte Zwingburg, die fortan zum Symbol des Despotismus wird.

Der Name der Bastille wird durch die Haftbedingungen innerhalb der Festung weiter kritisch aufgeladen, so daß sich in den 70er und 80er Jahren des 18. Jahrhunderts die Pamphlete gegen die Bastille fast zu einer eigenen Literaturgattung entwickeln. Der Bastillesturm löst in Frankreich die Munizipalrevolutionen aus. Die Liquidation der Feudalrechte und der Privilegien werden vom radikalen Bürgertum im Bündnis mit der aufgebrachten Bevölkerung gefordert, es gibt Steuerstreiks, Verwaltungen werden blockiert, Schlösser zerstört.

Die französische Revolution bricht radikal mit dem Adel und dem Klerus und ermöglicht dem Bürgertum die vollständige gesellschaftliche Emanzipation. MP

>Soboul 1982; Reichardt/Schmidt 1988

**4.43** *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben von Joachim Heinrich Campe. Aus dem Braunschweigischen Journal abgedruckt. Braunschweig 1790 in der Schulbuchhandlung – XII, 372 S. 8°*

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Lo 818

»Wir werden zum erstenmal ein großes Reich sehen, worin das Eigenthum eines Jeden heilig, die Person eines Jeden unverletzlich, die Gedanken zollfrei, das Glauben ungestempelt [...] seyn wird; ein Reich, worin keine privilegirte, keine gebohrne Volksbedrucker, keine Aristokratie, als die der Talente und Tugenden, keine Hierarchie und kein Despotismus mehr Statt finden [...], ein Reich, wo Recht und Gerechtigkeit für alle auf gleiche Weise [...], und zwar unentgeltlich verwaltet werden [...].»

Enthusiatisch begrüßt Joachim Heinrich Campe (1746–1818), der in Deensen bei Holzminden geborene Pädagoge, Philanthrop, Aufklärer und spätere Ehrenbürger der Französischen Republik, in den 1789 verfaßten »Briefen aus Paris« die Ereignisse in Frankreich.

Zusammen mit seinem früheren Schüler Wilhelm von Humboldt macht sich der reiseerfahrene Campe im Juli 1789 nach Paris auf, um für vier Wochen als Augenzeuge in der gebräuchlichen Briefform – teils exakt dokumentarisch, teils überschwenglich ausmalend – für das »Braunschweiger Journal« von den revolutionären Vorgängen zu berichten.

Campe wird durch sein 1779/80 erschienenes Lesebuch für Kinder »Robinson der Jüngere«, worin er die zentralen bürgerlichen Tugenden der Arbeitsamkeit und der Mäßigung vertritt, überregional bekannt. Als Gründer und Autor des »Braunschweiger Journals« – unter Mitarbeit von Jakob Mauvillon – macht er sich einen Namen als radikaler bürgerlicher Demokrat. Das von Campe propagierte philanthropische Aufklärungsprogramm, die systematischen Erziehungsbemühungen zur sittlich-moralischen Veredelung eines breiteren, auch den »vierten Stand« einbeziehenden Adressatenkreises sowie seine Befürwortung der Revolution in Frankreich tragen ihm vehemente und teils böartige Kritik ein. Bedingt durch die sich verschärfenden Zensurverhältnisse und die Gefahr der Unterdrückung des »Braunschweiger Journals« wird im Jahre 1792 der Erscheinungsort der Zeitung in das unter dänischer Herrschaft stehenden Altona in Schleswig verlegt. Campe distanziert sich später von den politischen Entwicklungen in Frankreich, hält jedoch an Idealen von 1789 fest. MP

>Campe 1977

**4.44a–b** Brief von Joachim Heinrich Campe an Jenny von Voigts vom 15. Dezember 1786 – 4 S. 4°

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 1978

*I.H. CAMPE.* Joachim Heinrich Campe 1746–1818. Kupferstich, bez.: »Gemalt von Schroeder«, »Gestochen von F. Müller«, um 1790 – 240 x 188 mm

Antiquariat Harlinghausen Osnabrück

Campe, 1786 durch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zum braunschweig-lüneburgischen Schulrat mit Wohnsitz im Schloß Salzdahlum berufen, richtet im Dezember des selben Jahres einen Brief an Jenny von Voigts: die aus Osnabrück erbetene Empfehlung Campes für einen



Hofmeister, verbunden mit artigen Höflichkeiten an die Empfängerin und ihren Vater, den »würdigen Herrn«, und »allgemein verehrten« Justus Möser.

Die Bekanntschaft mit Möser's Tochter Jenny geht zurück auf Begegnungen in Bad Pyrmont und bei der Familie des Abtes Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, den Verwandten der Möser's in Braunschweig.

Jenny kennt die Schriften Campes gut: Des-sen Schrift »Väterlicher Rath für meine Tochter«, den sie subskribiert, prägt ihr Verständnis von der Rolle der Frau in der Gesellschaft nachhaltig. Inhaltlich steht Campes Text den Auffassungen Möser's von den primären Tätigkeitsfeldern der Frau nicht fern; beide sehen deren hauptsächliche Aufgabe in der Führung des Haushaltes. Campe wiederum zeigt sich mit Möser's Schriften vertraut. In den von ihm und Johann Bernhard Basedow 1777/78 herausgegebenen »Pädagogischen Unterhaltungen«, legt er in der Abhandlung »Eine Bitte an die theatralischen Dichter« dem geneigten Leser Möser's »Patriotische Phantasien« und insbesondere dessen Betrachtung »Die allerliebste Braut« ans Herz. Dort wendet sich Möser gegen die »schöne Erziehung«, die »Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten« verursache und »den Geist der ehrlichen Tugenden« verderbe. Campe fordert mit Nachdruck sein Publikum auf, »sich das Buch [...] selbst anzuschaffen, und – nicht bloß es zu lesen – sondern ein anhaltendes Studium daraus zu machen!« Jene Wertschätzung für den Vater äußert sich dann auch in Campes Brief an die Tochter Möser's.

1783/84 – kurz nach Ausscheiden Möser's aus der Redaktion – drucken die »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« Campes »Plan zur einer allgemeinen Revision des gesamten Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher« ab. Campe beabsichtigt, die seit Jahren kursierenden, neuen pädagogischen Ideen zu sammeln, zu systematisieren und damit quasi ein Standardwerk des fortschrittlichen Erziehungswesens zu publizieren. MP

>AA IV:110ff.; Crusius 1959:249ff.; Sheldon/Sheldon 1971; Möller 1989:340ff.



4.44  
Joachim Heinrich  
Campe (1746–1818),  
Aufklärer und Pädago-  
ge. Kupferstich,  
um 1790

4.45 *Die neue Französische Constitution.* Radierung aus der Folge »Sechs grosse Begebenheiten des vorletzten Decenniums« von Daniel Chodowiecki, 1791, für den »GOETTINGER TASCHEN CALENDER für das Jahr 1792. bey Joh. Chr. Dietrich« – 89 x 51 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° SVA II 3470:1779, Rara

Infolge der revolutionären Ereignisse vom Juli steht am 26. August 1789 in der Nationalversammlung die nach nordamerikanischem Vorbild konzipierte »Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte« auf der Tagesordnung; die absolutistische Despotie und damit auch die alten Ideologien scheinen besiegt. Mit der Erklärung wird die auf dem Naturrecht der Aufklärung basierende, verfassungsrechtliche Begründung der neuen politischen und sozia-



len Ordnung Frankreichs manifestiert: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Eigentum, Schutz vor und Widerstand gegen den Despotismus.

Möser steht den Resultaten der Ereignisse in Frankreich skeptisch bis ablehnend gegenüber. Seine politische Maxime heißt, die Stände, also sowohl die grundbesitzende Aristokratie als auch das Bürgertum, auf das »Gemeine Beste« zu verpflichten, das einer formalen Gleichheit in seinen Augen nicht bedarf: »[...] es mag ein Recht der Menschen geben oder nicht: so ist mir doch jetzt in Europa kein Staat bekannt, welcher darauf gegründet wäre; und ich will die Franzosen für das erste Volk in der Welt erkennen, wenn sie auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menschheit etwas Fruchtbare und Dauerhaftes zustande bringen [...].«

Der Göttinger Taschenkalender erläutert das Blatt: »Die Freyheit triumphirt über Tyrannei (denn was da unter ihren Füßen liegt ist kein

König, sondern blos ein Tyrann,) und Aberglauben; der letztere scheint sich wieder etwas aufrichten zu wollen. Im Hintergrund sieht man die Ruinen der Bastille, hinter welcher die Sonnen aufgeht, und im Vordergrund zertrümmerte Wappen und Adelsbriefe.«

Die aufgeregte »phrygische Mütze« der Fischer und Galeerensträflinge, das Freiheitssymbol der Revolution, und die gekreuzten Messer in der Hand der Konstitutionsgestalt feiern die Durchsetzung der neuen verfassungsmäßigen Rechte. MP

>AA IX:140; E 661 II; Soboul 1982; Bauer 1984:221; Wormsbächer 1988:157; Hofmann 1989:285

4.46 [Setzt euch in das rechte Verhältnis untereinander und mit der übrigen Schöpfung]. Radierung, bez. »D. Chodowiecki f.«, 1791, als Titelpuffer zu Franz Heinrich Ziegenhagen: »Lehre vom richtigen Verhältnis zu den Schöp-

4.46  
[Setzt euch in das rechte Verhältnis untereinander und mit der übrigen Schöpfung.] Radierung von D. Chodowiecki, 1791





fungswerken, und die durch die öffentliche Einführung derselben allein zu bewerkende allgemeine Menschenbeglückung. Mit acht Kupfertafeln von D. Chodowiecki, und einer Musik von W. A. Mozart. 1792. In Hamburg zu finden bei dem Herausgeber« –

134 x 144 mm

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: DD91 A 33734

Den Schauplatz des säkularen gesellschaftlichen Lernprozesses – dessen Programm die mit Tafeln bestückten Wände überdimensional wiedergeben – ist mit seiner perspektivischen Verzeichnung und den Elementen sakraler Ausstattung als Ort revolutionärer Atmosphäre gekennzeichnet. Unter Tafeln zur Naturgeschichte spricht vor einem Publikum aus allen Ständen ein ›Verhältnislehrer‹ über den Weg gesellschaftlicher Weiterentwicklung »zum wahren Glück«. Eine im Vordergrund beratende Gruppe weltlicher und religiöser Würdenträger bleibt – so fordert das Ideal freier Selbstbestimmung – ohne Einfluß auf das Geschehen.

Chodowieckis Arbeiten werden insbesondere für Buchillustrationen nachgefragt. Über 2.000 sogenannter ›Kupfer‹ begründen seinen Ruhm als »Stifter einer neuen Kunstgattung in Teutschland: der Darstellung moderner Figuren, mit einer Wahrheit in der Physiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer unnachahmlichen Laune, verbunden mit der strengsten Hinsicht auf sittliche Besserung«, rühmen die Leipziger »Neuen Miscellaneen« 1802, ein Jahr nach seinem Tod.

>E 664; Bürgerliches Leben 1978:116; Bauer 1984:224; Wormsbäcker 1988; Hofmann 1989:175f

**4.47** »ALLE MENSCHEN GLEICHE RECHTE?« – Möser zur Amerikanischen Unabhängigkeit und zur Französischen Revolution

– »Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern?«. In: »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen« vom 10. September 1791. Wiederabdruck in: »Berlinische Monatsschrift« vom November 1791

– »Wie der Unterschied der Stände auch schon in dem ersten Socialkontrakt gegründet sein könne?«. In: »Berlinische Monatsschrift« vom Februar 1793

289

292

# Westphälische Beyträge

zum

## Sußen und Vergnügen.

37<sup>tes</sup> Stück.

Den 10 September 1791.

### Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern?

**E**ine jede Nation, hört man jetzt vielfältig sagen \*), sey allemal befugt, sich, wenn es ihrer Meinung nach das allgemeine Beste erfordert, von neuem zu formen, und sich über alle bis dahin bestandene Rechte und Verträge hinwegzusetzen; gegen diese ihre Vollkommenheit schütze weder der Titel des Eigenthums, noch der des längsten Besizes; nur in einer bestehenden Staatsverfassung seyn die Gesetze heilig, welche dabey ehemals zum Grunde gelegt worden; aber in einer jetzt zu errichtenden oder neu zu formenden Konstitution, könne die Nation mit eben dem Rechte davon abgehn, womit sie solche vorhin angenommen habe; und es hänge einzig und allein von ihr ab, ob sie solche beibehalten oder verwerfen, jedem ein Eigenthum gestatten, oder in völklicher Gemeinschaft leben wolle. Aber keiner gedenkt der Frage: wo und was nun die Nation sey, welche so große Befugnisse habe; und doch hängt von der Beantwortung derselben, die Wichtigkeit jenes Schlusses vorzüglich ab.

Sind

\*) Am besten von GUDIN im Supplement au Contract Social. Paris 1791.

D o

– »Ueber die allgemeine Toleranz. Briefe aus Virginien, an Herrn Geh. Justizrath Möser. Erster Brief«. In: »Berlinische Monatsschrift« vom Juni 1787

Staatsarchiv Osnabrück: A 9501

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: ZA 305

In der von Friedrich Gedike (1754–1803) und Johann Erich Biester (1749–1816) in den Jahren 1783–1796 herausgegebenen »Berlinischen Monatsschrift« – einer der wichtigsten Zeitschriften der deutschen Spätaufklärung, in der im Dezember 1784 Immanuel Kants (1724–1804) berühmte »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« zuerst publiziert wird – erscheinen seit dem Gründungsjahr bis Januar 1794 mehr als vierzig Beiträge von Justus Möser.

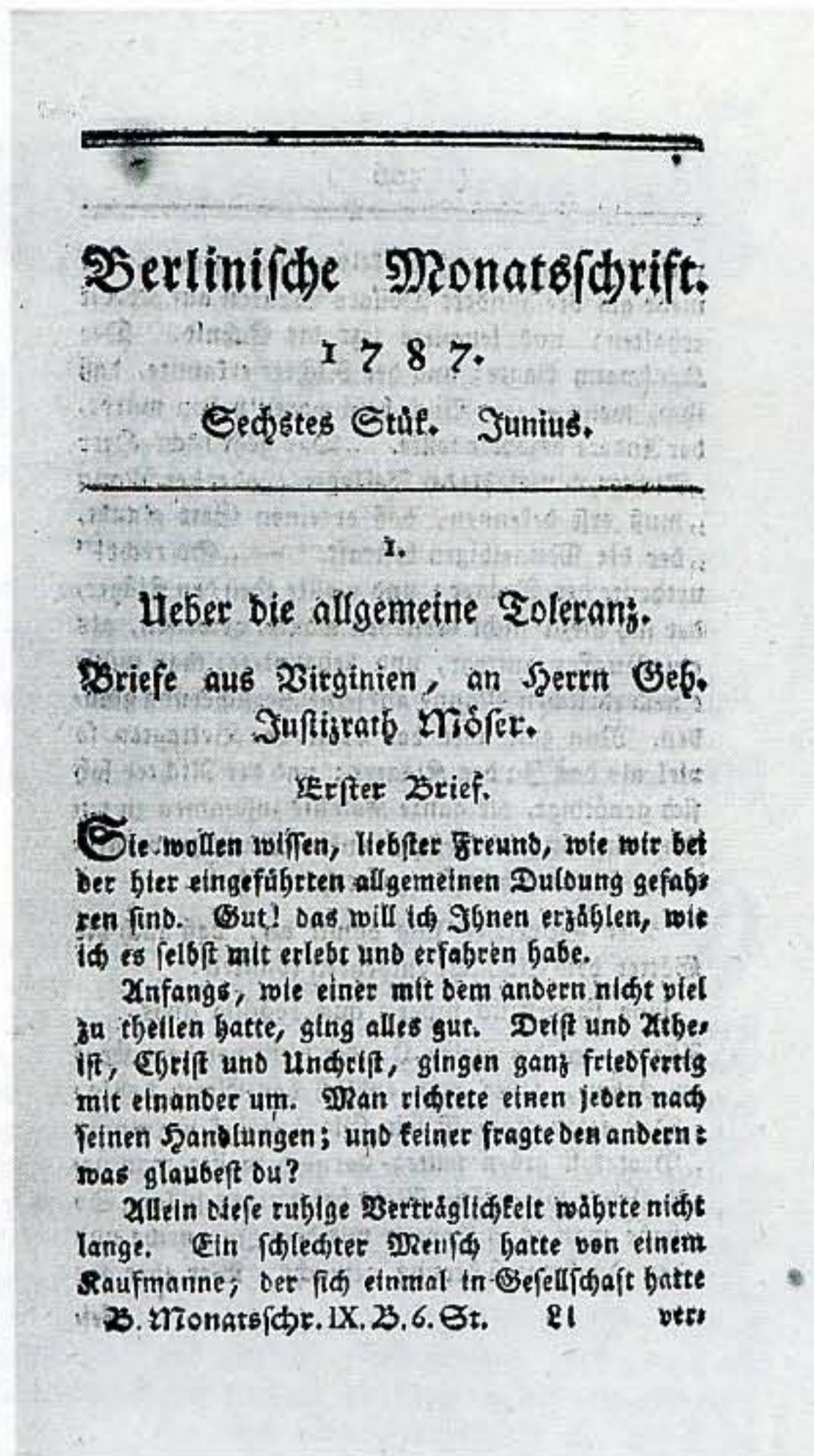
Möser, der mit Biester persönlich bekannt ist und mit ihm korrespondiert, bietet sich hier die Gelegenheit, einem überregionalen Publikum die eigenen Ansichten unmittelbar zu vermit-

4.47

»Alle Menschen gleiche Rechte?« – Möser zur Amerikanischen Unabhängigkeit und zur Französischen Revolution



4.47  
 »Alle Menschen  
 gleiche Rechte?« –  
 Möser zur Amerikanischen  
 Unabhängigkeit  
 und zur Französischen  
 Revolution



teln und nicht erst über den Umweg der Buchausgabe als »Patriotische Phantasien« vorzulegen. Die meisten dieser Aufsätze werden zuvor für einen regionalen Leserkreis in den »Westphälischen Beyträgen« zum Osnabrückischen Intelligenzblatt veröffentlicht.

Beschränkt er sich in den ersten Jahren seiner Mitarbeit noch überwiegend auf die gewohnten Themen und eine entsprechende literarische Behandlung, so zeigt seine Auseinandersetzung mit den politischen Veränderungen in Frankreich einen entschiedenen Position beziehenden, auf das Spiel mit den Masken verzichtenden Möser. Im Gegensatz zu manchen seiner publizistisch tätigen Zeitgenossen, wie etwa Joachim Heinrich Campe, hegt Möser von Anfang an keinerlei Sympathie für die Französische Revolution und deren Ideale. »Über das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen französischen Konstitution« äußert er sich am gleichen Ort im Jahr 1790 skeptisch. Seine Beiträge in der »Berlinischen Monatschrift«, in denen er die Ereignisse vor allem aus einer rechtshistorischen Warte betrachtet, bleiben denn auch nicht unwidersprochen.

Auch schon die amerikanischen Verfassungsgesetzgebungen beobachtet Möser mit Skepsis: so erscheint ihm etwa die Zulassung verschiedener religiöser Glaubensgemeinschaften, ja die »Freiheit« selber, nicht als ein tragfähiges Konzept staatsbürgerlicher Verbundenheit. In der Erzählung »Der arme Freie« (1792) läßt Möser den von Rousseau beeinflussten Jean le Grand – »in dem Taumel der Freiheit und dem Traume von der Gleichheit der Menschen« – alle sich ihm bietenden Möglichkeiten eines Arrangements mit den Gegebenheiten ausschlagen und schließlich im Gefängnis enden: »Sein Glück war es indessen, daß ihn die Kerkerluft in Newgate bald ins Grab brachte und ihn einer Welt entzog, worin die Freiheit allein keinen glücklich und der Leibeigenschaft nicht jeden unglücklich macht, der Schuldner aber, er sei frei oder eigen, immer übel daran ist, wenn er nicht bezahlen kann. Der arme freie Mann! er starb unbeweint und unvermißt! und erhielt kaum ein freies Grab.« MS

>AA IX:179ff., IX:191ff., III:105ff.; Schulz 1969:128ff.; Knudsen 1986:166–174; Brandt 1989; Hinske 1990; Briefe 1992:652, 679, 705ff.

4.48 Justus Möser. Wachsrelief von Georg Gerhard Wessel, in teilweise vergoldetem, zeitgenössischen Medaillonrahmen und rückseitiger Bezeichnung: »Justus Möser. geb: den 14<sup>t</sup>. Dec 1720 gest: den 8<sup>t</sup>. Januar 1794. Dieses Bild ist das ähnlichste was man von Möser hat.« – Rahmen 188 x 146 mm

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück 2922

Der Osnabrücker Bildhauer des Klassizismus Gerhard Georg Wessel, geboren in Hollenstede am 13. September 1744, gestorben in Osnabrück am 24. April 1811, beeinflusst mit seinem Wachsrelief die Vorstellung der Nachwelt von Möser's äußerer Erscheinung nachdrücklich. Es gehört mit den Ölgemälden von Howind und Gottlob sowie der Kohlezeichnung von Rehberg zu den am häufigsten reproduzierten Vorlagen für Möser-Portraits.

»In akademischer Machart zeigt das Relief den abgeklärten Möser in repräsentativer Auffassung«, urteilt Erich Haarmann.

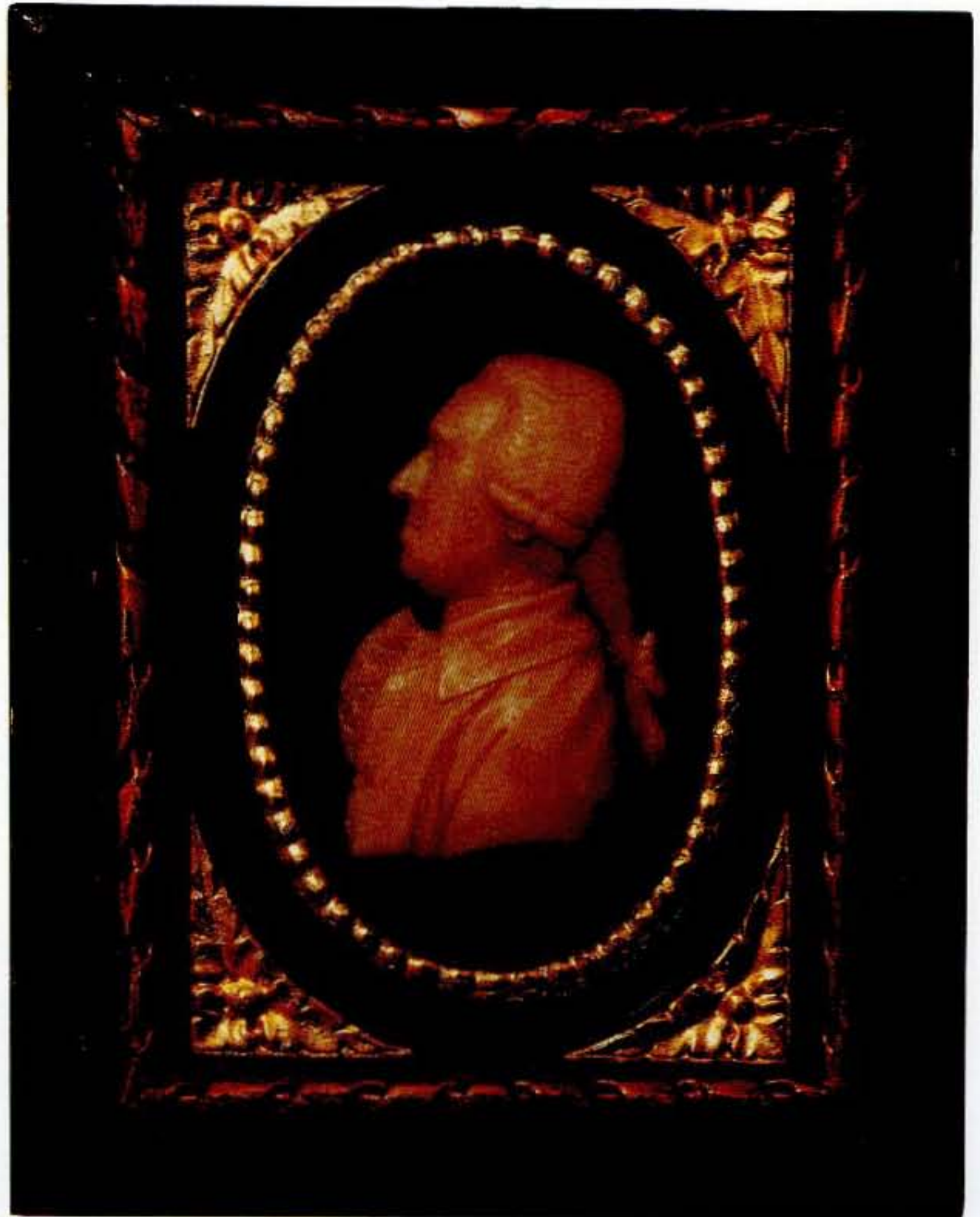
Die Entstehung des Bildnisses steht wahrscheinlich in engem Zusammenhang mit der Feier zu Möser's 50jährigem Amtsjubiläum: In



Justus Möser an Friedrich Nicolai, im April 1782, IV.

[...] Ueberhaupt hört man hier nichts von Staats-, Religions- und andern Beschwerden; die Regierung, welche aus Zween Geheimen Räthen, dem Herrn von Ende und dem Herrn von Ahrenswald, beyde Sachsen, besteht, lebt mit den Ständen sowie der catholische Religionstheil mit den Lutheranern und der Adel mit den Bürgern, wie es scheint, in guter Harmonie. Doch rühmt man den Adel überall wegen seiner wahren Politesse, die beyderseitigen geistlichen Obrigkeiten wegen ihrer billigen Denkungsart und vernünftigen Toleranz und Regierung und Stände wegen ihres beyderseitigen herzlichen Wunsches, die allgemeine Ruhe zu erhalten und mit gemeinschaftlichem Eyfer des Landes Aufnahme und Beste zu befördern. [...] Der Rath Möser, welcher, wie ich bald vergessen hätte zu schreiben, mit in der Regierung sitzt und den Vortrag in allen Staats- und Regierungs-Sachen hat, genießet des Vertrauens aller Theile, und dieses mag nicht wenig zu jener glücklichen Uebereinstimmung beytragen. Er liebt, wie er sagt, ein intolerantes Volk und tolerante Führer, die dem Ochsen die Hörner nicht abschneiden, um sie so viel ruhiger treiben zu können.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich hier etwas zu meinem eignen Lobe sage. Es geschieht blos aus der Besorgnis, daß Ihre Freundschaft etwas mehrers sagen mögte, als ich im öffentlichen Drucke sehen mögte; und ich habe obige politische Bemerkungen mit eingestreut, um einigen hiesigen Lesern etwas angenehmes zu sagen. [...]



4.48  
Justus Möser. Portraitrelief in Wachs von Georg Gerhart Wessel, 1792

einem 1792 anonym veröffentlichten Bericht über dieses Ereignis wird Möser's »Bild, in Wachs poußirt,« erwähnt; Wessel, der nach 14jähriger, bis 1787 währender Studienzeit an der Londoner Akademie 1788 wieder in Osnabrück nachzuweisen ist, stellt der Ritterschaft unterm 2. März 1793 diesbezüglich u.a. »daß MEDALLION von Justitz Raht Möser« (Staatsarchiv Osnabrück, Dep. 1b, Nr. 481, unfol.) in Rechnung.

MS

>Borchers 1950:4; Haarmann 1939:34f.; Karrenbrock 1993:288–294; Siebers 1994



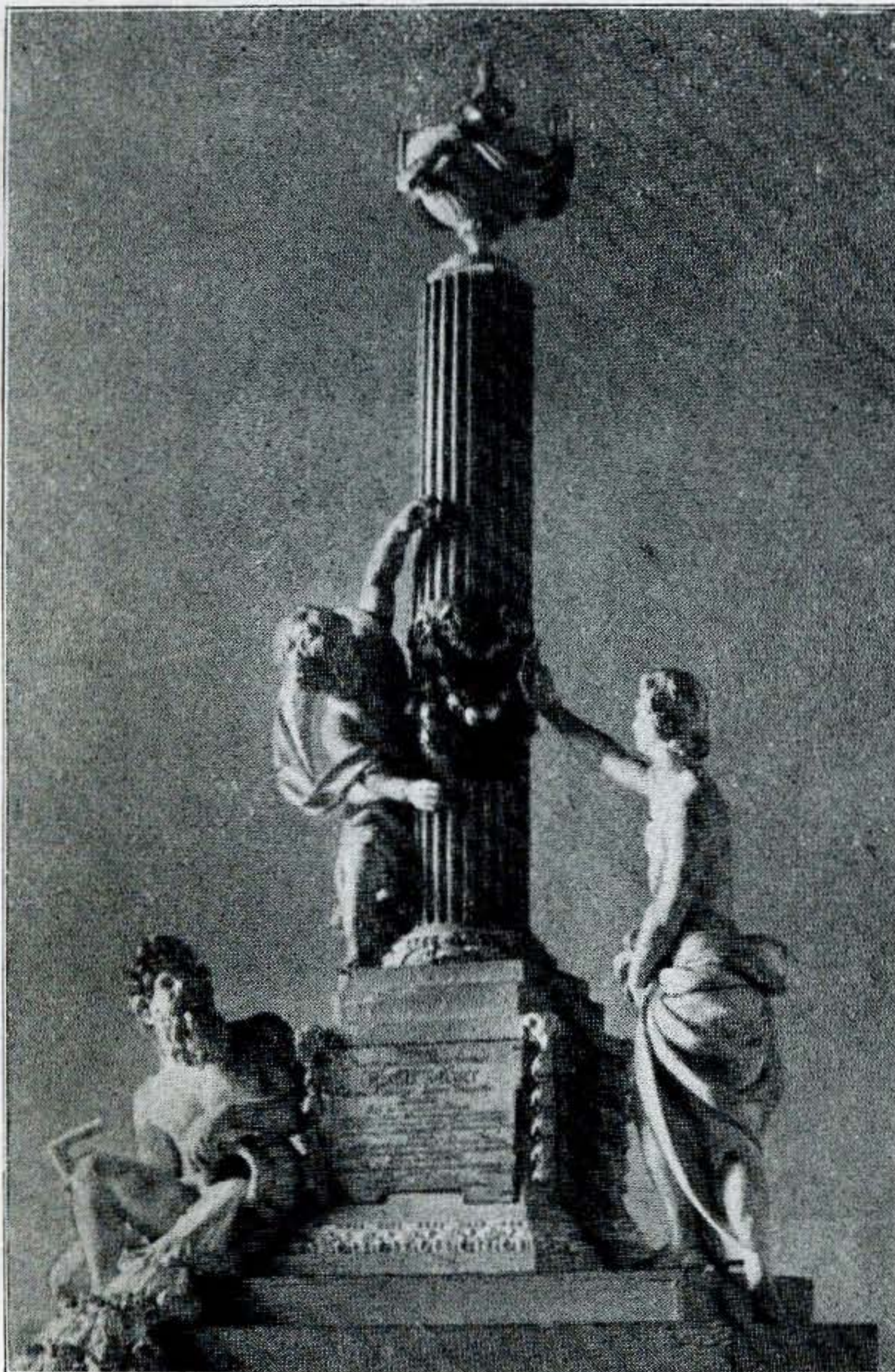
4.49 Denkmal zum 50jährigen Amtsjubiläum Justus Möser von Georg Gerhard Wessel nach Entwurf von Clemens Lipper. Schale auf einer Säule mit stufigem Sockel, plastische allegorische Figuren, 1792. Versinschrift von Theobald Wilhelm Broxtermann. Nicht erhalten, Photographie vor 1913

Möser-Dokumentationsstelle

*Dem Herrn Justizrath Möser bey der Feyer Seiner dem Vaterlande gewidmeten 50jährigen Dienstzeit im Namen aller anwesenden Gäste überreicht. Osnabrück, den 17. Januar 1792. Gedruckte Ode auf Justus Möser anlässlich seines 50jährigen Dienstjubiläums, von der Osnabrücker Ritterschaft, 1792 – 4°*

Staatsarchiv Osnabrück Dep. 54 b Nr. 256

4.49  
Denkmal zum 50jährigen Amtsjubiläum Justus Möser von G. G. Wessel nach Entwurf von Cl. Lipper, 1792. Photographie vor 1913



»Mein Amtsjubiläum ist, wie Sie in der Berlinischen Monatsschrift gelesen haben, sehr feyerlich begangen worden«, bemerkt Möser am 6. April 1792 lapidar in einem Brief an Friedrich Nicolai und verschweigt damit geflissentlich, daß es sich dabei um ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges für Adel und Honoratioren des Fürstbistums Osnabrück handelt, wie ein anonymer »Auszug aus einem Briefe eines Frauenzimmers«, der im 9. Heft des »Neuen Westfälischen Magazin zur Geographie, Historie und Statistik« von 1792 illustriert:

»Vorzüglich glänzend aber war die Jubiläums-Feyer des Herrn Geheimenjustizraths Möser. Die hiesige Ritterschaft hatte einen Ball und Soupeé veranstaltet, zu welchem über 150 Personen geladen waren, und das nicht mehr als 450 Rthlr. gekostet hatte. Der würdige Möser wurde durch einige Herrn von der Ritterschaft abgeholt; beym Eintritt in das Haus mit Pauken und Trompeten bewillkommt und gratulirt; dann wurde getanzt; und Abends wurde Möser [...] zur Tafel geführt; das Chor Hautboisten mit blasenden Instrumenten voraus. Vor ihm auf dem Tische stand ein Altar mit einer Pyramide, von welcher sein Bild, in Wachs poußirt, hing, und von der Göttin des Ruhms mit einem Lorbeerkrantz gekrönnet wurde. Der Altar enthielt eine sehr schmeichelhafte Inschrift für ihn. Bey Tische wurde seine Gesundheit unter dem Donner der Kanonen und unter blasenden Instrumenten getrunken [...].«

Die Ritterschaft läßt sich die »Feyer Seiner dem Vaterlande gewidmeten 50jährigen Dienstzeit« einiges kosten, um während des Landtages – nur dann weilt alles, was Rang und Namen hat, in der Stadt – am 17. Januar 1792 ihren Syndikus und dessen Verdienste angemessen zu ehren. Über den Tag hinaus soll das Denkmal mit den Versen Th. W. Broxtermanns an Möser's Verbindung mit der Ritterschaft erinnern. Nach einem Entwurf von Clemens Lipper (1742–1813) von Georg Gerhard Wessel provisorisch ausgeführt, wird es erst nach der Feier fertiggestellt und in der Ritterstube verwahrt. Eine Rechnung Wessels, die sich auf abschließende Arbeiten an dem »MONUMENT von den Herrn Justitz Rath MÖSER« bezieht, datiert vom 2. März 1793 (Staatsarchiv Osnabrück, Dep. 1b, Nr. 481 unfol.). »Die Bezahlung wird aus dem AERARIO [der Ritterschaft] von G.J.R. Möser zu nehmen seyn«, lautet die Anweisung zur Begleichung derselben. MS

>Jänecke 1913 (1980):20–21; Briefe 1992:711f.



4.50 *Todesfall.* Anzeige des Ablebens von Justus Möser durch Jenny von Voigts, »Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen« vom 11. Januar 1794

Staatsarchiv Osnabrück: A9501

Die kleine Nachricht, die Jenny von Voigts ins Osnabrücker Intelligenzblatt und wenige Tage darauf in die »Hannöverischen Anzeigen« einrücken läßt, ist der Auftakt zu einer langen Reihe von Ehrungen. Unter dem Titel »Todtenfeyer bey Möser's Grabe« verfaßt der junge Osnabrücker Jurist Theobald Wilhelm Broxtermann (1771–1800), der bereits mit einigen historischen Dichtungen hervorgetreten ist, eine Kantate, die der Komponist Franz Christian Neubauer (1760–1795) aus Minden vertont: »Möser todt! der unermüdlich wirkte, / Wie die Götter wirken, ging zur Ruh! / Möser todt! So rufen durch die Lande, / Von der Nordsee bis zum Donaustrande, / sich die Besern, die ihn kannten, zu«, lautet der emphatische Auftakt.

»Ein gelindes Brustfieber« hatte nicht mehr weichen wollen, und die letzten Worte überliefert die Berlinische Monatsschrift im 23. Band von 1794: »Der Prozeß ist zu Ende«, sagte er kurz vor seinem Absterben, wie sein Arzt aus dem Zimmer ging.«

»Künstler und Meister« tragen den Sarg bei der Bestattung in der Osnabrücker Bürger- und Marktkirche St. Marien, wenige Schritte von seinem Geburtshaus entfernt, unter den Augen eines großen Publikums gehen die »jungen Leute aus der höhern Schule« mit Fackeln voraus, die »Syndici und Sekretäre der Landesstände zur Seite«, Verwandte, das »Corps der Rechtsgelehrten und endlich die Kaufmannschaft«.

Auch das Kieler »Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek« zeigt Möser's Ableben an: »Deutschland verliert schon wieder in ihm einen seiner trefflichsten Männer, und wird seinen Verlust noch lange betrauern, da er durch seine Schriften sich selbst das beste Denkmal gestiftet hat.«

29

30

### Todesfall.

Osnabrück. Am 10ten d. M. früh um 7 Uhr, entschlief mein unvergeßlicher Vater, der achteime Justizrath, Justus Möser, im 74sten Jahre seines Alters. Meinen Sönnern, Verwandten und Freunden mache ich diesen mir so äußerst schmerzhaften Verlust bekannt, und von ihrer Theilnahme überzeugt, verbitte ich alle Beyleidsbezeugungen.  
J. v. Voigts,  
gebörne Möser.

### Bermischte Nachrichten.

Osnabrück. An Beiträgen für die Witwen und Waisen der in dem jezigen gemeinen Reichskriege gebildeten Eubraunschweigischen Soldaten, deren Sammlung höchsten Orts gestattet worden, sind ferner eingegangen:  
Von dem H. H. M. v. B. 5 Rthl. 24 mgr.  
— einem Ungenannten 1 Pistole.  
— d. H. Domb. v. Hammerstein 1 Pistole.  
— einigen Herren Geistlichen der Collegiatkirche zu St. Joh. 20 Rthl. 18 mgr.  
Noch ein Ungenannter 1 Ducaten.

Wer gegen ein Billiges, von Brodes irdisches Vergnügen in Gott, den zten und 4ten Theil abstecken will, den bitte ich recht sehr, es mir gütigst anzujagen.

S. Ehr. Bergel.

Wenn Jemand aus dem Natrupper- oder Heuerthore einen kleinen Garten zu vermietthen hat, der lang den Liebhaber im Intellig. Comtoir erfahren.

Die jezt eingetretene herbe Kälte, hat bereits veranlaßt, daß verschiedene Freunde der Armen gewünscht haben, die Noth derselben durch milde Beiträge zur Feuerung, vorerst in etwas mindern zu können. Es wird also Pflicht öffentlich bekannt zu machen, daß ferner für diesen

Winter der Herr Rathsherr Schleddehaus solche Beiträge annehmen und auch für die Vertheilung der dafür anzuschaffenden Feuerung sorgen werden. Man hofft daher durch die menschenfreundliche Beihilfe des vermögenden Theils der Einwohner sich in den Stand gesetzt zu sehen mit dieser Vertheilung den Anfang bald machen zu können, und erlaubt es nicht erst bemerklich machen zu dürfen, daß die Armuth einer solchen Unterstützung, besonders jezt, sehr bedürffe, um zu solchen Beiträgen aufzumuntern, welche den Vertheilungen eine längere Dauer, wie in den letztern Jahren veranlassen.

Bei der im vorigen Stück der Anzeige geschickenen Bekanntmachung, daß nemlich der Bramsche Bote Strietman seinen Dienst noch vor wie nach vorsteht, wurde unter andern dessen Koais bey Hr. Rathsherr Schleddehaus angewiesen, da diese Anweisung aber irrig geschehen, so wird hierdurch angezeigt, daß sein Koais nicht daselbst, sondern bey Hr. Rathsherr Schierboom an der Haase-Strasse ist, woselbst diejenigen, welche Briefe und Paqueten nach Bramsche und den umliegenden Dörtern zu bestellen haben, solche daselbst hinzusehen belieben.



Hünne

4.50

4.51 Jenny von Voigts. Portraitmalerei von unbekanntem Künstler, Öl auf Leinwand, rückwärtig bez.: »Frau J. v. Voigts-Rheetz [sic!], geb. Moeser«, nach 1800 – 645x495 mm – Aus dem Besitz des Grafen Friedrich Wilhelm von Görtz-Wrisberg in Königstein stammend, 1990 erworben.

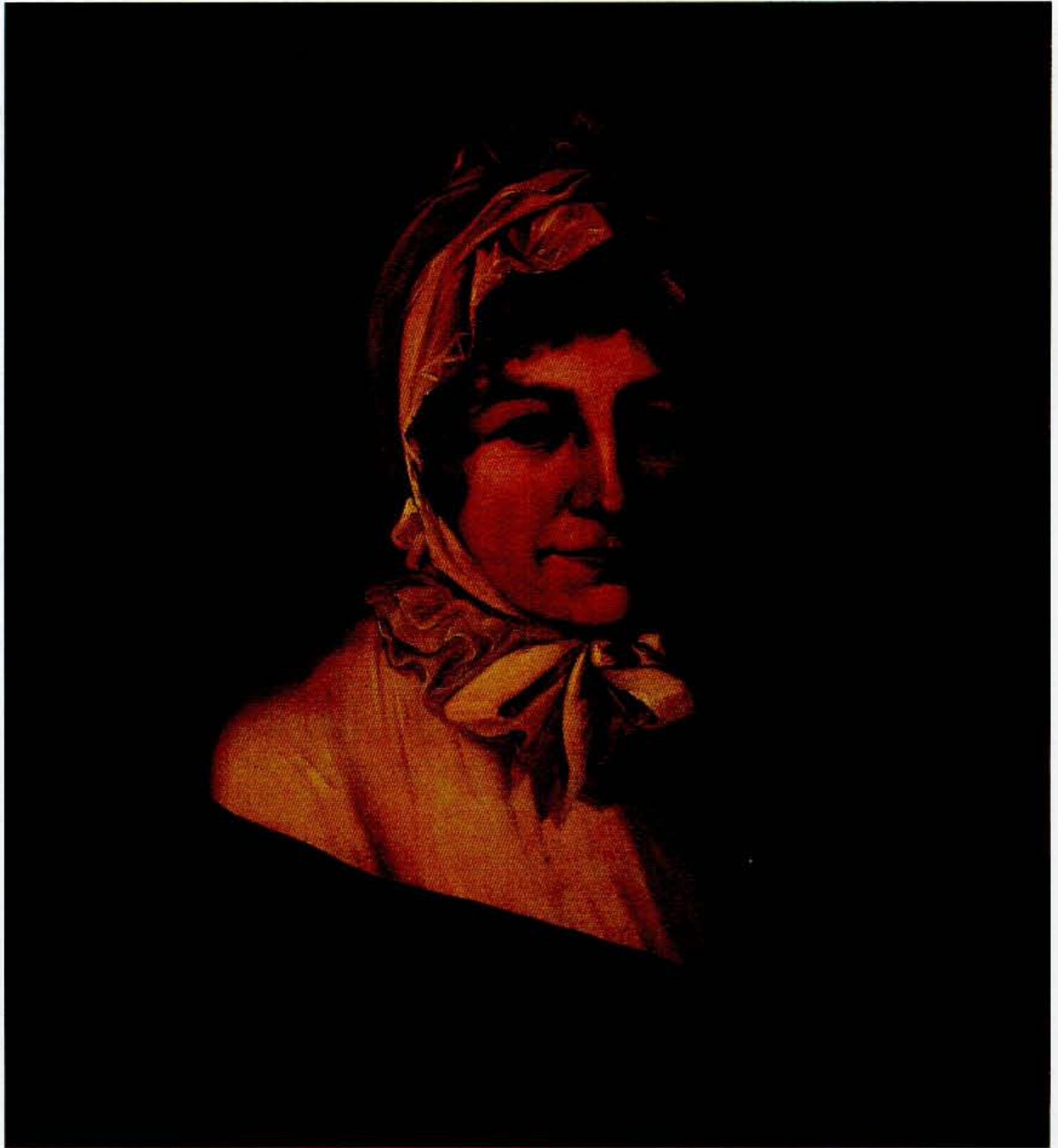
Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück: A 5004 b / Landschaftsverband Osnabrück

Wer ist Jenny von Voigts, die sich zeitlebens eher als Tochter ihres Vaters denn als Ehefrau versteht? Empfindsam, in einem spezifisch bürgerlichen Sinne sentimentalisiert, romantisch ohne eine Romantikerin wie ihre Zeitgenossin Caroline Michaelis oder Dorothea Veith zu sein, mit ausgebildetem Verstand ohne im engen Sinne des Wortes gelehrt zu sein – zu



4.51

Jenny von Voigts. Portraitmalerei, nach 1800



letzterem würde ihr »die notwendige Exaktheit, Rationalität und Zielorientierung« fehlen (U. und W. Sheldon). Wenn »alle Widersprüche, Konflikte und Probleme dieser umbruchreichen Zeit« im Leben der Jenny von Voigts gespiegelt gesehen werden, so ergibt sich damit eine Erklärungsgrundlage, um die auf den ersten Blick seltsam anmutenden Widersprüche aufzulösen. Das von Justus Möser in seinen »Patriotischen Phantasien« positiv geschilderte Frauenbild und die Lebenswirklichkeit seiner Tochter, die so gar nicht bodenständig und häuslich im traditionellen Sinne ist, deren Ehe ein Fiasko und deren haushälterische Qualitäten kritikwürdig in ihrer Zeit sind, ist historisch betrachtet nicht mehr und nicht weniger als der Ausdruck einer allgemei-

nen Konfliktlage. So trägt Jenny von Voigts in ihrem persönlichen Leben die Konflikte und Widersprüche aus, die sich zwischen ihrer tradierten Rolle als Frau, dem ihr aufoktroierten Geschlechtscharakter also, und einer veränderten Anspruchshaltung, gefördert durch frühauflärerische, durchaus emanzipatorische Vorstellungen und Wünsche, ergeben.

Versucht sie einerseits, dem väterlichen Frauenbild gerecht zu werden, so gelingt es ihr doch andererseits aufgrund von Erziehung und Lebenserfahrung als ungeliebte Ehefrau und anerkannte intellektuelle Partnerin des bewunderten Vaters nicht, die ihr Leben bestimmenden inneren Widersprüche selbstbewußt aufzulösen. P-K

>Sheldon/Sheldon 1971:1,21; Panke-Kochinke 1991



# Zeittafel

- 1601–1682 Zacharias Möser, geboren in Brandenburg an der Havel, Magister und Schulrektor in Magdeburg, Kiel und Hamburg.
- 1663–1699 Johann Möser, geboren in Hamburg, 1688 als Prediger nach Osnabrück berufen.
- 1690–1768 Johann Zacharias Möser, geboren in Osnabrück, studiert Jurisprudenz in Leyden und Halle, heiratet die Bürgermeisterstochter Regina Gertrud Elverfeld. Wird 1723 Gograf zu Iburg, 1735 Kanzlei- und Konsistorialrat, 1756 Kanzlei- und Konsistorialdirektor.
- 1716 Regina Juliana Elisabeth Brouning, Justus Möasers spätere Ehefrau, in Osnabrück geboren.
- 1720 Geburt Justus Möasers am 14. Dezember in Osnabrück, Taufe in St. Marien.
- 1740 Abgang vom Ratsgymnasium am 28. August, am 7. Oktober Immatrikulation als Student der Rechte in Jena.
- 1741 Wahl zum Sekretär der Osnabrücker Ritterschaft am 26. August, Bestätigung der Wahl am 24. Oktober.
- 1742 Immatrikulation in Göttingen am 16. Oktober. Ode: »Die weise und tapfere Regierung Sr. Königlichen Maj. in Preußen [...] Friedrichs« nach dem Frieden von Breslau.
- 1743 Mitglied der »Deutschen Gesellschaft« in Göttingen von Januar bis September. Oden im Namen der Gesellschaft, darunter: »Die gerechten und siegreichen Waffen [...] Georgs des Andern«.
- 1744 Amtsantritt als Sekretär der Ritterschaft, Vereidigung am 21. Januar, Antrag auf Zulassung zur Advokatur am 24. Februar, Zulassung zur Advokatenprüfung am 18. Mai.
- 1746 »Ein Wochenblatt«, erstes Stück, erscheint am 5. Januar; später unter dem Titel »Versuch einiger Gemälde unserer Zeit«. Erster Aufenthalt in Pyrmont mit Johann Friedrich von dem Bussche-Hünnefeld; Heirat mit Juliana Elisabeth Brouning in St. Katharinen am 25. Oktober, Wohnung an der Hasestraße.
- 1747 Ernennung zum »Advocatus Patriae« am 17. April, Vereidigung am 6. Mai. Das Wochenblatt »Die deutsche Zuschauerin« erscheint.
- 1748 Ode auf den Westfälischen Frieden.
- 1749 Geburt der Tochter Johanna Wilhelmina Juliana, genannt »Jenny«, am 5. Juni. »Arminius. Ein Trauerspiel« erscheint.
- 1750 »Lettre à Mr. de Voltaire«, das »Sendschreiben an Voltaire über den Charakter D. M. Luthers« erscheint.
- 1751 Reise nach Bentheim und Gutachten über die Verhältnisse in der Grafschaft. Der Bruder Johann Zacharias, 1726 in Osnabrück geboren, geht als Sekretär des niederländischen Konsuls nach Tripolis; 1753 kehrt er nach Osnabrück zurück. Geburt des Sohnes Johann Ernst Justus am 2. September. Ablehnung der angebotenen Amtsadvokatur in Celle.
- 1755 Möasers Bruder Johann Zacharias wird Aktuar beim Kriminalgericht.
- 1756 Ernennung zum Syndikus der Ritterschaft am 10. Januar, Vereidigung am 14. Januar. Ernennung von Möasers Vater zum Direktor der Land- und Justizkanzlei am 18. August. »Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften« erscheint in Hannover. Reise nach Blankenburg, Besuch bei Gleim in Halberstadt.
- 1757 Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges nehmen französische Truppen das Hochstift Osnabrück ein.
- 1758 Die Truppen der englisch-preussischen Allianz rücken in Osnabrück ein; Möser wird Deputierter der Landstände für die Verhandlungen über Kriegsforderungen an das Hochstift Osnabrück.
- 1760 Zum Geburtstag des Herzogs Ferdinand von Braunschweig überreicht Möser am 12. Januar die Schrift »Unterthänigste Vorstellung und Bitte mein, Joseph Patridgen, Gene-



ralentrepreneurs der Winterquartierlustbarkeiten bei der Hohen Alliierten Armee« in dessen Winterquartier bei Marburg.

1761 Tod des Fürstbischofs von Osnabrück, Clemens August. Beginn der Regierungsvakanz. »Harlekin, oder die Vertheidigung des Groteske-Komischen« erscheint in Hamburg.

1762 Ernennung zum Rat und Justitiarius beim Kriminalgericht am 3. Februar. Das »Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jacob Rousseau« entsteht, wird aber erst 1765 gedruckt.

1763 Übernahme der Regierungsgeschäfte im Hochstift Osnabrück durch Georg III. von England am 5. Januar.

Abreise Möser im Auftrag der Stände nach London zur Fortsetzung der Verhandlungen über die Kriegslasten am 5. November.

1764 Wahl Friedrichs von York zum Fürstbischof von Osnabrück.

Rückkehr Möser aus London im April; Ernennung zum Konsulenten ohne Stimmrecht bei den Regierungsräten, Vereidigung am 7. April.

1766 Zusammentreffen mit Lessing in Pyrmont im Juli.

Die Nr. 1 der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« erscheint am 1. September.

1767 Möser's Bruder Johann Zacharias stirbt.

1768 Möser's Vater stirbt.

Ernennung zum Regierungsreferendar am 29. März.

Hochzeit der Tochter Jenny mit Justus Gerlach von Voigts am 4. Mai in Melle.

Die »Osnabrückische Geschichte, Allgemeine Einleitung« erscheint in Osnabrück.

1772 Lichtenberg hält sich von September bis zum Februar 1773 zu astronomischen Messungen in Osnabrück auf.

Möser's Sohn Johann Ernst Justus Möser immatrikuliert sich in Göttingen am 20. Oktober.

1773 Die Vorrede zur »Osnabrückischen Geschichte. Allgemeine Einleitung« von 1768 erscheint in Herders Programmschrift des Sturm-und-Drang, »Von deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter«.

Tod des Sohnes in Göttingen am 9. Mai.

1774 Die beiden ersten Teile der Textsammlung »Patriotische Phantasien« erscheinen.

1776 Möser erhält das Stimmrecht bei Uneinigkeit der Räte der Osnabrücker Regierung.

1778 »Patriotische Phantasien, dritter Theil« erscheint.

1780 Neue, vermehrte Ausgabe der »Osnabrückischen Geschichte« in zwei Bänden. Gesuch um Entlassung aus dem Redaktionsdienst der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« am 21. Dezember.

1781 Die Gegenschrift an Friedrich II., »Über deutsche Sprache und Litteratur«, erscheint.

1782 Aufgabe der Leitung der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen«.

Gründung einer Aktiengesellschaft zum Schürfen von Silbererz.

1783 Amtsantritt Friedrichs von York als Fürstbischof von Osnabrück.

Ernennung Möser zum Geheimen Referendar und Geheimen Justizrat.

Beginn seiner Veröffentlichungen in der »Berlinischen Monatsschrift«.

1785 Verleihung des Zeichnungsrechts im Namen des Prinzen »bei Verhinderung des Wirklichen Geheimen Rats«.

1786 »Patriotische Phantasien, vierter Theil« erscheint.

1787 Tod der Ehefrau Regina Juliana Elisabeth am 31. Mai.

Die »Briefe aus Virginien« »Über die allgemeine Toleranz« beginnen in der »Berlinischen Monatsschrift« zu erscheinen.

1790 Aufsätze zur Französischen Revolution.

1792 Fünfzigjähriges Amtsjubiläum.

1794 Möser stirbt 8. Januar in Osnabrück. Beisetzung in der Marienkirche.

>Nicolai 1797; Lodtmann 1866, Berger 1978; Briefe 1992



# Literatur

## Quellen

Justus Möser, Sämtliche Werke. Hg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Oldenburg u.a. 1943ff. (**»AA«: Akademie-Ausgabe**)

- Bd. I: Wochenschriften, 1943  
 Bd. II: A. Gedichte. B. Drama: Arminius. C. Vermischte Schriften. Teil I, 1981  
 Bd. III: Vermischte Schriften. Teil II, 1986  
 Bd. IV: Patriotische Phantasien I, 1943  
 Bd. V: Patriotische Phantasien II, 1945  
 Bd. VI: Patriotische Phantasien III, o. J. [1954]  
 Bd. VII: Patriotische Phantasien IV, o. J. [1954]  
 Bd. VIII: Den Patriotischen Phantasien verwandte Aufsätze 1755–1772, 1956  
 Bd. IX: A. Den Patriotischen Phantasien verwandte Aufsätze 1773–1794. B. Den Patriotischen Phantasien verwandte Handschriften, 1958  
 Bd. X: Den Patriotischen Phantasien verwandte Handschriften, 1968  
 Bd. XI: Kommentar zu Bd. IV–X. Erarbeitet von Gisela Wagner, 1988  
 Bd. XII,1: Osnabrückische Geschichte. Allgemeine Einleitung 1768, 1964  
 Bd. XII,2: Osnabrückische Geschichte. Erster Teil 1780, 1965  
 Bd. XIII: Osnabrückische Geschichte. Zweiter Teil 1780. Dritter Teil, 1971  
 Bd. XIV,1: A. Historische Aufsätze 1753–1791. B. Historische Handschriften, 1976  
 Bd. XIV,2: Kommentar zu Bd. XII–XIV.1. Erarbeitet von Paul Götsching, 1990  
 Abeken, Bernhard Rudolf (Hg.): Justus Möser's sämtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse gemehrt, Berlin 1842f., 1858, 1868  
 Justus Möser Briefwechsel. Neu bearbeitet von William Sheldon in Zusammenarbeit mit Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penners und Gisela Wagner, Hannover 1992 (**»Briefe 1992«**)

Berger, Friedemann (Hg.): Justus Möser. Anwalt des Vaterlands. Ausgewählte Werke. Wochenschriften. Patriotische Phantasien. Aufsätze. Fragmente, Leipzig und Weimar 1978

Zieger, Winfried (Hg.) Justus Möser, Patriotische Phantasien. Ausgewählte Schriften, mit Nachwort und Anmerkungen, Leipzig 1986

Kanz, Heinrich (Hg.) Justus Möser als Alltagsphilosoph der deutschen Aufklärung. Textauswahl und Einleitung, Frankfurt am Main 1988

[Justus Möser:] Schreiben des Verfassers an seine Schwester über den angenehmen Aufenthalt zu Pymont [1746]. In: Erker, Brigitte: Justus Möser in Pymont 1746–1793, Bad Pymont 1991 (=Schriftenreihe des Museums im Schloß 17)

[Justus Möser:] Ein Bericht von Justus Möser über die öffentlichen Verhältnisse der Grafschaft Bentheim vom Jahre 1750 [Pro Memoria; richtig: 1751]. In: Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 9 (1870) 356–368, [Neudruck Osnabrück 1977]

Justus Möser, Harlekin [1761]. Texte und Materialien mit einem Nachwort hg. von Henning Boëtius, Berlin und Zürich 1968

[Justus Möser:] Deutsche Geschichte [1768]. In: Irmscher, Hans Dietrich (Hg.): Herder, Goethe, Frisi, Möser: Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter, Stuttgart 1988

Justus Möser, Patriotische Phantasien [1775–1786]. Auswahl und Nachwort von Siegfried Sudhof, Stuttgart 1970

[Justus Möser:] Über die deutsche Sprache und Literatur [1781]. In: Gutknecht, Christoph / Kerner, Peter (Hg.): Friedrich Der Große. De la littérature allemande. Französisch-Deutsch. Mit der Möser'schen Gegenschrift. Kritische Ausgabe, Hamburg 1969

## Nachschlagewerke, Biographische Literatur und Bibliographie

Allgemeine Deutsche Biographie, 1875ff. (**»ADB«**)

Neue Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1953ff. (**»NDB«**)

Engelmann, Wilhelm: Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche, Hildesheim 1969 [zuerst 1857] (**»E«**)

Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück, Bramsche 1990

Biographie Universelle Ancienne et Moderne, Paris 1811ff. Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. HRG, Berlin 1971

Meusel, Johann Georg: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Hildesheim 1967. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1802

Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon [...], Graz 1961, Nachdruck der Ausgabe Leipzig und Halle 1731ff.

Nicolai, Friedrich: Leben Justus Möser's, Berlin und Stettin 1797, [Neudruck in: Abeken, Friedrich (Hg.) Justus Möser, Sämtliche Werke, 1843 / 1858 / 1868, Bd. 10]

Stühle, Winold: Ueber Möser und dessen Verdienste um's Vaterland, nebst verschiedenen Bemerkungen über Staats-Verfassung, Osnabrück 1798

Bäte, Ludwig: Justus Möser. Advocatus Patriae. Frankfurt a.M. und Bonn 1961

Möser-Bibliographie 1730–1990, hg. von Winfried Woessler unter Mitarbeit von Brigitte Erker, Jochen Grywatsch, Folkert Klaassen, Tübingen 1994

## Wissenschaftliche Literatur

300 Jahre Oper in Hamburg, Hamburg 1977

450 Jahre Reformation in Osnabrück. V.D.M.I.A.E., Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, hg. von Karl Georg Kaster und Gerd Steinwascher, [Ausstellungskatalog], Bramsche 1993

Achenbach, B. / Joost, U.: Lichtenbergs äußere Erscheinung. In: Lichtenberg-Studien Bd. 1 (1991)

Aufklärung. Erläuterungen zur deutschen Literatur, Berlin (DDR) 1986<sup>8</sup>

Banniza v. Bazan, H.: Ahnenliste von Justus Möser, in: Osnabrücker Mitteilungen 66 (1954) 181–196; Korrekturen und Ergänzungen in OM 68 (1959) 391–397 und OM 69 (1960) 127–129

Bär, Max: Abriß einer Verwaltungsgeschichte des Regierungsbezirkes Osnabrück, Hannover und Leipzig 1901

Bäte, Ludwig: Goethe und die Osnabrücker. Mit unbekanntem Bild- und Handschriftenwiedergaben, Berlin 1970

Bäte, Ludwig: Osnabrücker Theater im 18. Jahrhundert, Osnabrück 1930



- Bauer, Bruno: Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, Aalen 1965. Neudruck der Ausgabe 1843–45
- Bauer, Jens-Heiner: Daniel Nikolaus Chodowiecki. Das Druckgraphische Werk. Galerie H. J. Bauer, Hannover 1984<sup>2</sup>
- Bausinger, Hermann: Justus Möser. In: Wiese, Benno von (Hg.): Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts, Berlin 1977, 176–190
- Bausinger, Hermann: Konservative Aufklärung – Justus Möser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 68 (1972) 161–178
- Beck, Georg: Polis und Philosophieentstehung. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von frühgriechischer Philosophie und Poliskonstitution, Diss. Osnabrück 1988
- Berghaus, Peter / Diepenbroick-Grüter, Hans-Dietrich Frhr.v.: Porträt 1: Der Herrscher. Graphische Bildnisse des 16. bis 19. Jahrhunderts aus dem Porträtarchiv Diepenbroick [Katalog zur Ausstellung im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster], Münster 1978
- Bloch, Ernst: Naturrecht und menschliche Würde, Frankfurt am Main 1980
- Bödeker, Hans Erich / Hermann, Ulrich (Hg.): Aufklärung als Politisierung – Politisierung der Aufklärung, Hamburg 1987
- Bödeker, Hans Erich / Iggers, Georg G. / Knudsen, Jonathan B. / Reill, Peter H. (Hg.): Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, Göttingen 1986 (=Veröffentlichungen der Max-Planck-Gesellschaft für Geschichte 81)
- Böning, Holger / Siegert, R.: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990
- Borchardt, Knut: Die Industrielle Revolution in Deutschland 1750–1914. In: Ders. (Hg.): Die Entwicklung industrieller Gesellschaften (=Europäische Wirtschaftsgeschichte Bd. 4), Stuttgart und New York 1977
- Borchers, Walter: Osnabrücker Bildhauer und Maler des 18. und 19. Jahrhunderts. Katalog [zur] Ausstellung des Museums in Verbindung mit dem Kulturamt und dem Museumsverein der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1950
- Borchers, Walter: Osnabrück vom Barock zum Jugendstil. Bürger und Bauten. Katalog [zur] Ausstellung des Städtischen Museums Osnabrück, September und Oktober 1955, Osnabrück 1955
- Borchers, Walter: Osnabrücker Bildnisse aus Museumsbesitz. Katalog [zur] Ausstellung des Städtischen Museums Osnabrück, Osnabrück 1955
- Borchers, Walter: Volkskunst in Westfalen, Münster 1979<sup>3</sup> (=Der Raum Westfalen Bd. IV: Wesenszüge seiner Kultur, Viertes Teil)
- Borchers, Walter: Zum Schaffen von Johann Conrad Schlaun. In: Osnabrücker Mitteilungen 68 (1959) 214–217
- Brandt, Reinhard: Möser und Kant. In: Möser-Forum 1 (1989) 176–191
- Brockmeier, Peter u.a.: Voltaire und Deutschland. Quellen und Untersuchungen zur Rezeption der französischen Aufklärung, Stuttgart 1979
- Bruch, Rudolf vom: Die Rittersitze des Fürstentums Osnabrück, Osnabrück 1982 Neudruck der Ausgabe 1930
- Brüdermann, Stefan: Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert, Göttingen 1990
- Buck, Henning: »Von deutscher Art und Kunst 1773«. Sturm und Drang-Programmatik bei Herder, Goethe und Möser. [Ausstellungskatalog] Osnabrück 1992 (=Schriften der Universitätsbibliothek 4)
- Buck, Henning: Der Literarische Arminius – Inszenierungen einer sagenhaften Gestalt. In: Schlüter, Wolfgang (Hg.): Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land. Archäologische Forschungen zur Varusschlacht, [Ausstellungskatalog] Bramsche 1993, 267–281
- Buck, Henning: Medienlandschaft um 1800. In: Panke-Kochinke, Birgit / Spilker, Rolf (Hg.): Verzögerter Aufbruch. Frühindustrialisierung in Osnabrück 1780–1870, Bramsche 1994 (=Industriekultur in Osnabrück. Eine niedersächsische Stadt im Industriezeitalter, Bd. 1.1)
- Bürgerliches Leben im 18. Jahrhundert. Daniel Chodowiecki 1726–1801. Zeichnungen und Druckgraphik, hg. vom Städelschen Kunstinstitut und Städtische Galerie Frankfurt am Main, Frankfurt 1978
- Busch, Werner: Das Ende der klassischen Bilderzählung. In: Fehr, Michael / Grohé, Stefan (Hg.): Geschichte – Bild – Museum. Zur Darstellung von Geschichte im Museum, Köln 1989, 127–166
- Campe, Johann Heinrich: Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben. Mit Erläuterungen, Dokumenten und einem Nachwort von Hans-Wolf Jäger, Hildesheim 1977 [Neudruck der Ausgabe Braunschweig 1790], Clemens August. Fürstbischof, Jagdherr, Mäzen. [Ausstellungskatalog], Meppen und Sögel 1987
- Crusius, Eberhard: Die Land- und Justizkanzlei in Osnabrück, Osnabrück 1952
- Crusius, Eberhard: Osnabrück zur Möserzeit. Eine Ausstellung archivalischer Zeugnisse, Göttingen 1955
- Crusius, Eberhard: Der Freundeskreis der Jenny von Voigts. In: Osnabrücker Mitteilungen 68 (1959) 221–272.
- Darnton, Robert: Glänzende Geschäfte. Die Verbreitung von Diderots Encyclopédie oder: Wie verkauft man Wissen mit Gewinn?, Berlin 1993
- Demandt, Alexander: Winckelmann und die alte Geschichte. In: Johann Joachim Winckelmann 1717–1768. Hg. v. Thomas W. Gaethgens. Hamburg 1986, 301–315
- Dening, Marsali L.: Im »jetzigen englischen Geschmack« und »blos moralisch« – Möser's Abhandlung »Der Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. In: Möser-Forum 2 (1994)
- Ducret, Siegfried: Fürstenberger Porzellan, 3 Bde. Braunschweig 1965, Bd. III
- Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emazipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland, Frankfurt am Main 1986
- Eibl, Karl: »...Mehr als Prometheus...«. Anmerkungen zu Goethes »Baukunst«-Aufsatz. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 25 (1981) 238–248
- Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie, Darmstadt und Neuwied 1985
- Erdmann, Johann Eduard: Grundriss der Geschichte der Philosophie, Band 2, Berlin 1878
- Erker, Brigitte / Goltz, Manfred / Siemsen, Martin / Woessler, Winfried: Zwei Jahre Möser-Dokumentationsstelle (1985/86). Ein Arbeitsbericht. In: Möser-Forum 1 (1989) 283–302
- Erker, Brigitte: Justus Möser in Pyrmont 1746–1793, Bad Pyrmont 1991 (=Schriftenreihe des Museums im Schloß 17)
- Ermatinger, Emil: Deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung, bearb. von Eugen Thurner und Paul Stapf. Mit einer Einleitung von Adam Wandruszka, Frankfurt 1969 (=Handbuch der Kulturgeschichte, neu hg. von Eugen Thurner)
- Esrig, David (Hg.): Commedia dell'arte. Eine Bildgeschichte der Kunst des Spektakels, Nördlingen 1985
- Fetscher, Iring: Rousseaus politische Philosophie. Zur Geschichte des demokratischen Freiheitsbegriffs. Frankfurt am Main 1978
- Fiegert, Monika / Welker, Karl H.L.: Aufklärung auf dem Land. Anspruch und Wirklichkeit im Fürstbistum Osnabrück. In: Möser-Forum 2 (1994)
- Finsen, Hans Carl: Das Werden des deutschen Staatsbürgers, Kopenhagen und München 1983



- Frankenfeld, Alfred: Justus Möser im Siebenjährigen Kriege und am englischen Hofe, Diss. Göttingen 1922
- Galen, Hans / Ottenjann, Helmut (Hg.): Westfalen in Niedersachsen. Kulturelle Verflechtungen: Münster-Osnabrück-Emsland-Oldenburger Münsterland. [Ausstellungskatalog], Cloppenburg 1993
- Georg Christian Schütz der Ältere 1718–1791. Ein Frankfurter Landschaftsmaler der Goethezeit. [Ausstellungskatalog], Frankfurt 1992
- Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung, [Ausstellungskatalog], München und Wien 1992
- Gerteis, Klaus: Physiokratismus und aufgeklärte Reformpolitik. In: *Aufklärung* 2 (1978) H. 1, 75–94
- Göres, Jörn (Hg.) Goethes Leben in Bilddokumenten, München 1981
- Göttsching, Paul: Justus Möser's Staats- und Geschichtsdenken. Der Nationsgedanke des aufgeklärten Ständetums. In: *Der Staat. Zs. für Staatslehre, Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte* 22 (1983) H 1/4, 33–64
- Gruenter, Rainer / Hinz, Andreas (Red.): Das Reich der Jahreszeiten. [Katalog zur] Ausstellung Strauhof Zürich, Zürich 1989
- Gruenter: Das Reich der Jahreszeiten. In: *Gruenter / Hinz* 1989, 9–37
- Haarmann, Erich: Wie sah Möser aus? In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück* 59 (1939) 1–44
- Hammerstein, Notker: Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert, Göttingen 1972
- Handrick, Wolfgang: Die pragmatische Armee 1741–1743, München 1991 (=Beiträge zur Militärgeschichte 30)
- Hansen, Günther: Formen der Commedia dell'arte in Deutschland, Emsdetten 1984
- Haym, Rudolf: Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt, 2 Bde., Osnabrück 1978. Neudruck der Ausgabe Berlin 1880
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, In: *Theorie-Werkausgabe des Suhrkamp Verlages*, Bd. 20, Frankfurt am Main 1978
- Herbster, Rainer, »Die Astronomie ist vielleicht diejenige Wissenschaft, worin das wenigste durch Zufall entdeckt worden ist [...]«, Lichtenbergs astronomisches Werk, in: *Georg Christoph Lichtenberg [Katalog]* 1992, 132–140
- Heuvel, Christine van den: Beamtenschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550–1800, Osnabrück 1984 (=Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 24)
- Hinck, Walter (Hg.): Sturm und Drang. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch. Durchges. Neuauflage Frankfurt/Main 1989.
- Hinrichs, Ernst: Aufklärung in Niedersachsen. Zentren, Institutionen, Ausprägungen, Göttingen 1990
- Hinske, Norbert (Hg.): Was ist Aufklärung? Beiträge aus der Berlinischen Monatsschrift, Darmstadt 1990<sup>4</sup>
- Höfener, Heiner: Nachwort. In: *Nic. Machiavel von der Regierungskunst eines Fürsten. Anti-Machiavel oder Versuch einer Kritik.* [Neudruck der Ausgaben Frankfurt und Leipzig 1745], Dortmund 1978
- Hoffmann, Detlef: Überlegungen zum Problem einer politischen Ikonographie der deutschen Aufklärung. In: *Bödeker / Herrmann* 1987, 118–149
- Hoffmann, Edith: Darstellung des Bürgers in der Malerei des 18. Jahrhunderts, Diss. München 1935
- Hoffmeyer, Ludwig: Chronik der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1980<sup>4</sup>
- Hoffmeyer, Ludwig: Die Fürsorge für die Armen, Kranken und Waisen in Osnabrück, in: *Osnabrücker Mitteilungen* 51 (1929) 1ff.
- Hoffmeyer, Ludwig: Wo ist Justus Möser geboren? In: *Osnabrücker Mitteilungen* 38 (1913) 244–253
- Hofmann, Werner (Hg.): Europa 1789. Aufklärung, Verklärung, Verfall. Ausstellung der Hamburger Kunsthalle zum 200. Jahrestag der Französischen Revolution [Katalog], Köln und Hamburg 1989
- Hollmann, Wolfgang: Justus Möser's Zeitungsidee und ihre Verwirklichung. München 1937 [Mit umfangreicher Bibliographie] (=Zeitung und Leben 40)
- Holtzhauer, Helmut: Goethe-Museum. Werk, Leben und Zeit Goethes in Dokumenten, Berlin und Weimar 1969
- Hummel, Gert: Aufklärerische Theologiekonzepte im 18. Jahrhundert, in: *Sauder / Schlobach* 1985, 9–24
- Jänecke, Wilhelm: Das klassische Osnabrück. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerhauses zwischen 1760 und 1840, Osnabrück 1980. Neudruck der Ausgabe Dresden 1913
- Jørgensen, Sven Aage u.a.: Aufklärung, Sturm und Drang, Frühe Klassik 1740–1789, München 1990 (=Geschichte der Deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart 6)
- Joost, Ulrich /Schöne, Albrecht (Hg.): Georg Christoph Lichtenberg Briefwechsel, München 1983ff.
- Karrenbrock, Reinhard: Aspekte einer Kunstlandschaft. In: *Galen / Ottenjann* 1993, 107–329
- Kaster, Karl Georg / Verspohl, Franz-Joachim (Hg.): Das Osnabrücker Schloß. Stadtresidenz, Villa, Regierungssitz, Bramsche 1991 (= Osnabrücker Kulturdenkmäler Bd. 5)
- Kaster, Karl Georg: »Meliorisierung« und »Möbliierung«. Das Schloß als hannoversches Allod zwischen 1698 und 1802. In: *Kaster / Verspohl* 1991, 229–269
- Kayser, Hildegard: Niederländische und flämische Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts, [Katalog der Stüve-Sammlung des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück], Osnabrück 1983
- Keller, Harald: Goethes Hymnus auf das Straßburger Münster und die Wiedererweckung der Gotik im 18. Jahrhundert 1772/1972, München 1974 (=Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1974, Heft 4)
- Kempf, Thomas: Aufklärung als Disziplinierung. Studien zum Diskurs des Wissens in Intelligenzblättern und gelehrten Beilagen der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, München 1991
- Kempf, Thomas: Lichtenberg und die Generalkarte des Hochstifts Osnabrück aus dem Jahre 1774. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 2 (1989) 87–96
- Klippel, Diethelm: Naturrecht als politische Theorie. Zur politischen Bedeutung des deutschen Naturrechts im 18. u. 19. Jahrhundert. In: *Bödeker / Hermann* 1987, 267–295
- Knudsen, Jonathan B.: Justus Möser: Local History as Cosmopolitan History. In: *Bödeker u.a.* 1986, 324–343
- Knudsen, Jonathan: Justus Möser and the German Enlightenment, Cambridge 1986
- Kohlmann, Theodor: Zinngießerhandwerk und Zinngerät in Oldenburg, Ostfriesland und Osnabrück 1600–1900, Göttingen 1972
- Krebs, Roland: Von der Liebestragödie zum politisch-vaterländischen Drama. Der Hermannstoff im Kontext der deutsch-französischen Beziehungen. Zu Johann Elias Schlegels und Justus Möser's Hermannstücken. In: *Wiegels, Rainer / Woesler, Winfried (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte, Mythos, Literatur,* Paderborn 1994
- Krusch, Bruno: Justus Möser und die Osnabrücker Gesellschaft. In: *Osnabrücker Mitteilungen* 34 (1909) 244–373
- Kuhnert, Reinhold P.: Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert, Göttingen 1984 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 77)
- Langer, Ralf M.: Wohin am Sonntagnachmittag? Osnabrücker Kaffeeschenken des 19. Jahrhunderts im Überblick. In: *Langer, Ralf M. / Panke-Kochinke, Birgit*



- / Spilker, Rolf: Clubs, Cafes und Knappschaftsbiere. Zur Vereins- und Freizeitgeschichte, Bramsche 1993, 45 ff.
- Lengelsen, Monika: Sein und Schein im Wechsel des Jahres. In: Gruenter / Hinz 1989, 97–136
- Lenzing, Rudolf: Von Möser bis Stüve. Ein Jahrhundert Osnabrücker Pressegeschichte als Spiegel des Bürgertums, Osnabrück 1924
- Lochter, Ulrich: Justus Möser und das Theater. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis im deutschen Theater des 18. Jahrhunderts, Osnabrück 1967
- Lodtmann, Justus Friedrich Günther: Genealogie der Möser'schen Familie. Aus den noch darüber vorhandenen Acten und Urkunden, Osnabrück 1866
- Lorenzen, Brigitte: Justus Möser's Patriotische Phantasien – Studien zur Erzählhaltung, Göttingen 1956
- Maisak, Petra: Aspekte der Kunst im Sturm und Drang. In: Perels 1988, 223–291
- Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1971
- Martens, Wolfgang: Möser als Wochenschriftenschafer. In: Möser-Forum 1 (1989) 46–63
- Maurer, Michael: Aufklärung und Anglophilie in Deutschland, Zürich 1987
- Maurer, Michael: Justus Möser in London 1763/64. Studien seiner produktiven Anverwandlung des Fremden. In: Conrad Wiedemann (Hg.): Rom-Paris-London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen, Stuttgart 1988, 571–583
- Maurer-Schmoock, Sybille: Deutsches Theater im 18. Jahrhundert, Tübingen 1982 (=Studien zur deutschen Literatur 71)
- Medick, Hans: Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus. In: Berdahl, Lüdtke, Medick u.a.: Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982, 157–204
- Meinz, Manfred: Kunstreiche Erinnerungen. Goldschmiedearbeiten und Gläser zum Gedenken an Osnabrücker Bischöfe. In: Kunst und Antiquitäten (1976), H. 3, 37ff.
- Meinz, Manfred: Der letzte Osnabrücker Fürstbischof Friedrich von York. Keramische Zeugnisse seines Lebens. In: Keramos, Heft 134, 1991, 29–40
- Meyer, Horst: Bücher im Leben einer Verwaltungsjuristen. Justus Möser und seine Bibliothek. In: Buch und Sammler. Private und öffentliche Bibliotheken im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1979, 149–158
- Mildenberger, Hermann: Johann Heinrich Wilhelm Tischbein. Goethes Maler und Freund, Neumünster 1986
- Moes, Jean: Justus Möser et la France. Contribution à l'étude de la réceptions de la pensée française en Allemagne au XVIIIème siècle, Metz 1981
- Moes, Jean: Justus Möser et la révolution américaine. In: La révolution américaine vue par les périodiques de langue allemande 1773–1783, hg. von Roland Krebs und Jean Moes unter Mitwirkung von Pierre Grappin, Metz 1992
- Möller, Horst: Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai, Berlin 1974
- Möller, Horst: Fürstenstaat oder Bürgernation. Deutschland 1763–1815, Berlin 1989 (=Siedler Deutsche Geschichte / Die Deutschen und ihre Nation)
- Morley-Fletcher, Hugo: Porzellan aus Meissen, Wiesbaden 1971
- Muschg, Adolf (Hg.): Goethe. Sein Leben in Bildern und Texten, Frankfurt am Main 1982
- Naumann, Manfred (Hg.): Artikel aus Diderots Enzyklopädie. Auswahl und Einführung, Frankfurt/Main 1985
- Oberdiek, Alfred: Göttinger Universitätsbauten. 250 Jahre Baugeschichte der Georg-August-Universität, Göttingen 1989
- Olligs, Heinrich (Hg.): Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart Bd. 1, Braunschweig 1970
- Osnabrück. 1200 Jahre Fortschritt und Bewahrung. Profile bürgerlicher Identität. Ausstellung Dominikanerkirche Osnabrück vom 15. Juli – 16. November 1980 [Katalog], Nürnberg 1980
- Panke-Kochinke, Birgit: Die anständige Frau. Konzeption und Umsetzung bürgerlicher Moral im 18. und 19. Jahrhundert, Pfaffenweiler 1991
- Panke-Kochinke, Birgit: Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert, Pfaffenweiler 1993
- Perels, Christoph (Hg.): Sturm und Drang. [Katalog zur Ausstellung des Freien Deutschen Hochstift. Frankfurter Goethe-Museum], Frankfurt 1988
- Perels, Christoph: Die Sturm und Drang-Jahre 1770–1776 in Straßburg. In: Perels 1988, 47–83
- Philippi, F.: Justus Möser's Geburtshaus. In: Osnabrücker Zeitung vom 11. Dezember 1893
- Pikulik, Lothar: Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland, Göttingen 1984
- Plachta, Bodo: Damnatur – Toleratur – Admittitur. Studien und Dokumente zur literarischen Zensur im 18. Jahrhundert, Tübingen 1994
- Plachta, Bodo: Möser's Handexemplar der »Osnabrückischen Geschichte«. In: Möser-Forum 1 (1989) 259–272
- Pleister, Werner: Die geistige Entwicklung Justus Möser's. In: Osnabrücker Mitteilungen 50 (1929) 1–89
- Pohl, Friedrich Wilhelm: Luthers Erbe – Der magische Kern bürgerlicher Rationalität. In: Ders. / Türcke, Christoph: Heilige Hure Vernunft. Luthers nachhaltiger Zauber, Berlin 1983
- Prinz, Joseph: Die ältesten Landkarten des Fürstentums Osnabrück. In: Osnabrücker Mitteilungen 64 (1950) 110–145
- Promies, Wolfgang (Hg.): Lichtenberg, Schriften und Briefe, München 1967ff.
- Promies, Wolfgang: Der Bürger und der Narr oder das Risiko der Phantasie. Sechs Kapitel über das Irrationale in der Literatur des Rationalismus, Frankfurt 1987 [zuerst 1966]
- Reichardt, Rolf / Schmitt, Eberhard (Hg.): Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820, Heft 9: Bastille, München, 1988
- Renger, Reinhard: Justus Möser's amtlicher Wirkungskreis. Zu seiner Bedeutung für Möser's Schaffen. In: Osnabrücker Mitteilungen 77 (1970) 1–30
- Riha, Karl: Commedia dell' Arte. Mit den Figurinen Maurice Sands, Frankfurt am Main 1985<sup>5</sup>
- Rückert, Joachim: Justus Möser als Historiker. In: Möser-Forum 2 (1994)
- Rudersdorf, Manfred: Justus Möser, Kurfürst Franz von Köln und das Simultaneum von Schleddehausen: Der Osnabrücker Religionsvergleich von 1786. In: Bade, Klaus J. / Jarck, Horst-Rüdiger / Schindling, Anton (Hg.): Schleddehausen – Kirchspiel – Landgemeinde. 900 Jahre Schleddehausen, Bissendorf 1990, 107–136
- Runge, Hermann: Geschichte des Osnabrücker Buchdrucks, Zweiter Teil. In: Osnabrücker Mitteilungen 33 (1908) 67–166
- Runge, Joachim: Justus Möser's Gewerbetheorie und Gewerbepolitik im Fürstbistum Osnabrück in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Berlin 1966
- Rupprecht, Ludwig: Justus Möser's soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters. Stuttgart 1892
- Sachse, Wieland: »Sey getrost Bruder, Du lebst unter einem weisen Könige«, Wirtschaft und Gesellschaft des Kur-



- fürstentums Hannover. In: Georg Christoph Lichtenberg [Katalog] 1992, 100–107
- Sauder, Gerhard (Hg.): Johann Gottfried Herder 1744–1803, Hamburg 1987
- Sauder, Gerhard / Schlobach, Jochen (Hg.): Aufklärungen. Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1986
- Schierbaum, Heinrich: Justus Möser's Stellung in den deutschen Literaturströmungen während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Osnabrücker Mitteilungen 33 (1908) 167–216
- Schindling, Anton: Osnabrück, Nordwestdeutschland und das Heilige Römische Reich zur Zeit Möser's. In: Möser-Forum 1 (1989) 211–222
- Schindling, Anton: Ernst August I. von Braunschweig-Lüneburg (1629–1698). Ein Aufsteiger im barocken Reich. In: Kaster / Verspohl 1991, 35–54
- Schivelbusch, Wolfgang: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München 1980.
- Schlumbohm, Jürgen: Bauern und Heuerlinge in Landwirtschaft und Leinengewerbe: Das Kirchspiel Belm um 1810. In: Heimatbuch Belm, Belm 1985, 225–244
- Schlumbohm, Jürgen: Bauern – Kötter – Heuerlinge. Bevölkerungsentwicklung und soziale Schichtung in einem Gebiet ländlichen Gewerbes: das Kirchspiel Belm bei Osnabrück, 1650–1860. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 58 (1986) 77–88
- Schmid, Christoph: Die Mittelalterrezeption des 18. Jahrhunderts zwischen Aufklärung und Romantik, Frankfurt am Main u.a. 1979
- Schmidt, Anke: Der Zinngießer und seine Kunden. Artland, Bersenbrück, angrenzende Gebiete, Cloppenburg 1989 (=Materialien zur Volkskultur, nordwestliches Niedersachsen, Bd. 14)
- Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd.I: Von der Aufklärung bis zum Idealismus, Darmstadt 1985
- Schmidt, Peter: Studien über Justus Möser als Historiker. Zur Genesis und Struktur der historischen Methode Justus Möser's, Göppingen 1975
- Schmitt, Hanno: Philanthropinismus und Volksaufklärung im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Vierhaus 1992
- Schmitt, Peter: Schauspieler und Theaterbetrieb. Studien zur Sozialgeschichte des Schauspielerstandes im deutschsprachigen Raum 1700–1900, Tübingen 1990
- Scholke, Horst / Wappler, Gerlinde: Die Sammlungen des Gleimhauses. Teil 1: Briefe und Porträts, Halberstadt 1986
- Schöll, Norbert: Vom Bürger zum Untertan. Zum Gesellschaftsbild im bürgerlichen Roman, Düsseldorf 1973
- Schoneweg, Eduard: Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg. Ein Beitrag zur niederdeutschen Volks- und Altertumskunde, Osnabrück 1985. Neudruck der Ausgabe Bielefeld 1923
- Schröder, Jan: Justus Möser als Jurist. Zur Staats- und Rechtslehre in den Patriotischen Phantasien und in der Osnabrückischen Geschichte, Köln u.a. 1986 (=Osnabrücker Rechtswissenschaftliche Abhandlungen 5)
- Schroeder, Hans-Christoph: Die Amerikanische Revolution. Eine Einführung, München 1982
- Schulz, Ursula: Die Berlinische Monatsschrift (1783–1796). Eine Bibliographie. Mit einer Einleitung von Günter Schulz, Hildesheim 1969
- See, Klaus von: Der Germane als Barbar. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 13 (1981) 42–72
- Seeba, Hinrich C.: Winckelmann: Zwischen Reichshistorik und Kunstgeschichte. Zur Geschichte eines Paradigmawechsels in der Geschichtsschreibung. In: Bödeker u.a. 1986, 299–323
- Segschneider, Ernst Helmut: Das alte Töpferhandwerk im Osnabrücker Land, Bramsche 1983 (=Schriften des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück 4)
- Selinger, Suzanne Therese: Winckelmann, Möser and Savigny. A Study in the development of German historicism. Diss. Yale University 1965
- Selle, Götz von: Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937, Göttingen 1937
- Sellert, Wolfgang: Rechtswissenschaft und Hochschulpolitik – Münchhausen und die Juristische Fakultät. In: Stackelberg, Jürgen v. (Hg.): Zur geistigen Situation der Zeit der Göttinger Universitätsgründung 1737, Göttingen 1988, 57–84
- Sheldon, Ulrike: Drei Gelegenheitsgedichte von Justus Möser. In: Möser-Forum 1 (1989) 64–75
- Sheldon, William und Ulrike: Im Geiste der Empfindsamkeit. Freundschaftsbriefe der Mösertochter Jenny von Voigts an die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau 1780–1808, Osnabrück 1971 (=Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 17)
- Sheldon, William: The Intellectual Development of Justus Möser. The Growth of a German Patriot, Osnabrück 1970
- Siebern, Heinrich / Fink, Erich: Die Kunstdenkmale der Provinz Hannover IV: Regierungsbezirk Osnabrück und Stadt Osnabrück, Osnabrück 1978. Neudruck der Ausgabe Hannover 1907
- Siebers, Winfried: Circulation der Ideen. Justus Möser und die Aufklärung in Nordwestdeutschland, [Ausstellungskatalog], Osnabrück 1991 (=Schriften der Universitätsbibliothek 3)
- Siebers, Winfried: Die Bildnisse Justus Möser's. Ein Verzeichnis. In: Möser-Forum 2 (1994)
- Smith, Horton N.: Justus Möser and the British. In: German Life and Letters 5 (1951/52) 47–56
- Soboul, Albert: Kurze Geschichte der Französischen Revolution, Berlin 1982
- Spechter, Olaf: Die Osnabrücker Oberschicht im 17. und 18. Jahrhundert. Eine sozial- und verfassungsgeschichtliche Untersuchung, Osnabrück 1975 (=Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 20)
- Spellerberg, Gerhard: Daniel Casper von Lohensteins ›Arminius‹-Roman: Frühes Zeugnis des deutschen Chauvinismus oder Beispiel eines barockhumanistischen Patriotismus? In: Wiegels, Rainer / Woesler, Winfried (Hg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte, Mythos, Literatur, Paderborn 1994
- Spinoza, Benedictus de: Ethica. Ordine Geometrico demonstrata, Lateinisch/deutsch, Stuttgart 1977
- Stauf, Renate: Justus Möser's Konzept einer deutschen Nationalidentität. Mit einem Ausblick auf Goethe, Tübingen 1991
- Stolleis, Michael: Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. Bd 1.: Reichspublizistik und Policywissenschaft 1600–1800, München 1988
- Sturm und Drang. Erläuterungen zur deutschen Literatur, Berlin (DDR) 1988<sup>7</sup>
- Stutthoff, Ludger J.: Gotik im Barock. Zur Frage der Kontinuität des Stiles ausserhalb seiner Epoche. Möglichkeiten der Motivation bei der Stilwahl, Münster 1990
- Sührig, Hartmut: Kalender – zur Publizistik eines Massenkommunikationsmediums vom 18. bis 20. Jahrhundert. In: Archiv für die Geschichte des Buchhandels 22 (1981) 207–234
- Szarota, Elida Maria: Einführung in den Arminius-Roman Lohensteins. In: Daniel Casper von Lohenstein: Großmüthiger Feldherr Arminius, Hildesheim, New York 1973 [Faksimile-Neudruck]
- Thiel, Roger: Die Macht-Maschine. Zu Theorie, Poetik und Strategie eines Systems: Encyclopédie. In: Gutenberg. 550 Jahre Buchdruck in Europa, bearb. von Paul Raabe [Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel], Weinheim 1990, 107–123



- Vierhaus, Rudolf: Montesquieu in Deutschland. Zur Geschichte seiner Wirkung als politischer Schriftsteller im 18. Jahrhundert. In: Collegium Philosophicum. Studien Joachim Ritter zum 60. Geburtstag, Basel und Stuttgart 1965, 403–437
- Vierhaus, Rudolf: Deutschland im 18. Jahrhundert: soziales Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung. In: Aufklärung, Absolutismus, und Bürgertum in Deutschland. Hrsg. v. Franklin Kopitzsch, München 1976, 173–191
- Vierhaus, Rudolf: »Patriotismus«, Begriff und Realität einer moralisch politischen Haltung. In: Herrmann, Ulrich (Hg.) »Die Bildung des Bürgers«. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert, Weinheim und Basel 1982, 119–131
- Vierhaus, Rudolf: Historisches Interesse im 18. Jahrhundert. In: Bödeker u.a. 1986, 264–275
- Vierhaus, Rudolf (Hg.): Kultur und Gesellschaft in Nordwestdeutschland zur Zeit der Aufklärung. Bd. 1: Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns, Heidelberg 1992 (=Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 13)
- Voltaire, François Marie Arouet: Candide oder Der Optimismus, in: Voltaire – Sämtliche Romane und Erzählungen, Band 1, Frankfurt am Main 1978
- Wagner, Gisela: Justus Möser und das Osnabrücker Handwerk in der vorindustriellen Epoche. In: Osnabrücker Mitteilungen 90 (1985) 143–161
- Wagner, Gisela: Lebenssituation und Lebensführung der Frauen in der Sicht Justus Möser. In: Osnabrücker Mitteilungen 98 (1993) 115 ff.
- Wagner, Gisela: Justus Möser – Erbe und Wirkung. In: Möser-Forum 2 (1994)
- Wagner, Gisela: Justus Möser – Beiträge zu seiner Biographie. In: Osnabrücker Mitteilungen 99 (1994)
- Walz, Alfred: Die künstlerischen Vorlagen. In: Weißes Gold aus Fürstenberg, 1988, 103–111
- Watson, J. Steven: The Reign of George III. 1760–1815, Oxford 1960
- Weber, Peter (Hg.): Berlinische Monatsschrift (1783–1796). Hrsg. von Friedrich Gedike und Johann Erich Biester. Auswahl, Leipzig 1985
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 1987
- Weißes Gold aus Fürstenberg. Kulturgeschichte im Spiegel des Porzellans 1747–1830 [Ausstellungskatalog Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig], Münster und Braunschweig 1988
- Welker, Karl H. L.: Ernst August III. von Braunschweig-Lüneburg (1674–1728). Fürstbischof von Osnabrück. In: Galen / Ottenjann 1993, 368ff.
- Welker, Karl H. L. / Siemsen, Martin: Möser als Grundherr. In: Osnabrücker Mitteilungen 94 (1989) 185–194
- Welker, Karl H. L.: Behandlungskontrakt statt Eigengründung: Erbpacht statt Eigenbehörigkeit. In: Möser-Forum 1 (1989) 223–256
- Welker, Karl H. L.: Möserliteratur der achziger Jahre. In: Das 18. Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts. 14 (1990) H. 1, 62–72
- Westermeyer, Ansgar: Das Osnabrücker Schloß. In: Kaster / Verspohl 1991, 55–96
- Westhoff-Krummacher, Hildegard: Westfalen als Absatzmarkt für Fürstenberger Porzellan. In: Weißes Gold aus Fürstenberg [...], 1988, 21–31
- Westhoff-Krummacher, Hildegard: Deutsch-französische Begegnung in Porzellan. In: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Das Kunstwerk des Monats, Dezember 1989
- William Hogarth 1697–1764. Das vollständige graphische Werk, Gießen 1988<sup>3</sup> [1. Aufl.: Katalog zur Ausstellung Neue Gesellschaft für Bildende Kunst in der Staatlichen Kunsthalle Berlin 1980]
- Wilton-Ely, John: Giovanni Battista Piranesi – Vision und Werk, München 1978
- Woesler, Winfried (Hg.): Möser-Forum, Bd. 1: Münster 1989; Bd. 2: Osnabrück 1994
- Woesler, Winfried: »... ob unsere Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei?« Justus Möser antwortet Friedrich II. In: Espagne, Michel / Werner, Michael (Hg.) Transfers. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIXe siècle), 393–408; Wiederabdruck in: Möser-Forum 1/1989, Münster 1989, 192–207
- Woesler, Winfried: Die Idee der deutschen Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Garber, Klaus (Hg.): Nation und Literatur im Europa der frühen Neuzeit, Tübingen 1989, 716–733
- Wolff Metternich, Beatrix Frfr. v.: Die Porträtbüsten der Manufaktur Fürstenberg unter dem Einfluß der Kunstkritik Lessings. In: Keramos, Heft 92 (1981) 19–68
- Wormsbächer, Elisabeth: Daniel Nikolaus Chodowiecki. Erklärungen und Erläuterungen zu seinen Radierungen. Ein Ergänzungsband zum Werkverzeichnis der Druckgraphik, hg. von Jens-Heiner Bauer, Hannover 1988
- Wuthenow, Ralph-Rainer (Hg.): Zwischen Absolutismus und Aufklärung – Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Reinbek 1980 (=Deutsche Literatur – Eine Sozialgeschichte Bd. IV.)
- Ziessow, Karl-Heinz: Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert. Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften 1790–1840. Textteil, Cloppenburg 1988 (=Materialien zur Volkskultur. Nordwestliches Niedersachsen 12)
- Zimmermann: Rolf Christian: Die kritische Replik der deutschen Spätaufklärung und Klassik auf Arminius-Enthusiasmus und Germanen-Utopie der Epoche. In: W. Wittkowski (Hg.): Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit, Tübingen 1988, 109–133

### Fotonachweis

- Ursula Edelmann, Frankfurt: S. 111  
 Rudolf Wakonnig, Münster: S. 34, 80, 87, 99, 124